This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

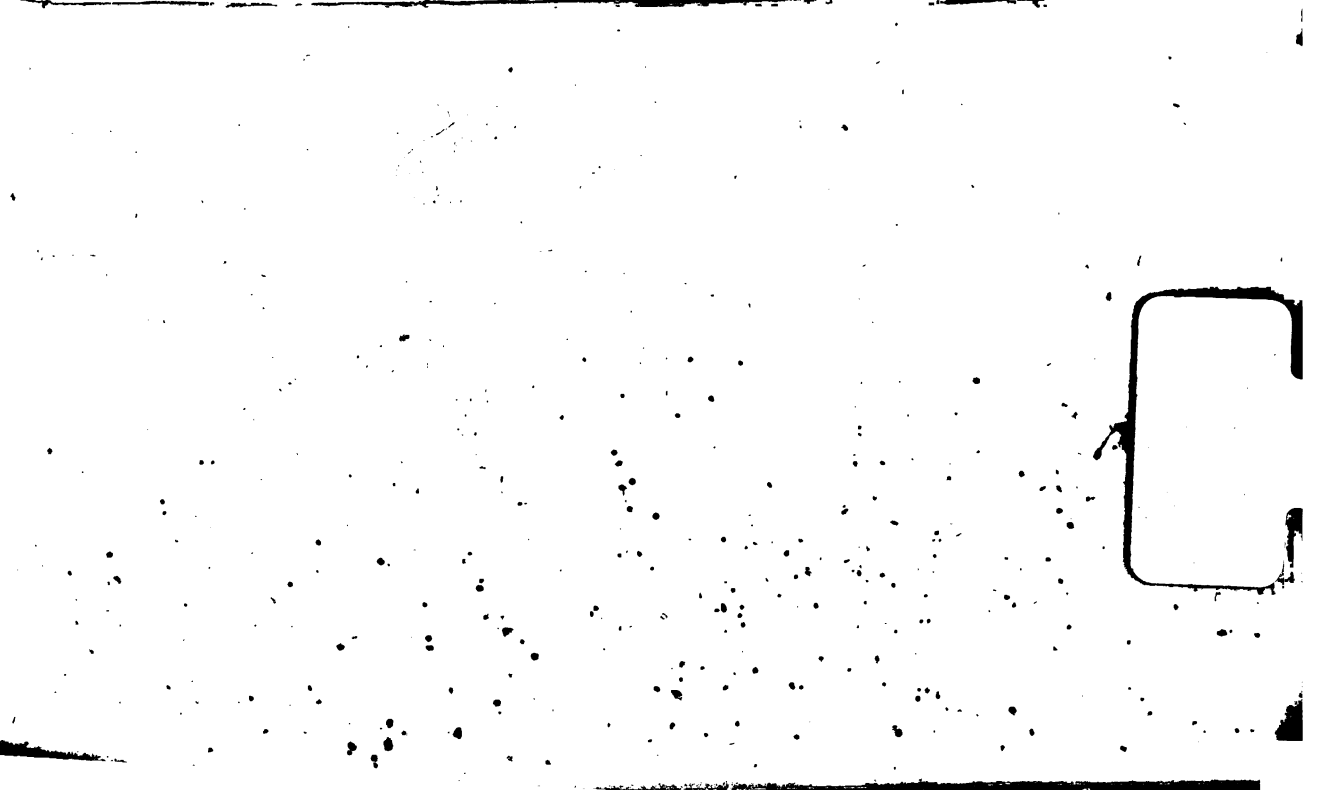
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

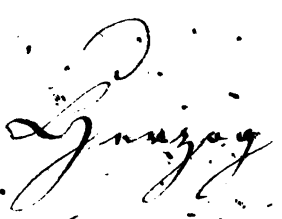
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X004061951





Sammlung

interessanter

und

durchgängig zwekmäßig

abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

Joachim Heinrich

J. H. Campe.

Erster Theil.

Mit Allerhöchst. gnädigst. Kaiserl. Königl. Privilegio.

Reutlingen,
gedrukt bey Johannes Grözinger,
1796.

EXCHANGE
OCT 23

G
175
.C88
1787

v.1-2
Copy 1

An

die königlichen Prinzen

Heinrich und Ludewig

von Preussen.

Gnädigste,
und sehr geliebte Prinzen,

Ich bin kein Freund von Zueignungsschriften; aber ich bin ein groſser Freund von Dankbarkeit: und was hat ein armer kleiner Schriftsteller, wodurch er sich gegen königliche Personen für oft wiederholte Beweise von Gnade und Liebe erkenntlich bezeigen könnte, als etwa — eine armselige Zueignungsschrift? Erlauben Sie daher, gnädigste und theuerste Prinzen, daſs

ich Ihnen dieses Büchlein widme, nicht etwa um Ihnen bei dieser Gelegenheit zu schmeicheln — denn das verstehe ich nicht, und Gottlob! daß ich hinzusetzen darf, das mögen Sie auch nicht — sondern blos, um Ihnen bei dieser Gelegenheit einmal öffentlich zu sagen, daß ich über die vielen Merkmale von Gnade und Güte, deren Sie seit acht Jahren mich gewürdiget haben, tief gerührt bin.

Wollen Sie mir vergönnen, noch etwas hinzuzufügen, so sei es dieses:

Sie stehen jezt an der Schwelle der erhabenen Schaubühne, auf der Sie Ihre große Rolle, die eines Prinzen aus Friedrichs Stamme, spielen werden. Bald wird der Vorhang aufgezogen werden, und Europens Augen werden erwartungsvoll auf Sie gerichtet seyn. Viel, viel ist es, was die Welt von Friedrichs Neffen zu erwar-

ten

ten berechtiget ist, und — sehen Sie da die Größe meines Vertrauens! — ich wage es, mich im Namen meines Freundes, der Sie bildete, öffentlich zu verbürgen, daß Sie diese Erwartung alle, alle erfüllen werden.

Gott, der Sie zu Schuzgeistern für eine sehr beträchtliche Menge seiner Menschen auserſah, lasse Sie dieser Ihrer hohen und schönen Bestimmung immer eingedenk seyn. Er bewahre Ihre Herzen vor dem Gifte der Schmeichelei, und lasse Sie nie vergessen, daß seine Vorsehung Sie blos deswegen auf einen so erhabenen Standort hingestellt hat, damit Ihre Tugenden um so viel weiter gesehen würden, und damit die Folgen Ihrer menschenfreundlichen Thaten sich über Millionen Ihrer Brüder im Thale ergießen möchten.

Auch ich, theuerste Prinzen, stehe tief unter Ihnen im Thale, und habe mei-

nen Blick auf Sie geheftet, nicht um etwas für mich, sondern um Wohlthaten für unsere Mitmenschen von ihnen zu erflehn, und mich des Segens zu freun, der aus jeder Ihrer königlichen Tugenden über unsre Zeitgenossen und in die Nachwelt strömen wird.

Mit einem Herzen voll der ehrerbietigsten Liebe und Verehrung ersterbe ich

Ew. königl. Hoheiten,

Trittow,
den 1sten Mai, 1795.

unterthänigster Diener
Campe.

Vor-

Vorbericht.

Ich äusserte vor einigen Jahren die Meinung, „daß unter allen möglichen Lesereien, die man der Jugend in die Hände geben könnte, wohl keine in jeder Betrachtung für so nützlich seyn dürfte, als eine Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, dergleichen wir noch nicht hätten.“ — „Denn, fügte ich hinzu, wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschikt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntniß auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu romanenhaften Aussichten ins Leben und zu arcadischen Träumereien, zu welchen so viel andere Modebücher ihn einladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen

das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwäz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmak an ernsthaften und nüzlichen Unterhaltungen einzuflößen: so sind es gewiß solche Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Verfertigung man sowol in Ansehung der Sachen, als auch des Vortrages, dieses jugendliche Alter und jene Zwecke einzig und allein im Gesicht gehabt hätte.“ Ich schloß dieses Urtheil mit dem Versprechen, daß ich gelegentlich eine solche Sammlung veranstalten wollte, wenn ich anders finden würde, daß das Publikum hierin meiner Meinung wäre.

Wenn sich nun aus den vielen schriftlichen Aufforderungen, welche seitdem an mich ergangen sind, überall etwas schließen läßt: so ist es dieses, daß man meine Idee beifallswürdig gefunden habe, und daß die Ausführung derselben von vielen gewünscht werde. Ich habe mich daher bereitwillig finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Ein anderer Bewegungsgrund, mit dieser Sammlung grade jezt hervorzutreten, war dieser. Meine **Kinderbibliothek** ist nunmehr zu zwölf

Bänd-

Bändchen angewachsen, und der Beifall, womit man dieses Werk von Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mich versichert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten. Allein so wahrscheinlich es auch ist, daß das Publikum die Fortsetzung dieses kleinen Werkes gern sehen würde: so kann ich selbst doch nicht umhin, zu glauben, daß die Jugend mit kleinen poetischen und prosaischen Stücken moralischen Inhalts, dergleichen die Kinderbibliothek bisher enthalten hat, nunmehr hinreichend, oder vielmehr schon zum Ueberfluß, versorgt sey, und daß ein grösserer Vorrath davon aus mehr als einer Ursache schädlich werden könnte. Denn ohngeachtet ich mich nach meinen jedesmaligen Einsichten bemüht habe, in diese kleinen Aufsätze eine gesunde und nahrhafte Seelenspeise zu legen: so mußte ich sie doch, aus bekannten Gründen, zu sehr mit Naschwerk aufstutzen, wenn ich den Appetit der kleinen Menschen reizen und einem bei moralischen Gerichten nur zu leicht entstehenden Ekel vorbauen wollte. Naschwerk aber soll man sparsam genießen, und nicht zur täglichen Speise machen. Deswegen hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, den künftigen Theilen der Kinderbibliothek einen

andern

andern Inhalt unterschieben, von dem kein Mißbrauch dieser Art zu besorgen steht.

Und so entstand diese Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, welche nunmehr an die Stelle des bisherigen Inhalts der Kinderbibliothek tritt, und also zwar eine Fortsetzung dieses Werks, aber nach veränderten Zwecken ist.

Die zwölf ersten Bändchen der Kinderbibliothek waren für drei Perioden der Kindheit, d. i. für sechszehn- und zwölfjährige Kinder bestimmt, und hatten eine sich hierauf beziehende Abtheilung erhalten. Allein nach meiner jezigen auf reifere Erfahrung und Einsicht gegründeten Ueberzeugung sollte die litterarische Bildung der Kinder erst am Ende der Kindheit ihren Anfang nehmen. Ich konnte also für junge Kinder nichts mehr schreiben, weil ich jezt auf das innigste überzeugt bin, daß alles Lesen und schulmäßige Lernen diesem Alter zuverläßig schädlich und dem Gange, den die Natur bei der Entwickelung der Kindheit beobachtet, allemal zuwider ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung habe ich in einer besondern Abhandlung über die allzufrühe Ausbildung der Kinder dargelegt, die man im fünften Bande der allgemei-

nen

nen Revision des gesammten Erziehungswesens lesen wird. Auch aus diesem Grunde mußte der Plan meiner Kinderbibliothek geändert werden.

Und so weiß man denn nun auch, was für Leser ich diesem Werke wünsche, nemlich keine junge, sondern solche Kinder, welche sich dem jugendlichen Alter nähern. Darnach habe ich den Ton der Erzählung abgemessen; und wenn ja etwas von geographischen oder cosmographischen Kenntnissen dabei vorausgesezt wird, so sind es solche, die man heutiges Tages leider! schon bei jedem achtjährigen Kinde der gesitteten Stände anzutreffen gewohnt ist. Und ich schreibe dieses Werk für solche, welche wenigstens zwei Jahr älter sind, als diese.

Aus eben der Ursache habe ich auch geglaubt, in diesem Buche die gewöhnliche Rechtschreibung mit allen ihren, einmal eingeführten Widersprüchen aufnehmen zu müssen: weil ein junger Mensch zu der Zeit, da seine Erziehung für das bürgerliche Leben anfängt, an alles das gewöhnt werden muß, was in dieser bürgerlichen Welt nun einmal zur allgemeinen und unabänderlichen Sitte geworden ist.

Was

Was übrigens den Plan dieses Werks betrift, so werde ich unter allen Reisen, die ich kenne, die interessantesten aussuchen; und mit Weglassung dessen, was für die Jugend nicht gehört, nur dasjenige erzählen, was sie zu gleicher Zeit vergnügen und unterrichten kann. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genug an meine Quellen halten; aber ich werde zugleich an den Faden einer jeden Erzählung so viel gemeinnüzige Kenntnisse zu knüpfen suchen, als es, ohne sie ermüdend zu machen, nur immer geschehen kann. Ich war anfangs gesonnen, mich an eine chronologische Ordnung zu binden und mit den Entdeckungsreisen der Portugiesen nach Indien den Anfang zu machen: allein die ersten Europäer, welche fremde Welttheile besuchten und beschrieben, waren größtentheils erbärmliche Beobachter; und ich fand bald, daß es, bei dem Reichthum an bessern Nachrichten aus jenen Weltgegenden, sich der Mühe nicht belohne, den jungen Leser mit diesen, größtentheils dürren, und mit unvollständigen Beobachtungen oder fabelhaften Erzählungen durchwebten Reisebeschreibungen die Zeit zu verderben. Ich gab daher jenen Vorsaz auf, und sezte mir dagegen zum Ziel, meine jungen Leser, bei

ver-

verſtektem Plan und unter beſtändiger Abwechſelung, nach und nach in alle Weltgegenden zu leiten, und dabei unter mehreren Reiſebeſchreibern jedesmal denjenigen zu unſerm Führer zu wählen, welcher mir der unterhaltendſte und zugleich der ſicherſte ſcheinen wird. Ich habe indeß geglaubt, auch von den ältern minder reichhaltigen und intereſſanten Reiſen, diejenigen beſchreiben zu müſſen, denen wir die merkwürdigſten Entdeckungen zu verdanken haben, wie z. B. die von Vasco de Gama. Zuweilen werde ich Bemerkungen aus mehreren Reiſebeſchreibungen in eine einzige zuſammentragen, wie das ſchon im gegenwärtigen erſten Theile hie und da geſchehen iſt; und zur Beförderung der Kenntniß unſers Vaterlandes werde ich nicht ſelten die Beſchreibung kleiner Reiſen einſchieben, die ich ſelbſt theils ſchon gemacht habe, theils, wenn Zeit und Umſtände es vergönnen werden, von Zeit zu Zeit zu machen geſonnen bin.

Die im gegenwärtigen erſten Theile beſchriebenen Reiſen ſind aus folgenden Quellen geſchöpft:

Heemskerks Entdeckungsreiſe nach Spizbergen und Nova Zembla, aus Herrn Adelungs Geſchichte der Schiffahrten und Verſuche

suche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China; **Vasco de Gama's Reise nach Ostindien**, aus dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Was die kleine dritte Reise von **Trittow nach Wismar und Schwerin** enthält, habe ich aus eigener Beobachtung.

Mein Vorsaz ist, zu jeder Messe ein Alphabet dieser Sammlung erscheinen zu lassen: doch muß ich bitten, diese Nachricht nicht für ein Versprechen anzusehn, weil Mangel an Gesundheit oder anderweitige Geschäfte mich zuweilen zwingen dürften, im Rükstande zu bleiben. Trittow, den 1sten August 1785.

J. Jakob

I.

Jakob Heemskerks
und
Wilhelm Barenz
nördliche Entdeckungsreise
und
merkwürdige Schikſale.

I.

Einleitung.

Ich fange damit an, ihr jungen Freunde, euch in sehr kalte und öde Gegenden zu führen. Unsere erstere Reise soll nemlich nach **Spitzbergen** und **Nova Zembla** gehn; ihr wißt doch schon, was das für Länder sind, und wo sie liegen?

Aber laßt euch die Mühe nicht verdrieſſen, sie noch einmal auf der Karte aufzusuchen, damit euch die Lage derselben, während meiner ganzen Erzählung, unverrükt vor Augen schwebe. Ihr könnt den ersten den besten Planiglob dazu brauchen.

Seht ihr, da über Norwegen hinauf nach dem Nordpol zu, eine ziemlich groſſe und etliche kleinere Inseln neben einander liegen? Das ist

Spizbergen. Wenn der Name auch nicht dabei stünde, so könntet ihr doch nicht fehlen, weil es unter allen bekannten Ländern am weitesten gegen Norden liegt. Man hat nicht immer gewußt, daß da — so mitten im Eismeere — noch ein Land sey; auch weiß man, die Wahrheit zu sagen, noch jezt nicht gar viel davon. Was man aber bis jezt davon weiß, und wer es zuerst entdekt haben mag, das sollt ihr alles erfahren, wenn ihr nur weiter lesen wollt.

Nun senkt euren Blick von da, und zwar schief nach der rechten Hand zu, ein wenig herab, bis nahe an die nördliche Küste von Asien. Da werdet ihr eine andere, noch viel größere Insel liegen sehn, und die ist Nova Zembla. Die Russen nennen sie zwar Nowaja Semla, d. i. Neuland: aber weil der erste halb lateinische halb russische Name nun einmal gebräuchlich ist, so wollen wir ihn beibehalten.

Diese Insel wird durch eine Meerenge von Asien abgeschnitten, welche man Waigaz nennt. Seht doch einmal nach, ob auch die wohl auf euer Karte angegeben ist? Sollte es nicht seyn, so müßt ihr euch darüber nicht wundern; denn es ist noch nicht gar lange her, daß man noch zweifelhaft war, ob Nova Zembla mit Asien zusammenhienge, oder eine Insel wäre.

Macht nun einmal die Augen zu, und versucht, ob ihr euch die Lage dieser beiden Länder wohl

wohl so lebhaft vorstellen könnt, als wenn ihr noch beide Aug n darauf geheftet hättet. So müßt ihr es immer machen; so oft ihr ein Land, einen Fluß oder einen Ort auf der Karte angesehen habt; so mahlt ihr euch die Karten nach und nach in den Kopf, und dann könnt ihr die von Papier, die man nicht immer bei sich hat, zur Noth entbehren. Ich verlasse mich übrigens darauf, daß ihr euch bei der Lesung Reisebeschreibungen gewöhnen werdet, jedes zuvorkommende Land und jeden vorkommenden Ort, deren Lage ihr noch nicht vollkommen im Gedächtnisse habt, immer wieder von neuem auf der Karte aufzusuchen. Sonst würdet ihr mit viel geringerem Nuzen lesen, als ich wünsche, daß ihr thun möget.

Daß es in den Ländern, wovon hier die Rede ist, sehr kalt seyn müsse, das würdet ihr wohl von selbst schon vermuthen, wenn ihr es auch noch nie gehört hättet, weil ihr seht, daß sie so weit gegen Norden liegen. Wenn ich euch nun vollends sage, daß daselbst, während eines groſſen Theils des Jahrs die Sonne gar nicht aufgeht, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht ist: *) so wird

*) Die lange Nacht währt in Spizbergen vom 18ten October bis zum 14ten Februar. Dahingegen herrscht in dieser Gegend vom 4ten Mai bis zum 2ten August ein immerwährender Tag, weil in dieser Zeit die Sonne gar nicht untergeht. In Nova Zembla ist der lange Tag sowohl, als auch die lange Nacht schon etwas kürzer.

euch die fürchterliche Kälte, die da herrschen muß, noch begreiflicher seyn. Wollt ihr also je einmal dahin reisen, etwa um einer Wallfisch- oder Robbenjagd beizuwohnen: so vergeßt nicht, euch mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen, sonst würdet ihr es da nicht aushalten können.

Aber es ist Zeit, daß ich euch mit den Personen, deren Reise und Schikſale ich euch erzählen will, und mit der Absicht bekannt mache, welche sie in eine so unfreundliche Weltgegend führte. — Ich wißt doch alle, wo **Ostindien** liegt und durch welche Meere man von Europa aus dahinzuschiffen pflegt? Nun nehmt noch einmal den Planiglob vor euch, und bemerkt, welch ein gewaltig weiter Umweg es sey, wenn man z. B. aus **Holland**, erst durch den Kanal, dann im **atlandischen Weltmeer** vor **Frankreich**, **Spanien** und **Portugal** vorbei nach den **kanarischen Inseln**, von da an der afrikanischen Küste hinunter nach dem **Vorgebirge der guten Hoffnung**, und dann auf der andern Seite von Afrika wieder hinauf etwa nach der Insel **Java**, und von da wohl gar noch weiter hinauf nach **China** oder **Japan** segelt, um etwa chinesischen Thee oder japanisches Gold einzutauschen. Statt eines so langen Weges hätten die Europäer nun gar zu gern einen kürzern, und zwar gleichfalls zu Wasser gehabt: denn mit einem Landwege nach so weit entlegenen Ländern war ihnen wenig gedient; warum? Das mögt ihr selbst errathen. Da legte nun dieser und jener, besonders in Holland, die

Welt-

Weltkarte vor sich hin, guckte sie an, und dachte: wie? wenn man da bei Norwegen hinauf, dann rechts über Lappland, dem europäischen und asiatischen Rußland hin, bis ans Ende von Asien schifte, und dann zwischen Asien und Amerika wieder hinuntersegelte? Das wäre doch ein viel kürzerer Weg? Allerdings; und das muß versucht werden! sagten andere, rüsteten eilig Schiffe aus, und segelten darauf los.

Ihr werdet denken, nichts sei leichter gewesen, als diese Fahrt ausfindig zu machen, welche man die nordöstliche Durchfahrt zu nennen pflegt. Aber übereilt euch nicht in eurem Urtheile; denn so leicht das Ding auch aussieht, so schwer hat man es gefunden; und ich muß euch nur zum voraus sagen, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig damit geworden ist. „Das wäre! — Und was in aller Welt kann die Leute denn gehindert haben, ihre Absicht zu erreichen?“ Ein einziger verdrießlicher Umstand; wenn sie da oben über Rußland hinkamen, auf einmal saßen ihre Schiffe fest, und sie mußten Gott danken, wenn sie nur sich wieder losarbeiten und zurükfahren konnten, woher sie gekommen waren. Ich will's euch deutlicher sagen: das Meer da oben ist, der erstaunlichen Kälte wegen, voller Eis, welches bald in grossen Stücken, wie Berge, herumschwimmt, bald sich aneinander schließt, und vest steht, als wenn bei uns ein Teich zugefroren ist. Und seht deswegen wird es eben das Eismeer

genannt. Begreift ihr nun, warum es so leicht ist, einen Weg dardurch zu finden?

Zweimal hatten die Holländer schon versucht, diese nordöstliche Durchfahrt zu bewerkstelligen; aber jedesmal vergebens. Jetzt beschlossen sie, als brave Männer, die sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken lassen, einen dritten Versuch zu wagen. Es wurden zwei Schiffe dazu ausgerüstet. Zum Kommissarius oder Befehlshaber derselben ward **Jakob Heemskerk** ernannt. Die unter ihm dienenden Obersteuermänner **Wilhelm Barenz** auf dem einen, und **Johann Cornelius Nyp** auf dem andern Schiffe. — In dem folgenden Kapitel werden wir sie abfahren sehn.

Abfahrt von Amsterdam. Entdeckung der Bäreninsel und der Insel Spitzbergen.

Es war zu Anfang des Maimonats im Jahr 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel giengen. Den 18ten steuerten sie bei Vlieland, einer der Inseln, von welchen der Südersee eingeschlossen wird, vorbei, und segelten in die Nordsee. Wind und Wetter waren günstig; daher gieng's denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die schetlantischen oder hitlantischen Inseln im Gesicht, die ihr da oben im deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden könnt. Stellt euch vor, über hundert deutsche Meilen in vier Tagen! Das mußte rasch gehn.

Die Fahrt gieng immer gerade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegen über in derjenigen Gegend des nördlichen Ozeans, über welche man, in Gedanken wie ihr wißt, den nördlichen Polarcirkel gezogen hat. Am ersten Junius, also vierzehn Tage nach ihrer Abreise von Vlieland, hatten sie schon den 70sten Grad der nördlichen

Breite *) zurükgelegt; und an diesem Tage blieb ihm zum erstenmale die Nacht aus. Denn nun waren sie bis dahin gekommen, wo, in dieser Jahrszeit, die Sonne einige Monate lang gar nicht untergeht, sondern immer über dem Horizonte stehen bleibt, indem sie an demselben in 24 Stunden rund herumzulaufen scheint. Stellt euch, ihr lieben Leser, einmal etwas lebhaft vor, wie sonderbar einem dabei zu Muthe seyn müsse, wenn man aus einem Lande kommt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmal in eine Gegend versezt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so hell als am Tage, scheint: Nun sollte man wohl meinen, in einer solchen Gegend müsse es in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne da gar nicht untergeht, unausstehlich heiß seyn, weil wir bei uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft, nach einem schwülen Tage, sich wieder abzukühlen pflegt. Aber nein! In diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, troz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahrszeit so wenig über Hitze zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden für Kälte die Zähne im Munde klapperten. Sonderbar! Woher das doch wohl kommen mag? Denkt einen Augenblik darüber nach, ob ihr das wohl schon von selbst zu begreifen

*) Ich setze voraus, daß meine junge Leser wissen, was unter der Länge und Breite unserer Erdkugel verstanden werde.

greifen im Stand seyd. Wo nicht, so leset nur weiter.

Das kommt daher, weil die Sonne hier mitten im Sommer ohngefähr so niedrig am Himmel steht, wie bei uns in den kurzen Wintertagen. Da können also auch ihre Strahlen nur so von der Seite oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun wißt ihr aber wohl, daß es in einem Zimmer viel heisser wird, wenn die Sonne ihm grade gegen über steht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Ihr begreift also auch, daß es da oben, troz des ununterbrochnen Tages, auch im Sommer nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bei uns an einem schönen Wintage ist.

Und nun wird's euch nicht mehr wundern, wenn ihr hören werdet, daß unsere Reisende sich bald darauf mitten unter grossen Eisschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedekten. Es war am 5ten Junius, als diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmal ein großes Geschrei erhuben, und ihre Kameraden herbeiriefen, um eine ungeheure Menge Schwäne zu sehn, welche daher geschwommen kämen. Alle liefen herbei und freueten sich schon zum voraus auf die schönen Braten, die das geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Paar Duzend davon zu schiessen. Aber als sie die Augen weit aufgerissen und einen Augenblik unverwandt hingesehn hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Kameraden — sich

geirrt

geirrt und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schwäne angesehn hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Appetit nach Schwanbraten mußten sie sich denn wohl vergehen lassen.

Ein Paar Tage vorher hatten sie eine andre sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt. Sie sahen nemlich auf einmal drei Sonnen am Himmel stehn; und was dieses Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drei Regenbogen, welche sich in der Gegend dieser Sonnen durchkreuzten. Und was mochte denn das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als eine Sonne? Oder gieng es bei dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa **nicht mit rechten Dingen zu**, wie die alten Weiber sprechen? Ich will euch das Ding erklären, wenn ihrs noch nicht weißt.

Auch bei uns sieht man wohl zuweilen zwei, drei oder mehr Sonnen, auch wohl zur Nachtzeit eben so viel Monde am Himmel stehen, die man **Nebensonnen** oder **Nebenmonde** zu nennen pflegt. Das kommt nun daher. Es befinden sich zuweilen solche Dünste in der **Atmosphäre**, (ihr wißt doch, daß dies Wort so viel als Dunstkreis bedeutet?) durch welche die Sonnenstralen nicht hindurch dringen können, sondern von denen sie, wie von unsern Spiegeln, zurükprallen. Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegeln aus:

aus: denn indem die Sonnenstralen von ihnen zurükgeworfen werden, und in unsre Augen fallen, so sehen wir auf ihnen das Bild der Sonne, oder wenn es Stralen des Mondes waren, das Bild des Mondes. Gewöhnlicherweise pflegt eine solche Lufterscheinung bei uns sich im Winter zu ereignen, und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind. —

Unsere Seefahrer schifften nun einige Tage lang durch lauter Eisschollen hin, welche, je weiter sie kamen, immer grösser und dicker wurden. Am 9ten Junius entdekten sie Land. Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wohl seyn möchte: aber diese zeigten ihnen an der Stelle, wo sie sich jezt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land seyn müsse.

Man steuerte darauf zu, und sahe nun deutlicher, daß es eine, ungefähr fünf Meilen lange Insel wäre. Nachdem sie die Schiffe vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Schaluppe, und fuhr ans Land. Das erste, was sie hier erblikten, war eine große Menge Mewen-eier, die sie fleißig einsammelten, um einen Abendschmauß davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehn, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleiloth wäre ausgehauen worden. Es wurde ihnen sauer; indeß kamen sie doch glüklich hinauf. Aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen

sollten?

sollten? Daran schienen sie beim Hinaufklettern nicht gedacht zu haben? und das war sehr unbesonnen von ihnen gehandelt. Nicht ohne Schaudern blikten sie hinab, und sahen nunmehr mit Reue, wie viel sie, ohne Noth, gewagt hatten: denn zur Vergrößerung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges lauter spizige Felsenstücke, auf welchen man gar unsanft niederfallen würde. Indeß, was war zu thun? Sie waren nun einmal oben, und mußten wieder hinab. Da half also kein Zagen; als brave Kerle faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie oder auf den Bauch, und rutschten — alle glüklich hinunter. **Barenz**, welcher in der Schaluppe geblieben war, und ihnen zusahe, hatte sie schon alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblikten sie ein gräßliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit langen weissen zottigten Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe fürchterlich brummende Töne herausgurgelte. Meine jungen Leser errathen wohl schon, was für ein Thier dies Ungeheuer gewesen sey. Es war ein **weisser Bär**, dergleichen es nur in den nördlichsten Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären, theils durch ihre Größe, indem sie, wie schon gesagt, zwölf Fuß und darüber lang sind, theils durch ihre weisse Farbe, theils durch ihre grössere Raubgier, indem sie ohne Unterschied Menschen und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht

besteht in Fischen, Seehunden und todten Wallfischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise des Eismeers, und können schwimmen und untertauchen, wie die Enten.

Aber so fürchterlich dies Thier auch immer seyn mag, so hatte das Schiffsvolk doch Lust, es mit ihm aufzunehmen. Sie beschlossen, nicht etwa es von fern zu erschiessen, sondern daraus loszugehn, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Schaluppe und ruderten ihm entgegen. Aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit Aexten und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hizig und dauerte lange. Zwei ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis es ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin
So lang und breit er war.

Man schleppte den todten Körper ans Schiff, und zog ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fanden es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ohngeachtet andere es so wohlschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polarcirkels unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und wo keine Fleischer wohnen,

wohnen, von denen man Kälber, oder Schöpsenbraten kaufen könnte?

Dieser glüklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß, daß man die Insel, bei der man sich jezt befand, die **Bäreninsel** nannte. Wenn ihr auf dem Panigiob über Norwegen hinauf nach Spitzbergen hinsehet: so werdet ihr sie da liegen sehen. Vielleicht steht der lateinische Name: insula urforum, dabei.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker und steuerten abermals nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bei uns, aber nicht in jener Gegend, der Tag sich zum Ende neigt, sahen sie etwas Großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es —— ein todter Wallfisch sey, auf welchem eine große Menge Meven saßen, die sich sein Fett, oder auch seine Läuse wohl schmecken ließen. Schade, daß ihr noch nie einen Wallfisch gesehen habt, um euch so recht lebhaft vorzustellen, was das für ein Anblik seyn müsse, ein so ungeheures Geschöpf zu sehn! Ich kenne ihn freilich auch nur aus Beschreibungen und Abbildungen: aber laßt doch sehen, ob ich euch nicht einen und den andern Umstand von ihm erzählen kann, den ihr vielleicht noch nicht recht gewußt oder schon wieder vergessen habt.

Die

Die eigentliche Heimat des Wallfisches ist das Eismeer, sowol beim Nordpole, als auch beim Südpole; doch finden sie sich auch nicht selten in südlicheren Meeren ein. Er ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wol zweihundert Fuß lang und siebenzig bis achtzig breit waren: jezt aber, da man jährlich ein Paar tausend Stücke derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Grösse anzuwachsen. Sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu seyn. Der Kopf ist das gröste Stük an seinem Körper, und beinahe die Hälfte des Ganzen; aber sein Schlund ist nur vier Zoll breit, daher er auch nur von Heringen und Meerinsekten, die man Wallfischaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besezt, und häufig mit Seepflanzen, Korallen und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es halten sich eine Menge Insekten oder Läuse darinn auf, die ohngefähr einen Zoll lang sind, und welche von den Meven herausgepikt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt. Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfes, unterwärts nach dem Bauche hin, liegen, und nicht größer als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwei Löcher, durch welche er das eingeschlukte Wasser, wie eine Fontaine, in die Luft bläßt. Sein Oberkiefer — auf den Fall, daß ihr dies Wort noch nicht kennt, füge ich hinzu, daß

es so viel als der Oberkinnbacken bedeutet — enthält das, was wir **Fischbein** nennen, welches so groß und schwer ist, daß die ganze Schifsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schiff hinauf zu winden. Die Unterkinnlade besteht aus zwei mächtig großen Knochen, die zehn Fuß und darüber lang, beinahe einen Fuß breit und einen halben Fuß dick sind. Bei **Hamburg, Altona** und andern Orten, wo man jährlich Wallfischjäger ausschikt, braucht man diese Knochen zu Thorwegpfosten, oder man sägt sie in Stücken und rammelt sie, wie Pfäle, an solchen Oertern ein, wo keiner fahren oder reiten soll. Das ganze Thier besteht gröstentheils aus Speck, und dies ist es, wornach seine Feinde, die Menschen, hauptsächlich, trachten: denn aus diesem Speck macht man bekanntlich den Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, wie andre Säugthiere, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es so zu: An den beiden Springbrunnen, die er durch das Auslaufen des Wassers verursacht, erkennt man den Ort seines Aufenthalts, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Schaluppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der **Harpunier**, das ist, derjenige Mann, der mit der **Harpune** bewafnet ist. Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwei Widerhacken

und

und mit einem hölzernen Stiel versehn, und an einem Stricke befestiget. Sobald man nun dem Ungeheuer nahe genug gekommen ist — welches mit der äussersten Behutsamkeit geschehen muß, weil ein einziger Schlag mit dem Schwanze das Schiff zerschmettern würde — — wirft ihm der Harpunier mit der grösten Kraft, deren er fähig ist, den Wurfspieß in den Leib. Kaum ist dies geschehn, so begiebt der Wallfisch sich auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meeres und zwar mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Ziel der Harpune kaum eben so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worinn die Leute sind, wird dabei oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahin getrieben würde. Die Oberfläche des Meers färbt sich dabei vom Blut. Lange wühlt und tobt der verwundete Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deshalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen und spizigen Spiessen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darinn sitzen läßt, so daß er zulezt das Ansehn eines Wäldchens gewinnt. Endlich, wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt wie eine Insel darüber hervor. Dann werden Stricke daran befestiget, und alle Schaluppen und Böte vorgespannt; und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man **buchsiren** nennt.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck und die Ober-

kiefer oder den Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücken, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite des Wallfisches damit fertig, so wird er umgewandt, um das nemliche auf der andern Seite zu thun. Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beiden Knochen der Unterkinnlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windet und sie daselbst aufstellt, da dann mehr als ein Faß voll Thran aus denselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel und der weissen Bären.

Ich hoffe, meine wißbegierige jungen Leser werden mir diese kleine Ausschweifung nicht übel nehmen. Jezt kehre ich wieder zu unsern Seefahrern zurück.

Am 17ten und 18ten Junius mußten sie sich durch sehr viel Treibeis durcharbeiten, indem sie immer weiter gegen Norden segelten; worauf sie abermals an eine kleine Insel kamen. Dies war eine von denen, die ihr über der **Bäreninsel** unter **Spizbergen** liegen seht. Sie sahen daselbst nichts, was erzählt zu werden verdiente, und fuhren weiter.

Am folgenden Tage entdekten sie abermal Land: und dies war dasjenige, was man nachher **Spizbergen** genannt hat, weil man auf demselben viele spizige Berge hervorragen sieht. Unsere Seefahrer hielten es vor einen Theil von **Grönland**, worinn sie sich irrten.

Am

Am 21sten Junius warfen sie im Gesicht dieses Landes Anker. Ein Theil des Schiffsvolks ruderte in den Böten nach der Küste, um **Ballast** einzuholen. Was unter diesem Namen verstanden werde, wißt ihr schon; aber wenn ihr, wie ich vermuthe, mit Nachdenken lest, so wird euch wahrscheinlicher Weise die Frage einfallen: warum man denn jezt erst daran dachte, Ballast einzunehmen, nachdem man schon mehrere hundert Meilen zurükgelegt hatte? Wer unter euch getrauet sich, diese Frage zu beantworten? Der mache das Buch zu, und sage uns seine Meinung.

Getroffen, lieber Freund! — denn ich sehe im Geist, daß jeder meiner jungen Leser sogleich mit der Antwort fertig seyn wird: „das rührte daher, daß ein Theil von dem, was das Schiff bei seiner Abfahrt beschwerte, z. E. Brennholz und Lebensmittel, nun schon verraucht war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas anders gelegt werden, damit das Schiff wieder seine gehörige Schwere bekäme.“ Ich finde diese Antwort vollkommen richtig, und fahre daher fort.

Da die Matrosen Steine und Felsenstücke genug zusammengetragen hatten, und nun eben im Begriff wären, die Böte damit zu beladen: so kam ein grosser weisser Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, als wenn er ihnen den Krieg ankündigen wollte. Unsere Matrosen, denen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlos-

sen, seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegen zu rudern. Es geschahe. Jezt begegneten sie einander; und nun begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehr war damals noch nicht so gemein, als jezt. Unsere Kämpfer — die in den Böten versteht sich — waren daher auch nur mit Spiessen, Aexten und andern dergleichen Waffen versehn, womit sie ihrem Feind tapfer zusezten. Allein der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen oder krumm wurden. Daneben versuchte er einigemal zu **entern**, das heißt, das feindliche Fahrzeug fest zu halten, und Bord an Bord zu kämpfen. Statt der Enterhacken, deren man sich sonst dazu bedient, gebrauchte er seine Prazen, die er mit solcher Gewalt an das Vordertheil des einen Bootes schlug, daß, wenn der Schlag die Mitte des Schiffes getroffen hätte, das unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden seyn. Endlich mußte er dennoch unterliegen. Todt schleppte man ihn an Bord, und zog ihm die Haut ab, welche diesmal dreizehn Fuß lang war.

3.

Beschreibung von Spizbergen. Reise von da nach Nova Zembla.

Dieses Land ist eines der ödesten und kältesten in der Welt. So weit man von der See her sehen kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen. Ausser einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Strauch, kein Baum. Nur im Julius und August hat man da etwas, was einem Sommer einigermassen ähnlich sieht; aber auch dieses Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterscenen unterbrochen. Der Himmel ist fast beständig trübe. Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr seltenes. Die lange Winternacht, welche, wie schon oben erwähnt worden, hier beinahe vier Monate währt, wird durch häufige und sehr hell flimmernde Nordlichter einigermassen erträglich gemacht.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnen sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der Vorsehung grade diese hierhergesäet zu haben: denn sie sind ein vortreffliches Mittel gegen den Scorbut, eine Krankheit, von der die Seefahrer besonders in diesen nördlichen Gegenden, so viel zu leiden haben!

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, ausser mancherlei Wassergeflügel, weisse Bären, Rennthiere und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind, und deren Pelzwerk sehr geschäzt wird. Von den weissen Bären habe ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauchbarsten und nüzlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keiner andern als in nördlichen Gegenden gedeien will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers geben ihm Speise; das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte gegen Wind, Kälte und Regen; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle des schönsten Pferdes. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Flaschen und Beutel aus der Blase. Und, was das Bewundernswürdigste ist, dieses so nüzliche Thier, ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts, als Moos und troknes Laub, und auch von diesen braucht sein Herr keinen Vorrath auf den Winter einzusammeln. Es weiß beides selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee bedekt ist. Es krazt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit den Füßen weg, und nicht lang, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennt hier nicht die Weisheit der Vorsehung, welche diesem Thiere, welches sie für den kalten und unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht befriedigende Bedürfnisse gab!

Uebri-

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmükt, welches bei den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spizbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten dieses Landes, das Meer und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bei uns nicht kennt, und von denen ich euch daher einige nennen und beschreiben muß. Da sind z. B. ausser den Wallfischen, der **Robbe** oder Seehund, das **Wallroß**, der **Schwerdtfisch**, der **Haifisch**, und andere.

Der **Robbe** oder Seehund, den man auch wohl Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch, nur die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande, des Winters auf dem Eise und im Wasser aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe mit abgeschnittenen Ohren. Das Maul und die Nase sind ihm mit Haaren bewachsen, welche den sogenannten Spürhaaren unserer Katzen gleichen. Ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile seines Leibes. Es hat nur zwei kurze Vorderfüsse, die er zum gehen oder vielmehr zum Fortrutschen brauchen kann: denn seine Hinterfüsse, die zwei kleinen Fischschwänzen gleichen, sind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm, wie Floßfedern, nur zum Rudern. Seine Länge beträgt vier bis acht Fuß. Der dicke Spek

dieses Thiers giebt gleichfalls Thran; daher man, wenn es mit dem Wallfischfange nicht glücken will, eine Heerde Seehunde todtzuschlagen pflegt, um sich schadlos zu halten. Einige Schiffe segeln auch recht eigentlich in der Absicht hin, um eine Ladung von Seehundsspeck einzuholen. Sie liegen, besonders wenn die Sonne scheint, in großer Menge auf dem Eise, und schnarchen. Hier geht man mit Keulen bewafnet auf sie los, und da sie mit ihren beiden kurzen Beinen nicht geschwind entfliehen können: so ist es leicht, ihrer viele zu erlegen. Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie nun zwar betäubt, aber nicht getödtet; denn sie haben ein sehr zähes Leben. Man hat Beispiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Skelet desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Meergras oder Seetang und Fischen. Uebrigens ist dieses Thier für die armseligen Polarmenschen, d. i. diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen und ihre Kähne mit seinem Felle u. s. w. Auch bei uns macht man von dem Felle desselben Tabackstaschen für die Landleute, und beschlägt die Reisekoffer damit. *)

Das

*) Abbildungen vom Wallfische, vom weißen Bären, vom

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel gröſſer und ſtärker, ungefähr ſo dick und lang als ein Ochs iſt, einen viel dickern und rundern Kopf, und zwei große Hauer im Maule hat, die wohl eine Elle und darüber lang ſind. Dieſe Zähne werden, wegen ihrer auſſerordentlichen Weiſſe, noch höher geſchätzt, als Elfenbein. Sie liegen gleichfalls Heerdenweiſe auf dem Eiſe oder auch im Waſſer und ſchnarchen. Wenn ſie angegriffen werden, vertheidigen ſie ſich herzhaft, ſtehen auch einer dem andern treulich bei, ſuchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu faſſen und umzuſtürzen, und brüllen dabei wie die Ochſen. Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, ſo verfolgen ſie das Boot mit ſolchem Eifer, daß ſie oft unter ſich in Streit gerathen, indem einer dem andern vorzueilen ſucht. Man tödtet ſie blos um ihrer Zähne willen; denn Speck haben ſie nicht, und ihr Fleiſch iſt ungenießbar.

Der Schwerdtfiſch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachſen iſt, mißt er achtzehn bis zwanzig Fuß, und iſt an zwei Zentner ſchwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwerdt hervor, nur daß er eingekärbt iſt, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man dieſen Fiſch auch wol zuweilen Sägefiſch genannt. Er iſt des Wallfiſches Erbfeind, und

vom Seehunde und vom Wallroſſe, könnt ihr in vielen Büchern, unter andern in Raffs Naturgeſchichte für Kinder ſehn.

und setzt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann, sagt man, nimmt er zu seiner Beute blos die Zunge des Wallfisches, und läßt das übrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwerdtfisch mit einem Wallfische im Kampf ist: so hüten sie sich wohl, ihn zu stören. Sie sehen vielmehr geruhig zu, weil sie wissen, daß sie, in diesem Falle, ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwerdtfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig, und schleppt die große Masse eine Strecke fort, ohngeachtet einige Schaluppen voll Matrosen sich nach der entgegengesetzten Richtung fortzurudern bemüht sind.

Von dem fürchterlichen **Haifische**, der auch in andern Meeren lebt, habe ich schon in der **Entdeckung von Amerika** eine Beschreibung gemacht. Es sei mir daher erlaubt, meine jungen Leser darauf zu verweisen; und nun wieder zu unsern Reisenden zurück zu kehren.

Diese segelten einige Tage an der Küste dieses öden Landes herum, legten sich an verschiednen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie aber überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre; so beschlossen sie, ihre Reise fortzusetzen, um, wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage: wohin sie ihren Lauf von da aus eigentlich nehmen sollten? und

hier-

hierüber waren die beiden Steuermänner in ihren Meinungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen, behauptete, daß man noch weiter gegen Norden steuern müsse, in der Hofnung, ein von Eise freies Meer daselbst zu finden; Barenz hingegen, der andere Steuermann, war einer entgegengesezten Meinung. Dieser glaubte nemlich, daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an wieder etwas südlich steuern müßten. Es wurde lange darüber gestritten. Endlich, da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß jeder seiner Einsicht folgen und segeln sollte, wohin es ihm beliebte. So wurden also beide Schiffe von einander getrennt. Cornelius lief nach Norden, Barenz nach Süden; beide in der Absicht, sich nachher gegen Osten zu wenden. Wir für unser Theil wollen den erstern seinem Schikſale überlassen und uns zu dem leztern halten. Vielleicht, daß wir am Ende doch noch erfahren werden, wie es jenem wird gegangen seyn.

Die Trennung der beiden Schiffe geschahe am 1sten Julius. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor. Wir überhüpfen also diese Zeit, indem wir unsern jungen Lesern zum Beschlusse dieses Kapitels nur noch melden, daß man an dem leztgenannten Tage im Gesicht eines Landes war, von dem man fand, daß es Nova Zembla war.

4.

Aufenthalt an der Küste von Nova Zembla. Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Schiffers gieng nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann, wo möglich, seine Fahrt wieder gegen Osten zu richten. In dieser Absicht segelte er längst der Küste hinauf. Allein, ohngeachtet es mitten im Sommer war, so konnte man doch, der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher öfters anhalten. Dies wiederfuhr ihnen unter andern bei einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt, und die **Kreuzinsel** genannt wird. Zwei Kreuze, welche auf dieser Insel stehen, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Namen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg der Schiffer **Heemskerk** mit einigen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach der Gegend hin wo die Kreuze standen. Sie setzten sich bei dem einen derselben nieder, um auszuruhen; und da sie nachher auch das andre besehen wollten, wurden sie plözlich zweier Bären gewahr, die sich unter demselben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewafnet war, erschrak nicht wenig über diesen Anblik. Die Bären traten unterdeß auf die Hinterbeine, um zu sehen, was es gäbe, weil sie weiter riechen,

riechen, als sie sehen kömten. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Matrosen die Haare vollends zu Berge, und sie liefen, was sie laufen konnten, um die Schaluppe zu erreichen. Allein der Schiffer, welcher beherzt war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem ersten, dem besten, welcher laufen würde, seinen Haken in den Leib stossen wollte. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird einer oder der andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrei: so werden die Bestien nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschahe, wie er gesagt hatte. Sie gelangten glüklich zur Schaluppe. Seht, junge Freunde, wozu es gut ist, das Herz an der rechten Stelle zu haben! Furchtsamkeit stürzt öfterer in Gefahr, als Muth.

Man fuhr fort, immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unabläßig zwischen grossen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft sie nicht weiter kommen konnten, befestigten sie das Schiff an einer Eisbank, und lagen so lange daran still, bis etwa der Wind eine neue Oeffnung gemacht hatte. Dann segelten sie weiter, bis sie abermals aufgehalten wurden. Damit ihr aber euch von der Grösse solcher Eisbänke einen Begriff machen mögt, so wisset, daß man eine derselben ausmaaß, und sie 52 Klafter dick fand, indem sie 36 Klafter tief im Wasser gieng und 16 Klafter

hoch über daſſelbe hervorragte. Und das war bey weitem noch nicht eine der ſtärkſten. Man behaupte, daß ſolche Eisberge zuweilen wol hundert Klaft. hoch über dem Meere hervorſtehn. Denkt einmal, hundert Klafter! Das iſt viel höher, als der höchſte Thurm, den ihr je geſehen habt.

Als das Schiff noch an dieſer Eisbank lag, hörte der Schiffer, der des Abends in dickem Nebel auf dem Verdecke gieng, auf einmal neben ſich ein gewaltiges Schnauben, und da er hinſahe, erblikte er einen Bären, der ſich bemühete an Bord zu kommen. Er rief: Leute her! und augenbliklich rannte alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geſchrei, welches beim Anblik des Bären entſtand, jagte dem Unthiere ſo viel Furcht ein, daß es von ſeiner Unternehmung abließ, und hinter Eishügel ſchlich. Es dauerte indeß nicht lange, ſo kam er wieder. Allein da man auf ſeiner Hut war und vier Mann mit Schießgewehr bereit ſtanden: ſo empfieng er einige Schüſſe, wodurch er bewogen ward, die Flucht zu ergreifen. Er verlor ſich im Nebel und Schnee, und ward nicht wieder geſehn.

Am 10ten Auguſt brach das Eis, und die Schollen fiengen an zu gehen. Nur diejenige, an welcher das Schiff vor Anker lag, ſtand unbeweglich feſt, ohngeachtet andere vorbeitreibende Eisbänke mit groſſer Gewalt daran ſtieſſen. Daraus ſahe man, daß dieſer Klumpen auf dem Grunde des Meeres ruhen mußte. Und nun begreifen meine lieben Leſer, wie man erfahren konnte, daß dieſes

Eis

Eisberg 36 Klafter tief unter Wasser stand. Sobald man nemlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkblei auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselsweise, und unsere armen halberfrornen Abentheurer mußten sich, so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie konnten. Sie schwebten dabei stündlich in Gefahr, von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden; und es wurde viel Vorsicht und viel Geschiklichkeit im Manövriren, das ist, in der Kunst, das Schiff zu wenden und zu lenken, dazu erfordert, dieser oft erneuerten Gefahr glüklich auszuweichen. Sie erhielten dabei von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor denen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen, auf ihrer Hut seyn mußten. Es kam einigemal zu harten Kämpfen: aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlich vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich das nördliche Ende des Landes, und fiengen an es zu umschiffen. Einige von der Schiffsgesellschaft, die ans Land geschikt waren, und einen spizigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frei vom Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermochten. Sie eilten, so sehr sie konnten, diese glükliche Entdekung dem Schiffer mitzutheilen; und das Schiff

erscholl von Frohlocken über die erfreuliche Nachricht. Gute Männer! mäßiget eure Freude: menschliche Hoffnungen sind oft trüglich; wer weiß, wie bald die eurige wieder dahin schwinden kann!

Sie schwand leider! schon am nächsten Tage. Denn da man anfieng, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu seyn schien, fand man alles mit Eisbänken so besezt, daß man gezwungen war, sich wieder nach der Küste von **Nova Zembla** zurük zu arbeiten. Der Versuch ward noch einigemal wiederholt; aber immer vergebens. Jezt gaben sie den Zwek ihrer Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach **China** zu finden, völlig auf; und ihr höchster Wunsch war nun der, daß es ihnen nur möglich seyn möchte, an der östlichen Küste von **Nova Zembla** wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen. In dieser Absicht fiengen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schiff dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sah. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte und fest, wie eingemauert.

Am 29sten August, da das Schiff in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen und andern Werkzeugen zu trennen und von einander zu

brei-

brechen: aber wie wäre das bei der entsetzlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fieng das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit Schneegestöber untermischt, warf die losgerissenen Schollen gegen das Schiff: fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf; das Schiff krachte, und man erwartete fast in jedem Augenblicke, daß es bersten würde. Weil die Eisschollen unter dem Schiffe sich mehr auf derjenigen Seite häuften, von welcher der Strom herkam, als auf der andern Seite; so neigte sich das Schiff anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde: aber endlich häuften sich die Schollen auch auf der andern Seite an, und das Schiff richtete sich wieder auf und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jezt stiessen noch mehr Eisschollen zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffes lagen, und hoben dasselbe vier bis fünf Fuß höher, als das Hintertheil des Schiffes, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücken. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Tauwerk des Schiffes klapperte; das Schiff krachte in allen seinen Fugen; das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsetzlichsten Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Junger Leser! der du vielleicht bei kleinen Ungemächlichkeiten des Lebens die Geduld verlierst, wirf einen Blik auf diese Scene; stelle dir unsere armen

Reisenden vor, wie sie, erstarrt von Kälte, und in banger Erwartung dessen, was da kommen sollte, noch immer beschäftiget sind, jedes mögliche Mittel zur Erhaltung des Schiffs und zu ihrer eigenen Rettung zu versuchen, ohne in unthätige Muthlosigkeit hinzusinken; und schäme dich deiner eigenen Weichlichkeit, und fange an, dich durch geduldige Ertragung kleiner Beschwerlichkeiten stark und männlich zu gewöhnen, damit du dermaleinst den grössern Beschwerden und Gefahren des Lebens welche auch für dich gewiß nicht ausbleiben werden, Muth und Standhaftigkeit entgegensetzen könnest!

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstörung ihres Schiffs alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Schaluppe und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hofnungslosen Lage blieb man bis zum zweiten September, an welchem das Schiff durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabei laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oefnungen. Da der nahe Untergang des Schiffes hierdurch immer wahrscheinlicher wurde: so lud man dreizehn Tonnen Zwieback, nebst zwei kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehn. Am 3ten nahm der Drang des Eises zu. Der äusserste Balken am Hintertheile des Schiffes, woran das Steuerruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau und ein anderes neues Tau, womit man das Schiff an einer Eisbank befestiget hatte, zerrissen, wie Zwirnsfaden: das Schiff

selbst

selbst widerstand indeß noch immer der Gewalt des Eises, welches in der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite geworfen, aber auch hierdurch noch nicht zertrümmert. Weil man indeß noch nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde: so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge — Pulver, Blei, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein — nebst verschiedenen Werkzeugen und einem alten Segel, ans Land zu bringen. Von dem Segel machte man daselbst ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Matrosen, welche zwei Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurük, daß sie daselbst einen Fluß mit süssem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten. Unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes losgerissen und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen. Abermals eine wohlthätige Veranstaltung der alles regierenden Vorsehung! Diese Nachricht machte Hofnung, daß es ihnen möglich seyn würde, den langen schrecklichen Winter in diesem kalten und öden Lande auszuhalten, und es wurde daher beschlossen, eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grimmige Kälte und die Angriffe der wilden Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen

den und Schneegestöber, setzte ihrer Arbeit so viel Hindernisse in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen. Unterdeß ereignete sich noch eins und das andere, welches erzählt zu werden verdient.

Am 15ten z. E. sahe der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drei Bären herankommen. Er machte Lerm, und das Schiffsvolk bewaffnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalzenem Fleische; dieses roch der Bär, watschelte hin, und wollte eben kosten, was für Fleisch es wäre, als ihm vom Schiffe her eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweite Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurük zu ziehn. Sein zweiter Gefährte war unterdeß hinter einen Eishügel geschlichen. Das Ding mußte indeß anfangen ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen: denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüßen, auf welche sie sich, wenn sie angreifen wollen, gemeiniglich zu stellen pflegen. In dieser kriegerischen Stellung kam er grade auf die Matrosen los, um sie Mores zu lehren. Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottichte Ritter es sich versahe, hatte er auch eine Kugel in dem Leibe, welche ihn Mores lehrte. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schliessen mußte: allein er fand doch für gut, sich mit so groben Leuten nicht weiter ein-

einzulassen, und trollte ab. Den erlegten Bären weidete man nachher aus, und stellte ihn auf die Füsse, um zu sehen, ob Luft und Kälte ihn vielleicht zur Mumie machen würden, damit sie ihn einst, wenn sie das Glück haben würden, aus ihrem jetzigen Elende befreit zu werden, mit nach Holland nehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tage zu Tage zu einem so hohen Grade an, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sahe sich daher genöthiget, den Feuerheerd in dem untersten Schiffsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schiff mit einem so dicken Rauche angefüllt wurde, daß unser einer geglaubt hatte, darin ersticken zu müssen. Den 23sten starb der Schiffszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Berges, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man ein Grab hätte machen können. Das ganze Schiffsvolk bestand jetzt noch aus sechszehn Personen, von denen oft einer oder der andere krank war.

Gegen das Ende des Septembers wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit an der Hütte von Zeit zu Zeit einstellen mußte, weil den Leuten die Kleider erstarrten, und das Treibholz, wovon sie die Baumaterialien nehmen mußten, unter tiefen Schnee verborgen lag. Um indeß das Werk doch einigermaßen zu fördern, brach man auf den Schiffen die bretternen Wände der Kajüten los, die Sei-

ten der Hütte damit zu bekleiden und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermals vierzehn Tage, an denen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Matrosen nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte umzukommen. Das Schiff blieb dabei nach wie vor in seiner hofnungslosen Lage; die Tage wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedauernswürdiger.

5.

Winteraufenthalt auf Nova Zembla. Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am 1sten October, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beinahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darinn; noch konnte kein Feuer darinn angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte. Denke, lieber junger Leser, was die armen Männer dabei auszustehen hatten! Und doch ertrugen sie ihr hartes Schikſal mit Geduld und Standhaftigkeit; fuhren fort an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfnisse von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich hierdurch ihr Elend, so gut sie konnten.

Unter

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen seyn mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier. Allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu gute kommen. Denn indem man es nach der Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so daß die Fässer, selbst solche, die mit eisernen Reifen belegt waren, davon zerplazten. Das kann uns ohngefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damals herrschte. Man hob indeß die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ohngeachtet man gleich beim ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie am Feuer aufthauen ließ, Geschmak und Kraft verloren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl achte, nach der Hütte; doch mußte einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheitshalber nicht zu gehen vermochte. Gott begleite dich, du armer kranker Mann, in die Hütte des Jammers, wo du keine von allen den Bequemlichkeiten finden wirst, deren du jezt so sehr bedarfst, und deren wir andern uns zu erfreuen haben, so oft die Vorsehung uns aufs Siechbette legt! — Man zog auch die Schaluppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hoffnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise stekte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genossen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen und erquickenden Sonnenlichts: allein auch dieses Glük, das einzige, was ihnen jezt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich beschrieb die Sonne einen kleinern Bogen am Himmel; jezt stand sie nur noch eine Handbreit höher als der Horizont. Man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmal nach dem Schiffe gieng, erblikte der Schiffer, welcher sie anführte, drei Bären, die auf die Matrosen los kamen, und erhob ein lautes Geschrej, um sie zu erschrecken. Die Matrosen ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem Schiffe liefen. Heemskerk hingegen und einer, welcher eben so viel Herz hatte, bewafneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit einem Paar Hellebarden, welche sie auf dem Schlitten fanden. Sie wandten sich hierauf nach der andern Seite des Schiffes, wo die Bären nicht waren, und kamen glüklich an Bord. Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und liefen nun grade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man oben zwar noch Schießgewehr; aber damals waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Pfanne nicht durch Hülfe eines Feuersteins, sondern einer brennenden Lunte geschahe. Unglüklicher Weise hatte man nun kein Feuerzeug bei der

Hand;

Hand; und die zwei Hellebarden waren nicht hinreichend, drei Bären damit abzuhalten. Man schikte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer anzuschlagen, und einen andern, um Picken zu suchen. Allein in der Eile wollte das Feuer nicht fangen, und die Picken schienen sich versteckt zu haben. Unterdeß bestrebten sich die grimmigen Thiere mit gröster Gewalt das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch sie jedesmal bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen, wie ein Hund, der zu apportiren gelernt hat. Endlich warf man dem größten unter ihnen eine Hellebarde in die Schnauze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abmarschirte. Die beiden kleinern folgten ihm nach; und so konnten die Matrosen sich wieder vor den Schlitten spannen und nach der Hütte zurükkehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weissen Fuchs, den man braten ließ. Man fand, daß er ohngefähr wie ein Kaninchen schmecke.

Am vierten November blickte ihnen endlich die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, deren Ende man kaum zu erleben hoffen konnte. Aber so wie die gütige Vorsehung in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer einige lindernde Tro-

pfen

pfen süßen Trostes zu träufeln pflegt: so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen erträglich machen konnten. Denn erstlich nahmen an eben dem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich um den Winter in südlichen Ländern zuzubringen. Zweitens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief nun eben so, wie vorher diese, rund am Horizonte herum, ohne unter zu gehen. Drittens war der Himmel fast unablässig von so herrlichen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beinahe so hell, als an einem trüben Tage, war. Das alles tröstete denn unsere armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Tageslichtes einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stille verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen; aber diese stand der strengen Kälte wegen still. Zum Glücke hatten sie auch eine Sanduhr mitgebracht, welche zwölf Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese dreheten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nachtlampe, die sie, in Ermanglung des Oels, mit geschmolzenem Bärenfette unterhielten.

Am sechsten November stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand, sich zu erwärmen. Das größtmögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande zu verhindern, daß sogar der spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekanntlich ungemein hizig ist, zu einem Eisklumpen fror. Das Feuer schien damals seine Hitze verloren zu haben; auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon erwärmt: denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wann die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hofnungslos lag die Gesellschaft um das Feuer her; einer warf dem andern matte und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine größere Hitze geben, als Holz, und auch nicht so bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsaz ward unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt; und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde. Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu vermehren und zu unterhalten suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den

Rauch-

Rauchfang, und schwatzten noch eine Zeitlang, lustiger als jemals, im Bette mit einander. Aber bald verlor sich ihre Lustigkeit, und es wurde ihnen gar wunderlich zu Muthe. Sie empfanden alle Schwindel und Betäubung, und waren unfähig sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren, sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwei von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thür und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beide schnell zu eröfnen. Dies geschahe noch zu rechter Zeit; aber derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesicht in Schnee. Das war aber ein Glück für ihn; denn durch die Kälte des Schnee's, durch die frische Luft, und durch etwas Essig, womit man ihn besprengte, ward er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich allen das Leben.

Ihr merkt wohl, meine jungen Leser, was an diesem Unfalle Schuld seyn mochte — der eingesperrte Kohlendampf. Solche Dämpfe haben schon manchen Menschen das Leben gekostet. Noch etwa vor vier Wochen wurden in der Gegend, wo ich wohne, zwei gesunde starke Bauermädchen davon erstikt, welche einen Kopf voll Kohlen mit sich in ihre Schlafkammer genommen hatten, um sich die Betten zu wärmen. Am andern Morgen fand man sie beide todt. Seid durch diese Beispiele gewarnt, ihr jungen Freunde! Hütet euch vor eingesperrten Dämpfen jeder Art, besonders vor Kohlendämpfen. Duldet künftig keine Kohlenbecken in

eurem

euren Zimmern; und leidet nicht, daß man die Rauchröhre an eurem Windofen zuschiebe, so lange noch eine einzige glühende Kohle übrig ist. Mancher stirbt eines plözlichen Todes, von dem man glaubt, der Schlag habe ihn gerührt; untersucht man die Sache genauer, so würde man vielleicht finden, daß er an einer Feuerkieke oder an einem zugemachten Ofen gestorben sey. Laßt euch warnen, ihr Lieben! und duldet dergleichen Misbräuche wenigstens in demjenigen Zimmer nicht, welches ihr das eurige nennen dürft!

Und nun sey es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläuftigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren; zusammenzuziehn, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine Fuchsfalle verfertigte, worin man manchen schönen weissen Fuchs lebendig fieng, sich an dem Fleische desselben labte, und von den Fellen Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigte: daß der Schiffschirurgus in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worinn sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten, welches sowohl zur Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die übrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneit war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen, daß ihnen, sogar in der erwärmten Hütte, die Schuhe an den Füssen so hart wie Horn froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fel-

len

len machten, die sie über drei bis vier Paar Strümpfe anlegten, um die Füsse nur einigermassen warm zu erhalten; und daß sie, sogar in ihren Betten, sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und sich diese einander zureichten.

So gieng ihnen das Jahr zu Ende; und das folgende 1597ste Jahr brach unter gleichem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermaligen Verminderung der täglichen Portionen schreiten, ohngeachtet die Eßlust durch die fortdauernde grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verloren diese unglücklichen Menschen noch nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihr Leiden, und die Hofnung einer möglichen Errettung, nach überstandenem Winter, gab ihnen Stärke, sie zu ertragen.

Am fünften Jenner fiel ihnen des Abends ein, daß es das Dreikönigsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten, einmal einer kleinen Erquickung zu geniessen; und der Schiffer, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich seyn wollte, gab ihnen zwei Pfund Meel und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchen daraus zu machen. Wie ihnen das schmekte! Wie froh sie dabei wurden! O ihr, die ihr zehn, zwanzig und mehr ausgesuchte Schüsseln

seln nöthig habt, wenn eure verwöhnten Begierden befriediget werden sollen, seht her auf diesen frohen Schmaus von zwei Pfund Meel und etwas Oel, und lernt, wie wenig der unverderbte Mensch bedarf, um satt und froh zu werden, und erschreckt bei dem Gedanken, wie weit ihr euch in eurer ganzen Lebensart von dem simpeln Wege der Natur, der zugleich der einzige Weg zur wahren Glükseligkeit ist, verirrt habt! Unsere genügsamen Seemänner waren diesen Abend vergnügter, als ihr bei euren köstlichen Gastmahlen zu seyn pflegt; und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchen ohne Butter und Eier! Sie giengen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie, nach damaliger Sitte am Dreikönigsfeste, einen König unter sich wählten. Das Loos, wornach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Constabel, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, d. i. von einem Lande wurde, welches über 200 Meilen im Umfange hat.

Allmählich fieng man zu merken, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu seyn scheinen, sich wieder absonderten und kenntlich machten. Auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferin der Sonne zu seyn schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte. Die Tage waren auch nicht mehr völlig eben so kalt, als vorher: denn wenn man ein Gutes Feuer in der Hütte unterhielt, so fielen grosse Stücke Eis von den Wänden herab, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen

kamen, welches vorher, auch bei dem gröſten Feuer nie geſchehen war. Von dieſer Zeit an giengen ſie täglich aus, und übten ſich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenkſam zu machen.

Am 24ſten Jenner, da eben ein heller und ſchöner Tag war, gieng der Schiffer **Heemskerk** mit zwei Gefährten nach der Küſte hin, um zu ſehen, wie es mit dem Eiſe ſtünde. Plözlich entdekte einer von ihnen ein Stük von der Sonnenſcheibe, welches über den Horizont hervorragte; und die Freude, welche die guten Leute bei dieſem Anblicke empfanden, läßt ſich mit Worten kaum beſchreiben. Sie eilten in vollem Laufe zurük, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen. Die Freude vernahmen ſie mit Entzücken; nur **Barenz**, der ſich auf aſtronomiſche Rechnungen verſtand, ſchüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil, ſeinen Ausrechnungen nach, die Sonne erſt nach vierzehn Tagen ſichtbar werden konnte. Allein was geſchah? Drei Tage nachher, da der Himmel wieder heiter war, ſtand, zur unausſprechlichen Freude der Geſellſchaft, die ganze Sonne rund und ſchön über dem Geſichtskreiſe, und ſchoß ihre lieblichen Strahlen über die noch ſtarre Wintergegend hin. Was das für ein Anblik war! Wie ihnen das Herz dabei für Freuden klopfte!

Barenz war erſtaunt; er rechnete noch einmal, und fand von neuem, daß die Sonne Unrecht habe,

haben schon jezt hervorzukommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damals befanden, erst nach vierzehn Tagen zum erstenmale wieder sichtbar werden mußte. Er überzeugte seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen da stehe, und die astronomische Rechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache: wem sollten sie nun glauben? Ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Aberglaubische Leute würden mit der Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung geschwinder fertig geworden seyn. Dies ist ein **Wunder**! würden diese ausgerufen haben. Uns zum Besten hat Gott den Lauf der Natur geändert, und seiner Sonne geboten, ihren Gang zu beschleunigen, um uns früher sichtbar zu werden, als es natürlicher Weise hätte geschehen können. Da seht nun, ihr Ungläubigen, die ihr alles, was in unsern Tagen am Himmel und auf Erden geschieht, aus natürlichen Ursachen erklären wollt, daß Gott auch noch heutiges Tages zum Besten der Gläubigen Wunder verrichtet, und daß es gottlos ist, aus eurer Philosophie, Astronomie und Naturlehre erklären zu wollen, was die Hand Gottes unmittelbar selbst gethan hat! —

Gesezt nun, ihr, meine guten jungen Freunde, wäret selbst dabei zugegen gewesen, hättet die Sonne mit euren eigenen Augen gesehn, und die Richtig-

keit der Rechnung des ehrlichen Barenz mit einem eigenen Verstande erkannt: was würdet ihr dazu gesagt haben? Mich deucht, ich sehe es euch an, daß ihr dabei in große Verlegenheit würdet gerathen seyn. Ich will euch ehrlich sagen, was ich dabei gedacht haben würde.

„Ich weiß nicht, würde ich zu mir selbst gesagt haben, ob mein Verstand oder meine Sinne triegen: aber das weiß ich zuverläßig, daß ich keinen Grund habe, zu glauben, daß der grosse und weise Schöpfer die Ordnung seiner Weltmaschine um meinetwillen unterbrechen werde. Was bin ich Wurm, oder was sind Hundert andere meiner Mitwürmer auf Erden, wenn wir uns gegen die Unermeßlichkeit des Weltalls und gegen die ungeheuren Zahlen anderer Geschöpfe in andern Weltkörpern halten — was sind wir, um uns einzubilden, daß Gott um einer Handvoll solcher Würmer willen, die schöne Ordnung seiner großen Weltmaschine stören, und Wunder verrichten werde, die auf nichts Grosses, und allgemein wohlthätiges abzwecken, sondern nur zu Gunsten einiger wenigen Geschöpfe geschehn würden? Wenn ich etwas, was ich nicht zu erklären weiß, für ein Wunder halten soll, so müßte mir zuvörderst irgend eine sehr grosse und erhabene Absicht einleuchten, welche der Schöpfer dabei haben könnte. Da nun das aber hier nicht der Fall ist: so will ich das Unbegreifliche dieses Vorfalls lieber für eine Folge meiner Unwissenheit, als für eine übernatürliche Wirkung, halten. Was ich nicht zu begreifen vermag, das können

mir

mir vielleicht andere Leute erklären, welche gelehrter und einsichtsvoller sind, als ich. Diese will ich gelegentlich darüber zu Rathe ziehn; und bis dahin die ganze Sache unentschieden lassen."

Vermuthlich dachte **Barentz** eben so; denn ich finde in seinem Tagebuch nicht, daß er die Sache für ein Wunder gehalten habe. Wohl aber zeichnete er sie sorgfältig auf, um dermaleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurükzuführen, das Urtheil der Astronomen darüber einzuziehn. Und daran thut er sehr vernünftig; denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt und also auch ununtersucht geblieben; und wenn einer oder der andere unter uns einmal einen ähnlichen Vorfall erlebte: so würden wir ihn immer noch nicht zu erklären wissen.

„Also kann man ihn doch jezt erklären?" Allerdings, ihr lieben Leser; und wenn ihr wollt, so könnt ihr — im Kleinen, versteht sich — dasselbe Wunder in eurer Stube nachmachen. "O geschwind!" Nicht zu hizig, ihr kleinen Leute; sonst möchte das Experiment verunglücken. Nehmt einmal die Oberschale von einer Theetasse, und legt ein kleines Stück Geld hinein. Stellt euch hierauf so, daß ihr etwa bis mitten in die Schale, aber nicht bis auf den Grund derselben, wo das Geldstück liegt, hinabsehen könnt. Nicht wahr, nun seht ihr von dem Gelde nichts? Aber Geduld! Jezt gießt jemand das Oberschälchen voll Wasser, ihr aber bleibt auf eurer Stelle stehen: und —

Wunder! auf einmal seht ihr bis auf den Grund der Tasse, und seht zugleich das Geld, welches ihr vorher nicht sahet. Wie in aller Welt mag das doch zugehn?

Diejenigen unter euch, welche schon etwas von der Naturlehre gelernt haben, wissen den Grund davon: den übrigen kann ich hier nur vorläufig sagen, daß diese wunderbare Erscheinung von der Brechung der Lichtstralen herrühre, wovon sie künftig mehr hören werden, wenn man anfangen wird, auch sie mit der jezt genannten angenehmen Wissenschaft bekannt zu machen. So oft nemlich die Lichtstralen aus einer dünnen Materie in eine dichtere übergehn, z. E. aus der Luft ins Wasser, so werden sie gebrochen, das heißt, sie nehmen eine andere Richtung an, oder gehen einen andern Gang. Geschieht aber dieses, so zeigen sich die von ihnen erleuchteten Gegenstände an einem andern Ort, als demjenigen, wo sie wirklich sind. Hier z. E. sieht man das Stück Geld in der Mitte der Tasse, ohngeachtet es eigentlich auf dem Boden derselben liegt. Nun braucht man nur zu wissen, daß diejenige Luft, welche unsere Erde zunächst umgiebt, viel dichter ist, als die höhere Himmelsluft: so begreift man leicht, daß die Sonnenstralen, indem sie aus der obern feinen in die untere dickere Luft unserer Atmosphäre übergehn, gleichfalls gebrochen werden, und daß wir daher die Sonne bei ihrem Aufgange sowohl als auch bei ihrem Untergange immer etwas höher am Himmel sehen müssen, als sie jedesmal würklich steht. So oft wir sie daher des Morgens

auf-

aufgehen sehen: so ist sie das noch nicht selbst, sondern nur ihr Bild, welches wir in dem Dunstkreise erblicken, so wie wir jezt das Stük Geld in dem Wasser an einem Orte sehen, wo es wirklich auch nicht ist. Eben dieses geschieht auch des Abends beim Untergange der Sonne: denn auch da ist sie wirklich schon unter den Horizont hinabgesunken, wenn wir ihr Bild noch hell und klar am Himmel flimmern sehn.

Begreift ihr nun, woher es kam, daß man die Sonne auf **Nova Zembla** vierzehn Tage früher wieder sahe, als es nach **Barenz** astronomischer Ausrechnung hätte geschehen müssen? Der sternkündige Mann hatte Recht, denn er rechnete den **wirklichen** Standort der Sonne aus; aber die Augen seiner Gefährten hatten auch Recht, denn sie sahen das **Bild** der Sonne, welches sich von der wirklichen Sonne nicht unterscheiden läßt. Und wo bleibt nun das Wunderbare in dieser Erscheinung?

Eben so verschwinden alle die Frazen der Feen- und Gespenstermärchen, so bald man sie mit einer aufgeklärten Vernunft beleuchtet!

6.

Fortgesezter Aufenthalt auf Nova Zembla. Anstalten zur Abreise.

Keine Rose ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid! Das ist ein Sprichwort, welches sich durchs ganze menschliche Leben bestätiget. - Auch unsere Freunde auf Nova Zembla mußten jezt die Wahrheit desselben erfahren: denn zu eben der Zeit, da die wiederkommende Sonne sie in Entsezen sezte, hatten sie das Unglük, einen ihrer Gefährten, welcher schon eine Zeitlang krank lag, durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit Leidwesen im Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Plaz. Einer der erstern, der sie bei ihrer Hütte anfiel, und den sie glüklich erlegten, war so feist, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung der Lampen ausschmolzen, über hundert Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemal merklich nachgelassen, aber sie kehrte eben so oft mit erneuerter Stärke zurük. In der Mitte des Februars war sie grösser und unerträglicher als jemals. Diese unerwartete Verschlimmerung würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die

die Hofnung, aus ihrem Elende endlich einmal erlöst zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Bauholz anzuschaffen. Die Aufsuchung und Herbeiholung desselben war jedesmal mit den allergrößten Beschwerden verbunden; denn es mußte nicht nur weit hergeholt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervorgesucht und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt und von der Noth getrieben wird!

Einst, da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart und seine Absicht durch ein gräßliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehr und drükten auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine einzige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! Das Ungeheuer stieg unterdeß die Stufen herab, welche in dem Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thür, die es erbrechen wollte: allein der Schiffer stellte sich an dieselbe, und hielt sie so fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen marschirte er ab; kam aber bald darauf, als wenn er sich eines bessern besonnen hätte, zurük, stieg auf das Dach der Hütte, und fieng so schrecklich an zu brummen, daß allen die Haare zu Berge stunden.

Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureissen, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehn. Urtheilt selbst, junge Leser, wie ihnen dabei zu Muthe seyn mußte! Aber die Vorsehung wachte auch diesmal über ihr Leben. Der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben; doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedekt war, und zog sich hierauf, nach einer ausserordentlichen Verwüstung, zum zweitenmale zurük.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15ten April. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worin sie es verlassen hatten. Das Eis, worin es stekte, war zu einer erstaunlichen Dicke angeschwollen, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Straßen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es eine Bastion, dort einen Wall aufgeworfen. Weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öffnen und vom Eise frei zu werden. Dies erwekte bei allen die Hofnung und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Heemskerk hatte beschlossen, erst das Ende des Maimonats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen möchte, daß er die Hofnung das Schiff gerettet zu sehn, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben zu früh aufgegeben habe.

Das Ende des Mai's erschien; allein das Schiff stekte noch immer fest. Das Eis, womit es ein-

ge-

geschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhn: denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entferneteren Eisfelder zerbrachen und von dem Winde fortgeführt wurden. Jezt gab der Schiffer Befehl die Schaluppe und das Boot, welche unter Schnee verschüttet lagen, auszugraben, um sie zu der langen und höchstgefährlichen Reise, die sie darin unternehmen wollten, nach Möglichkeit auszurüsten. Das waren süsse Töne in den Ohren der Bootsleute, denen keine Gefahr so groß und fürchterlich schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinbringen zu müssen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt; und es kostete unbeschreibliche Anstrengung, die beiden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee hervorzuziehn. Oft sanken ihnen die Arme; aber die Worte des Schiffers: „wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben und in kurzem euer Grab in diesem Schnee finden wollt: so müßt ihr die Fahrzeuge, auf denen die ganze Hofnung unserer Befreiung beruhet, in Stand zu setzen suchen," tönten, wie ein Donner, in ihre Ohren, und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indeß verstrich unter dem Geschäft der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maimonat. Oft wurden sie während der Arbeit von Bären angefallen, und mehr als einmal geriethen sie dabei in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft wurde die Witterung milder und das Meer fieng an vom Eise gereinigt zu werden: so führte wieder ein-

ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurük, und das Meer ward von neuem weit und breit mit Eisfeldern und Eisbergen bedekt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn alles fertig seyn würde, von da weiter bis nach dem Ende des Eises hinzuziehn und sie dann ins Wasser zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit zu, die Hütte zu räumen, und alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nüzlich werden konnte, vorläufig gleichfalls nach dem Schiffe zu bringen. Dies war ohngefähr der halbe Weg bis zu dem Orte, wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsezlich, daß man alles stehen und liegen lassen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken: denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der starke Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Aber auch diese Beschwerlichkeit wurde mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrigen Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11ten Junius stand ihnen ein neues Unglük bevor, und zwar das größte, welches ihnen jezt be-

begegnen konnte. Alle Lebensmittel, und was sonst zu ihrer Reise unentbehrlich war, waren jezt an Bord des Schiffes gebracht, und die beiden Fahrzeuge, worin sie abzureisen gedachten, lagen daneben. Auf einmal erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen und das Schiff mit allem, was darinn war, zertrümmern und in den Abgrund sinken würde. Und geschahe dies, so war kein Mittel zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. — Aber auch dieses Ungewitter zog glüklich vorüber.

Um so viel freudiger schritten sie daher zu der lezten sauren Arbeit, die ihnen noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge nach dem Wasser ziehn und sich einschiffen konnten. Diese bestand darin, daß sie erst einen Weg vom Schiffe bis zum Wasser bahnen mußten. Das Eis hatte nemlich, wie wir schon wissen, lauter Berge und Thäler gebildet, über welche man die Fahrzeuge unmöglich weg ziehen konnte. Diese mußten also erst geebnet werden; und das war in der That keine leichte Arbeit. Sie giengen indeß mit Aexten und Hacken frisch daran; hatten während der Arbeit noch einen harten Kampf mit einem Bären, den sie besiegten; und kamen endlich auch mit diesem mühseligen Geschäfte glüklich zu Stande.

Barenz und der Schiffer Heemskerk hatten unterdeß eine Nachricht von ihren bisherigen Schikfalen aufgesezt. Eine Abschrift derselben sezten sie in ein Büchschen, und liessen dasselbe zur Nach-

nicht für diejenigen, welche etwa nach ihnen hierher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurük. Sie hatten darin den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehn Monate lang in dieser gräulichen Gegend erhalten hatten. Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schiksal derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie sie, das Unglük hätten, hier überwintern zu müssen. Aber selbsterlebte Noth macht allemal mitleidig und geneigt zu jedem Werke der Menschlichkeit; und das ist eben eine von den Ursachen, warum der gute Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwei andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte der Schiffer auf die beide Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglükte, und das andere glüklich nach dem festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beimessen möchte. Er ließ daher, zu desto grösserer Beglaubigung, die ganze Schiffsgesellschaft diese Nachrichten unterschreiben.

Jezt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen. Dann fuhr man alles, was zur Ladung bestimmt war, gleichfalls auf Schlitten dahin. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, alle Waaren, die von der Nässe verderben konnten, in Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das übersprüzende Wasser ihnen nicht so leicht schaden möchte. Die ganze Ladung bestand aus sechs Ballen feiner Tücher, einer Kiste

voll

voll leinen Zeug, zwei Ballen Sammt, zwei kleinen Küsten voll Geld, zwei Tonnen mit Takelwerk und Wäsche des Schiffsvolks, dreizehn Tonnen Zwieback, einer Tonne Käse, einer kleinen Tonne Speck, zwei Tonnen Oel, sechs Tonnen Wein, zwei Tonnen Weinessig und den Kleidern des Schiffsvolks. Diese vielen Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

7.

Abreise von Nova Zembla. Unzählbare Gefahren und Mühseligkeiten.

Es war am vierzehnten Junius 1597 früh um sechs Uhr, als sie sich einschiften und unter Segel giengen. Zwei von ihnen, nemlich **Barenz** und ein Matrose, mit Namen **Andriß**, waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug Einen gelegt, damit man für jeden derselben um so viel mehr Sorgfalt haben könnte, wenn das Schiffsvolk beider Fahrzeuge sich darin theilte.

Voll Muth und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wohl noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts Geringeres, als dieses: in zwei elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von zweihundert deutschen Meilen unter einem Himmelsstriche,

ſtriche, welcher mitten im Sommer unſerm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald feſt ſtanden, bald vom Sturmwinde losgeriſſen und gegen einander geworfen wurden. Und das mit ſo ausgemergelten Körpern! Mit Kräften, die von überſtandenen Mühſeligkeiten ſchon ſo ſehr geſchwächt waren! In der That, man muß erſtaunen, wenn man die Gröſſe dieſer gefahrvollen und unbeſchreiblich mühſeligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange denkt!

Der Ort, wo ſie überwintert hatten, war, wie wir wiſſen, auf der öſtlichen Seite des Landes. Der kürzeſte Weg von da nach dem feſten Lande wäre der geweſen, an dieſer öſtlichen Küſte hinab gegen Süden zu ſegeln. Allein **Heemskerk** wählte — ich weiß nicht gewiß warum? vermuthlich aber deswegen, weil er Urſachen hatte zu vermuthen, daß das Meer auf der weſtlichen Seite von **Nova Zembla** freier ſeyn würde, als das auf der öſtlichen Seite — er wählte alſo, ſage ich, einen unweit längern Weg. Er beſchloß nemlich, erſt wieder nördlich zu halten, dann um die nördlichſte Spitze von **Nova Zembla**, oder das ſogenannte **Eiskap** zu ſegeln, und dann erſt auf der andern weſtlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu ſteuern.

Dem zu Folge hielt er alſo bei ihrer Abreiſe gegen Norden. Allein ſie waren noch nicht gar weit gekommen, als ſie ſchon von Eisbänken der-

gestalt eingeschlossen wurden, daß sie nicht weiter kommen konnten. Ein trauriger Anfang, den abergläubische Leute nicht ermangelt haben würden, für eine schlimme Vorbedeutung zu halten! Nicht so, unsere Freunde, die braven Holländer, welche Männer und keine abergläubische alte Weiberchen waren! diese legten sich so lange ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Plaz zu machen, und sie nuzten die zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen. Anstatt also, daß sie sich durch diese erste Hinderniß von der Ausführung ihres Vorhabens hätten sollen abschrecken lassen, bemüheten sie sich vielmehr, einigen Vortheil daraus zu ziehn; und das war vernünftig von ihnen gehandelt!

Auch sahen sie sich bald darauf im Stande, weiter zu segeln. Der Wind war ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräfte dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördlichste Spize des Landes erreichten. Mit den beiden Kranken wurde es indeß je länger je schlimmer, ohngeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befände? zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tod diesmal noch zu entgehen hoffe. Er fragte: ob man bei dem Eiscap wäre? und da man das bejahete, so wünschte er aufgehoben zu werden, um dies Vorgebirge noch einmal in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich Zeit dazu nehmen, denn die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermals zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, ranten die Eisbänke auf eine so schreckliche weise gegen die Fahrzeuge, daß dem Schifsvolke die Haare zu Berge stunden, weil man mit jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier, vermuthlich eines reissenden Meerstroms wegen, einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug auszubeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermogte, und es gieng so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sahe, sich aus demselben heraus zu arbeiten. Auch den Beherztesten entfiel dabei der Muth; sie hielten sich sammt und sonders für verloren, und sie fiengen schon an, Abschied von einander zu nehmen. Zwar zeigte sich ihnen noch ein einziges Mittel zur Rettung; aber alle ihre Bemühungen, sich desselben zu bedienen, blieben fruchtlos. Es stand nemlich nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen und vor den herumschwimmenden Schollen sichern konnte: aber sie fanden es unmöglich, sich mit den Fahrzeugen bis dahin durch zu arbeiten. Aber seht, meine Kinder, wie ein einziger entschlossener und muthiger Mann oft der Schuzengel vieler andern Menschen werden kann! Van Veer, einer aus der Gesellschaft, der schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmal sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich, das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte, wie ein Frosch, von

einer

einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich, wieder alles Erwarten, glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche an einander lagen, folgten dem Zuge, und gelangten auf diese Weise gleichfalls an das Eis. Viel Glück, braver van Veer, zu der Freude, die du empfinden mußtest, deine Gefährten alle durch dich gerettet zu seyn!

Man sorgte zuerst für die Kranken: trug sie in Tüchern auf das Eis, und legten ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Hierauf luden sie alles übrige auf, und zogen zulezt die Fahrzeuge selbst aufs Eis, weil diese durch die Schollen so sehr beschädiget worden waren, daß sie einer grossen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor; dann giengen sie an den Strand, womit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusammenhieng, um Vogeleier für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eis bedeckt. Ein sehr niederschlagender Anblick! Schien es doch, als wenn es ihnen blos deswegen geglückt wäre, bis hieher zu kommen, damit ihr Zustand nur noch hülfloser würde, und damit sie unter ihrem Elende desto früher erliegen mögten! Fast beneideten die gesunden Kameraden den kranken Andris, da sie sahen, daß es sich mit ihm zum Ende neigte, weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß

er von allen Mühseligkeiten nun bald erlöset werden würde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein Ende auch nicht mehr fern wäre. Allein da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nachsahe, die van Veer von denjenigen Gegenden dieses Landes, die sie gesehn, verfertiget hatte: so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befände, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und forderte zu trinken. Aber kaum hatte er getrunken, als er plözlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man verlor in ihm einen braven Gefährten und einen einsichtsvollen Steuermann, auf dessen Geschicklichkeit ein großer Theil der Hofnung beruhete, daß ihre gefahrpolle Unternehmung ein glückliches Ende erreichen würde. Der Matrose Andriß starb kurz darnach. Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee und Eise liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedecken, fest wie eine Mauer standen. Am fünften Tage, als am 22 sten Junius, blies ein Südostwind, und man sahe das Wasser offen. So gleich ward eingepakt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie auf 50 Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war, an ein freies und schifbares Wasser zu kommen. Und nun segelte man, wiewohl nicht ohne neue Unterbrechungen, weiter.

Am

Am 25sten, da man abermals an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm. Das Eis, an welchem die Fahrzeuge befestiget waren, zerbrach, und die Stüke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren, bald zwischen treibenden Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk bot alle ihm noch übrige Kräfte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch blosses Rudern nicht erreicht werden konnte: so wagte man, das **Fockſegel**, d. i. ein kleineres am Vordermast befestigtes Segeltuch, aufzuziehen. Allein der Fock- oder Vordermast des Bootes wurde vom Sturmwinde zerbrochen, und man sahe sich daher gezwungen, das grosse Segel zu Hülfe zu nehmen, wenn man der Schaluppe folgen und nicht allein ins weite Weltmeer fortgetrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hinein blies, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt worden sein, wenn man das Segel nicht augenblicklich **gestrichen**, d. h. wieder herabgelassen hätte. Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten. Aber wohl ihnen, daß sie dem ohngeachtet noch Gegenwart des Geistes genug behielten, um in dem Augenblicke, da sie sich für verloren hielten, noch auf ihre Rettung bedacht zu sein! Denn noch war die

Zeit nicht da, die der Himmel zu ihrer Sterbestunde bestimmt hatte. Plözlich verwandelte sich der Sturm aus Süden in einen gemäßigten Nordwestwind, der ihre Fahrt nach dem festen Eise an der Küste begünstigte, wobei sie denn auch endlich glücklich wieder ankamen.

Allein da sie sich hier nach der Schaluppe umsahen, fanden sie dieselben nirgends. Man hofte indeß, daß nur der dicke Nebel, welcher die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eise hin, um sie aufzusuchen. Allein umsonst. Man fieng schon an sie für verloren zu halten, als van Veer, der das Boot commandirte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie sezten hierauf ihre mühselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bei einem Eisfelde vorbei, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Eine solche Menge von diesen Thieren hätte man noch nie zusammen gesehn. Es würde der Mühe werth gewesen sein, Jagt darauf zu machen, wenn man in einer Lage, als diejenige war, worin unsere Reisenden sich befanden, zu so etwas Lust haben könnte. Ueberdem, warum sollten sie diese Thiere unnüzer Weise tödten, da sie das, warum man sie zu tödten pflegt, ihre Zähne, weder jezt zu gebrauchen wußten, noch mitnehmen konn-

konnten? Sie begnügten sich daher unter eine Flucht von Zugvögeln zu schiessen, die ihnen in eben dieser Gegend aufstiessen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroßzähne. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Duzend derselben zu erlegen.

Am 28sten, da sie abermals an festes Eis gekommen waren, und von herumschwimmenden Eisschollen sehr gedrängt wurden, legten sie sich bei jenem vor Anker; luden alles, was in den Fahrzeugen war, aus; zogen hierauf die Fahrzeuge selbst aufs Eis; machten ein Zelt von einem Segeltuche und legten sich zur Ruhe, nachdem sie einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten; denn um Mitternacht fanden sich drey große weisse Bären ein; welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lautes Geschrei von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beiden andern ergrieffen die Flucht. Aber am folgenden Tage kehrten sie zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspize, wo beide über ihn herfielen: und anfiengen ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verliessen ihren Fraß. Vier Personen begaben sich nach dem Orte hin, und fanden zu ihrer Verwunderung, daß sie den sehr großen Körper in so kurzer Zeit um die Hälfte schon verschlungen hatten. Diese vier Männer

waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen; und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt. Dieser Umstand kan uns zum Maaßstabe dienen, um uns von der ausserordentlichen Stärke dieser Thiere einen Begriff zu machen.

Weil der Wind an diesem und den beiden folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies: so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eise liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesezt; aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmal den Sieg.

Die Nacht vom ersten bis zum zweiten Julius war eine der gefahrvollsten und mühseligsten unter allen, die sie bis jezt erlebt hatten. Abends gegen neun Uhr stießen die Eisschollen bei einem starken Westwinde mit solcher Heftigkeit gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge und das Schiffsvolk waren, sich absonderte und fortschwamm. Das größte Unglück hierbei war zuvörderst, daß alle Ballen und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten derselben beim Auseinandergehn desselben ins Wasser fielen. Aber das war noch nicht alles. Diejenige Seite des losgerissenen grossen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von wannen neue Eisschollen unabläßig herangetrieben wurden, die sie brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zusamt den dabei befindlichen Menschen

schen zu zertrümmern oder zu überschütten droheten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank, die dem Lande zugekehrt war, fortzuziehen suchen. Allein das Eis brach ihnen dabei mehr als einmal unter den Füssen. Das Boot, nebst den damit beschäftigten Leuten würde fortgerissen. Der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde von dem Drange des Eises so beschädiget, daß es leck ward. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten, und das halb zertrümmerte Bott hinunter sich herzuziehn suchen.

Zu noch grösserem Unglück lag ein Kranker darin, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ohngeachtet jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Schaluppe kamen. Seht da, ihr jungen Freunde, was unverdorbenes Gefühl der Menschlichkeit vermag! Indeß der reiche und selbstsüchtige Wollüstling mit zusammengeschrumpftem Herzen sich kaum entschliessen kann, dem ausgehungerten Bruder einige Brocken von seinem Überflusse zuzuwerfen oder seine Blösse mit einem abgelegten Kleidungsstücke zu decken, setzen arme, von Hunger, Kälte und Elend entkräftete Matrosen ihr alles — ihr Leben aufs Spiel, um einen kranken Kameraden zu retten, der ihnen nur zur Last war, und von dem zu vermuthen

stand, daß ers doch nicht lange mehr machen würde! Das heißt menschlich sein! Das mußte ein Schauspiel abgeben, bei dem selbst Engel hätten Freudentränen weinen mögen! Die Vorsehung segnete diese schöne That. Es gelang ihnen, wider aller Erwarten und Hoffen, nicht nur sich selbst und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten und sie wiederum auf festes Eis zu ziehn. Auch von den verlorengegangenen Ballen und Fässern würde eins und das andere geborgen; der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

8.

Fortgesezte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla. Beschreibung der Samojeden. Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indeß die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, giengen die übrigen über das Eis nach dem Lande, um Holz und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Mastes ersezen könnte. Sie waren so glücklich, beides zu finden: denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behautes Holz und Keile zum Spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bei dieser Bemerkung; und

wie

wie eilten sie mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen! Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu wissen, daß vielleicht vor einigen Jahren ein russischer Walfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe: aber die blosse Vorstellung, an einem Orte zu sein, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude. So gewiß ist es, daß Gott die Menschen unter einander durch unsichtbare heilige Bande der Natur verbunden hat, die da machen, daß die sich nach menschlicher Gesellschaft sehnen, und daß einer dem andern werth ist, auch wenn sie keinen Nuzen von einander haben!

Am fünften Julius starb der kranke Matrose, dessen die übrigen sich so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am neunten gieng das Eis aus einander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man gieng von neuem unter Segel. Aber ich besorge, daß ich meinen jungen Lesern Langeweile machen würde, wenn ich fortfahren wollte, jene neue Wiederwärtigkeit, mit welcher die armen Leute zu kämpfen hatten, eben so umständlich, als bisher, zu erzählen. Im Grunde waren es immer ohngefehr die nemlichen Auftritte, die nemlichen Mühseligkeiten und Gefahren, die ich nun schon oft genug beschrieben habe. Bald wurden sie von Eisschollen gedrängt; bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke weg ziehn, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen;

bald

bald hatten sie Streit mit Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallrossen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspiessen droheten. Lauter Gefahren, in denen wir sie schon mehr als einmal gesehn haben. Ich glaube daher, dies alles füglich übergehen zu können; und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der lezten südlichen Spize von **Nova Zembla** zu verfügen, und mir zu vergönnen, ihnen da bis zur Ankunft unserer armen Abendtheurer, eins und das andere von einer gewissen sonderbaren Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüber zu kommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie **Samojeden.**

Diese zimlich ausgebreitete Nation bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers, sowol in dem europäischen, als vornemlich in dem asiatischen Rußland. Sie gehört zu derjenigen Menschenart, welche man **Polarmenschen** zu nennen pflegt, d. i. solche in der Gegend des nördlichen Polarkreises und weiter hinauf nach dem Nordpols zu wohnen, wie die **Eskimos** oben in Amerika, die **Grönländer**, die **Lappen**, in dem norwegischen, schwedischen und russischen Lappland, die **Samojeden** und die **Ostiaken** oder **Baschkiren**, welche in dem asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jezt genannten Polarmenschen, sind klein von Statur, indem sie nicht viel über vier Fuß zu wachsen pflegen, und dabei gelb und schmuzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte unangenehme Gesichtsbildung, kleine aber länglichte Augen, große

Ohren,

Ohren, platte Nasen mit großen Seitenflügeln und weiten Naselöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmig dicke Bäuche, aber nur magere Schenkel und dünne Aerme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig und hängt ihnen, wie Lichter, auf die Schulter herab. Die Männer haben wenig oder fast gar keinen Bart; aber ob er ihnen von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Hier habt ihr einen Samojeden und eine Samojedin in ihrer Winterkleidung.

und

Und hier ein Paar andere in Sommertracht.

Ihr, seht, daß es schwer ist, Mann und Frau von ein ander zu unterscheiden, weil sie weder an Gestallt noch an Kleidung sehr verschieden sind, ausser daß einige Weiber, oder wie andere erzählen, nur die jungen Mädchen ihr Kopfhaar in zwei oder drei Flechten binden, die sie herabhängen lassen. Was ihr unter ihren Füssen seht, sind eine Art hölzerner Schrittschuh, die aber hier viel zu klein vorgestellt sind, weil sie so lang, als

der

der ganze kleine Kerl zu sein pflegen. Unter diese haben sie ein Stück Rennthierfell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hinten zu gehn. Diese verhüten, daß sie nicht rückwärtsgleiten, indem sie Eis- und Schneeberge ersteigen, und die Schrittschuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierhäuten, die sie mit den Sehnen eben dieses Thiers zusammen zu nähen wissen. Die Sommerkleidung, in welcher das andere Paar hier abgebildet ist, besteht aus Peguinfellen, *) woran man die Federn gelassen hat. Zum Taschentuche brauchen sie dünne Birkenrinde, die sie zu diesem Behufe bei sich führen.

Beide Geschlechter waschen und baden sich niemals, sind daher voller Schmuz und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baumrinde und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit und ein unausstehlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hammeln, Pferden und andern Thieren, die sie auf den Strassen finden oder die ihnen gegeben werden, hängt darin umher und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kömmt.

*) Der Peguin ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber noch einmal so dick, an der Brust mit einem grossen Beutel oder Kropf versehn, sehr feist und schwerfällig.

Ein Mann kann nach ihren Sitten so viel Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als fünf, und die meisten haben nur zwei. Diese kauften sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden; aber das Kaufgelt erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerei im Sommer, und der Jagt im Winter, haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfalls roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel; aber sie beten weder jenes noch diesen an. Ausserdem haben sie ihre Hausgözen, die sie, ich weiß nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehn. Auch die Sonne und den Mond halten sie für Untergottheiten. Von der Unsterblichkeit der Seele ist ihnen etwas bekannt; sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist aus einem Körper in den andern wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben. Alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als die andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt und keine Gesetze; nur daß sie der russische Regierung jährlich einen Tribut an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre ganze Lebensart im hohen Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben! preisen sie sich vorzüglich glücklich und verlangen nicht, mit andern und zwar gesitteten Völkern zu tauschen. Das macht, sie haben keine andere Bedürfnisse und keine andere Begierden, als solche, die sie selbst befriedigen können. Junger Deutscher! ahme ihnen hierin nach. Gewöhne dich zu einer simpeln und frugalen Lebensart, damit du wenig bedarfst um vergnügt zu sein; und schaffe dir nützliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten an, damit du das, was du bedarfst dir künftig selbst erwerben könnest. Dann wirst auch du in deinem Stande und unter deinem Volke einen andern zu beneiden jemals Ursache haben.

Und nun ist es Zeit, daß wir uns wieder nach unsern Freunden, den Holländern, umsehn.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche Ende dieses unfreundlichen Landes erreichten; alle äusserst entkräftet, alle vom Scorbut ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres als tröstendes Sprichwort; **wenn die Noth am größten ist, so ist die Gottes Hülfe am nächsten.** Das erfuhren sie auch hier. Denn da sie zum letztenmale ans Land giengen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß

desselben, besonders wenn es ungekocht gegessen wird, den Scorbut heile. Sie fielen also darüber her, und fingen an aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf alles, was sie je davon gehört hatten; sie war schnell und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los gewesen daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten — denn der Scorbut greift vornehmlich das Zahnfleisch an — — jezt konnten sie wieder kauen und essen, was ihnen beliebte, oder besser, was sie hatten. Und das war nicht viel; denn ihre Vorräthe waren größtentheils verzehrt.

Und nun machten sie sich fertig, bei der Straße **Waigaz** vorbei nach dem festen Lande hinüber zu segeln.

Diese Ueberfahrt gieng Anfangs gut von statten; je mehr sie sich aber dem Lande näherten, desto mehr nahm auch das Eis wieder zu, so daß sie einige mal wieder davon eingeschlossen und zuweilen gezwungen wurden, in die hohe See zu stechen. Indeß erblickten sie am vierten die Küste von Rußland, und am fünften hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um, wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts, als Gras und etwas wildes Gesträuch.

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Lande fortsezen mögte: allein von da bis **Kola**, einer kleinen Stadt am weissen Meere,

wo

wo sie hoffen durften, ein holländisches Schiff vorzufinden, war es noch so weit! das Land so wüst! und ihre Kraft so erschöpft! Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also, die Reise in ihren Fahrzeugen fortzusezen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren, bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt. Einige von ihnen nahmen daher einen todten Seehund mit, welchen sie auf dem Eise fanden, und der schon ganz in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmeltem Zwieback, und segelte weiter.

9.

Fahrt nach dem weissen Meere. Beschreibung der Lappen; glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer russischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald und der Schiffer gieng bei ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Candnoes — einer Insel beim Eingange in das weisse

Meer — sey? Allein die Russen verstanden ihn nicht. Da sie indeß aus dem Namen Condnoes schlossen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuren müsse, um dahin zu kommen; so holten sie einen Kompaß, und zeigten ihm die Richtung, die er nehmen müßte. Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dies verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überliessen ihm dafür 200 Stück Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhungerten Holländer waren über diesen Einkauf hoch erfreut, und eilten sich zu laben. Der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt und jedem freigestellt, mit dem seinigen hauszuhalten, wie er wollte.

Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beiden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht so bald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wieder zu finden. Heemskerk war in dem Boote, und hielt dasselbe so nahe als möglich an der Küste; die Schaluppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu sein. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal der Kammeraden segelten sie vier Tage hinter einander fort, als sie abermals einer russischen Barke begegneten. Da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freien Stücken ein Brod an, welches sie mit Dank annahmen. Die

Russen

Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Kammeraden, an der Zahl sieben in der Schaluppe gesehn hätten. Da man sie aber nicht verstand, hoben sie sieben Finger auf und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie sieben Männer in eben einem solchen offenen Fahrzeuge begegnet wären. Jezt begriff man sich; und da der Schiffer durch Gebehrdensprache auch die Gegend erforscht hatte, wo die Kammeraden von ihnen waren gesehen worden: so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18sten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel **Candnos** am Eingange des **weissen Meers**, aber die Schaluppe war leider! nirgends zu sehen gewesen. Jezt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von **Candnos** nemlich mußten sie bei starkem Winde und hohen Wellen queer durch das weisse Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40 Meilen war. Aber für Leute, welche schon so viel und mancherlei Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend sein. Sie wagten es also, mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses gefährliche Meer zu stechen; und nach dreissig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und giengen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreizehn Russen bewohnt, welche zwei Lappen mit ihren Weibern und einem Kinde bei sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nähreten sich blos von Fischen, die sie täglich fiengen: die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beissen. Denn diese mußten sich mit den Ueberbleibseln und Köpfe der Fische begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie, wie die Hunde, mit vieler Unterthänigkeit auflasen. Den Holländern that dieser Anblick weh im Herzen. Sie, welche selbst so lange elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie andere leiden sahen, von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen. Aber hier mußten sie es beim blossen Bedauren bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal der armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden unserer Geschichte jezt in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen: so wird es, hoffe ich, meinen wißbegierigen jungen Lesern nicht unangenehm sein, auch von diesem Volke hier eine kurze Beschreibung zu lesen. Ich sage meinen wißbegierigen; denn, ich muß es nur gestehn, für andere schreibe ich nicht. Sollte also jemand dies Buch in die Hand genommen haben, der nur abentheuerliche Geschichten zu lesen, aber keine nüzliche Kenntnisse einzusammeln

mein wünscht: so bitte ich denselben, es je eher je lieber wieder weg zu legen, und sich an den Erzählungen meiner Mutter Gans zu ergözen, welche den geistreichen jungen Herren und Damen dieser Art eine bessere Unterhaltung gewähren werden.

Die Lappen haben mit den obenbeschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowol in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart; doch scheinen sie sich den gesitteten Nationen schon um vieles mehr zu nähern. Auch sie sind schmuzbräunlich von Farbe, welches theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worin sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, spiziges Kinn, großen Mund und triefende Augen, und sind klein von Statur. Was ihre Lebensart betrift, so wissen sie nichts vom Ackerbau, nichts von Handwerkern und Manufacturen, und wollen nichts davon wissen. Denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die meisten unter ihnen sich nähren, ist die Viehzucht; und die einzige Thierart, deren sie warten und welche alle ihre Bedürfnisse befriedigt, ist das Rennthier. Dies ist ihr Alles. Ich habe schon davon geredet.

Das Hauptgeschäfte der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer und eben derselben Gegend zu wohnen. Sie ziehen daher mit ihren Heerden herum, indem sie im

Sommer die nördlichsten, im Winter die südlichsten Gegenden besuchen. Wollten sie dies auch nicht thun, so müßten sich doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken, in eine andre zu ziehn, und nicht zurück gehalten werden können.

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie sie leicht mit sich führen können. Sie bestehen nemlich aus Pfälen, die sie in der Runde aufstellen, und zwar so, daß sie nach oben zu sich gegen einander neigen. Diese bedecken sie mit einem schwedischen groben Tuche oder mit Rennthierfällen, oder, in Ermangelung beider, mit Fichtenzweigen. Die inwendige Seite tapeziren sie mit allerhand Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Heerd, und über demselben eine Oefnung im Dache, welche zum Schornstein und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Plaz, vorausgesezt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir andern, die wir gewohnt sind, daß jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Canape's, Sopha's und Betten der Lappen sind — Fichten- oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andere ziehen, bedienen

sie

ſie ſich einer Art von Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut ſind. Die davor geſpannten Rennthiere laufen viel ſchneller und anhaltender, als unſere Pferde, bergauf bergab. Vor Zeiten trug man ſich mit der Fabel, daß dieſe Thiere keines Zaums bedürften, ſondern daß ihr Herr ihnen nur den Ort, wo er hin wollte, ins Ohr ſagte. Jezt aber weiß man, daß dieſe, wie manche andere wunderbare Erzählung, die ehemals für wahr gehalten wurde, eine grobe Erdichtung ſei. Der Lappe ſelbſt bedient ſich, um geſchwinder fortzukommen, eben ſolcher Schrittſchuhe von Holz, dergleichen ihr ſchon oben an der Abbildung der Samojeden geſehn habt. Dieſe beſtehen in einem, drei bis vier Fuß langen aber ſchmalen Brette, das wie ein Schiff nach vorn zu krumm gebogen und ſpizig iſt. Ein ſolches Brett binden ſie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen ſie einen Stab, der ſich unten mit einem horizontalliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hülfe ſolcher Schrittſchuhe und ſolcher Stäbe gleiten ſie, ohne jemals einzuſinken, über den tiefſten Schnee mit ſolcher Geſchwindigkeit dahin, daß ſie Bären und Wölfe einholen können. Die Normänner, Finnländer und Samojeden bedienen ſich eben dieſes wohlerſonnenen Hülfsmittels.

Die Schweden und Dänen haben ſich zwar bemüht, die Lappen in der chriſtlichen Religion zu unterrichten: aber es herrſcht doch gleichwol noch viel Aberglaube und Abgötterei unter ihnen;

und wen kann das befremden, der da weiß, daß unter den Christen selbst noch leider! so viel von heiden gefunden wird? Vornemlich bemerkt man, daß alle wilde, halbwilde und unerleuchtete Menschen sich viel mit einem oder mehrern **bösen Geistern** zu schaffen machen, denen sie eben so viel, oft noch mehr Macht und Gewalt zutrauen, als dem guten Gotte selbst. Sie scheuten sich mehr vor jenen, als vor diesem, und es ist ihnen wichtiger jene, als diesen zu Freunden zu haben. Daher suchen sie jenen bösen Geistern, oder wie sie in der Sprache der Christen heissen, jenen **Teufeln** möglichst zu Gefallen zu leben, sich durch allerlei abergläubische Mittel zu versöhnen, und durch allerlei Fragen ihren Willen zu erforschen und sich ihres Beistandes zu versichern. Das leztere nennt man **zaubern** oder **hexen.**

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen in allen Ländern, hat es von jeher viel Betrüger gegeben, die sich die Dummheit und den Aberglauben ihrer Landsleute zu Nuze machten, und sich für Zauberer oder Hexenmeister ausgaben, die durch Hülfe böser Geister zukünftige Dinge vorher sagen, und über andere Menschen Gutes und Böses verhängen könnten. Die lappländischen Betrüger dieser Art bedienten sich zu dieser abgeschmackten Gaugelei einer gewissen Trommel; aber die schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bei Lebensstrafe untersagt.

Nur

Nur Schade, daß Aberglauben, und Dummheit durch Verbote und Strafen nicht getilgt werden können! Belehrung in früher Jugend ist das einzige sichere Mittel dagegen. Alles, was man durch Strenge auszurichten vermogte, ist, daß die abergläubische Lappen ihre dummen Alfanzereyen jezt im Verborgenen treiben, und um so viel lüsterner darnach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie gescheuter zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster und Teufeleien wird, ohne Verbot, von selbst verschwinden.

Seht, meine Kinder — denn warum sollte ich meinen jungen Leser, auch wenn sie zum Theil schon Jünglinge und Jungfrauen sind, nicht so nennen, da ich mir bewußt bin, daß ich es eben so gut mit ihnen meine, als wenn ich ihr leiblicher Vater wäre? — seht, sag' ich, wozu es gut ist, Reisebeschreibungen zu lesen! Hier lernt ihr zum Beispiel im Vorbeigehn, was ihr künftig von solchen Menschen halten müßt, die euch von abergläubischen Dingen, von Gespenstern, Erscheinungen, Hexereien, Geisterbeschwörungen, Wunderkuren, Schazgraben, Goldmacherei und andern dergleichen schönen Siebensachen vorschwazen werden; dieses nemlich, daß solche Leute **entweder** Betrüger und Schurken **oder** Pinsel sind, und daß man in beiden Fällen ihnen weder sein Ohr noch seinen Beutel leihen müsse. Je finsterer es noch in einem Lande ist, desto mehr hört man von solchen Frazen; wird

es

es heller darin, werden Vernunft- und Wissenschaften angebaut; weg ist der ganze abergläubische Kram! Wenigstens getraut man sich nun nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau auszustellen, und selbst diejenigen, welche noch einfältig genug sind daran zu glauben, schämen sich es zu gestehen, weil sie fühlen, daß sie sich lächerlich dadurch machen würden. Aber wieder zu unsern Lappen!

Einige derselben sind reich. Ausser einigen tausend Rennthieren, die ihren größten Reichthum ausmachen, besitzen diese auch allerlei Kostbarkeiten an Silber z. E. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bei ihnen eingeführt. Aber bei ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese Kostbarkeiten häufig zu vergraben; und wenn sie denn etwa darüber hinsterben, so werden die vergrabenen Schätze selten wieder gefunden. Diese reichern Lappen ziehen in den gebirgigten Gegenden herum, wo sie die meiste Nahrung für ihre Heerden finden, und werden deswegen **Berglappen** genannt. Andere, welche keinen solchen Reichthum an Rennthieren besitzen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen und Vögeln, halten auch wol Kühe und Schafe; und diese nennt man **Waldlappen**. Diese leztern sind treffliche Bogenschüzen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen sollte. Die Armen hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten mit allerlei Figuren aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen und allerhand Werkzeuge. So macht also auch hier, wie überall, der Reichthum faul, die Armuth thätig und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornehmlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum Kochen werden sie nicht gebraucht; das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen jene Felle zubereiten und feinen Drath aus Zinn ziehn, um die Gürtel, die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit den Heirathen halten es die Lappen grade wie bei uns die Könige und die Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Eltern beschliessen, wann und wen sie heirathen sollen, und sie sehen hierbei nicht darauf, ob die beiden Leute sich zu einander passen und einander lieben können, sondern blos auf das, was jeder mitbringt. Wenn die Eltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen sie mit ihrem Sohne, er mag wollen oder nicht, nach des Mädchens Eltern, und versorgen sich vorher mit Brandtewein. Dieser wird zuerst präsentiert, und nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen. Jezt fängt man an zu handeln.

Der

Der Vater des jungen Mannes erklärt sich, was er den Eltern der Braut und den nächsten Anverwandten derselben an Geld und Güter schenken will, und die Eltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschaz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke an, die man von ihnen zu erwarten habe. Wird dis alles von beiden Seiten genehmiget, so geht die Heirath vor sich; wo nicht so müssen die Eltern der Braut den Brandtewein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Gericht mit. Diese Gerichte werden alle zusammen geschüttet, und von der Masse ißt ein jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet. So lange sie noch jung sind, hängt man sie in einer kleinen Maschiene, die einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An diese Maschiene sind zwei Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie sich äußerst angelegen sein lassen, ihre Kinder zu allen unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hiervon eine Ausnahme: denn sonst müßte diese ganze Nation schon längst eine der arbeitsamsten geworden sein. Der allverderbende Reichthum!

Die

Die meisten Lappen stehen unter schwedischer, einige unter dänischer, andere unter russischer Oberherrschaft. Diejenigen, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weissen Meeres fanden, waren russische Lappen, und zwar von denen, welche Armutshalber, den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste verrichten, um nur ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen!

Nachdem unsere holländischen Freunde hier ein Gericht frischer Fische und eine Mehlsuppe eingenommen hatten, die ihnen herrlich schmeckten, giengen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst und ungebaut; doch erblickten sie von fern zwei Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schlossen, daß ausser ihren heutigen Wirthen, den dreizehn Russen, doch wol noch mehr Menschen da sein müßten. Bei dieser Bemerkung liessen sie es bewenden, und verfügten sich wieder nach dem Boote.

Die beiden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bei dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmal der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sahe, daß diese beiden Männer keine andere als — zwei von ihren Freunden aus der Schaluppe wären! Das war

ein

ein Frolocken! ein Händedrücken! ein Glückwünschen! Doch das mögt ihr euch selbst ausmahlen. Ich für mein Theil begnüge mich, nur noch hinzuzufügen, daß die Schaluppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehns mit einer festlichen Mahlzeit feiert, die, ohngeachtet sie nur aus Fischen und Brod bestand, ihnen allen köstlicher schmeckte, als unser einem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unter Segel giengen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Winde abgehalten, etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeldlich einen Stockfisch zu. Seht, ihr jungen Menschen, so giebt es, Gott sei Dank! unter allen Zonen und in allen Ständen Leute, denen die Pflichten der Menschlichkeit heilig sind, und die sie gern und ohne Eigennuz erfüllen! Solcher Beispiele muß man sich erinnern, so oft man schlechter Menschen lieblose und ungerechte Handlungen sieht, damit man nicht in Versuchung gerathe, um einiger solcher Menschen willen, die ganze Menschheit für böse und lieblos zu halten.

Sie schifften weiter, und trafen gegen Abend andere Fischer an, von denen sie auf Russisch gefragt wurden: wo ihr Crabbel d. i. ihr Schiff wäre? Man antwortete mit zwei russischen Worten, die man schon gelernt hatte: Crab-

Crabbel probal — das Schiff ist verloren gegangen! Hierauf erwiederten jene: Cool brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten: zu Kola wären brabantische oder holländische Schiffe; eine Nachricht die ihnen grosse Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie die Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie, ans Land zu gehn. Hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen in einer elenden Hütte an, von denen sie die Bestätigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drei holländische Schiffe lägen, von denen zwei eben im Begriff wären, fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spät dahin kommen möchten, bewogen sie einen Lappen, einen der Matrosen zu Lande nach Kola zu führen. Dies geschahe; und am dritten Tage sahe man den Lappen, jedoch ohne seinen Gefährten, zurük kommen. Da man schon voller Unruhe darüber war, zog der Lappe einen Brief an den Schiffer Heemskerk hervor, den man begierig eröfnete, und folgenden Inhalt fand:

„Man sei erstaunt, zu hören, daß er und seine Leute, die man schon lange verloren gegeben hätte, noch am Leben wären. Man freue sich über diese unerwartete Nachricht herzlich; und würde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich, entgegen zu kommen.“

Der Brief war unterschrieben Johann Cornelius Ryp.

Ryn überließ man sich zuförderst der Freude über den angenehmen Inhalt dieses Schreibens; dann warf man die Frage auf, wer dieser Johann Cornelius Ryp wohl seyn möchte? Doch wohl nicht gar, riefen einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bei Spitzbergen sich von uns trennte? Unmöglich! sagten andere; wie könnte der noch am Leben seyn, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Name war indeß der nemliche. Glüklicher Weise erinnerte sich der Schiffer, daß er noch einen Brief besitze, den Cornelius ehemals an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beide wurden mit einander verglichen und es zeigte sich — daß beide von einer und eben derselben Hand geschrieben waren. Neue Ursache zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam endlich auch heran. Man erblikte von fern einen kleinen Kahn, und als er näher kam, entdekte man in ihm unter lauter Jauchzen den Steuermann Cornelius mit dem abgesandten Matrosen. Man betrachtete sich von beiden Seiten als Todte, die

wieder

wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber war ihre Freude über dies unerwartete Wiedersehn.

Cornelius hatte eine Tonne rostocker Bier, nebst Wein, Brandtewein, Zwiebak, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker und andern Erfrischungen mitgebracht, die unsere Freunde nun schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmauste also einmal wieder königlich, gieng darauf erquikt und neu gestärkt wieder unter Segel, und langte zwei Tage darauf glüklich bei Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola, auf einem Flusse eben desselben Namens, vor Anker lag. Und hier gab es nun wieder ein neues Fest, da das beiderseitige Schiffsvolk sich wieder sahe, sich erkannte, und sich wechselweise seine ausgestandenen Abendtheuer erzählte.

Meine Leser wünschen hier vielleicht zu erfahren, was für Schikfale Cornelius mit seiner Mannschaft unterdeß gehabt habe: allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nachdem man sich gegenseitig lange genug gefreut und mit seinen wunderbaren Schikfalen einander unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen russischen Statthalter, die Erlaubniß, die beiden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie, als ein Denkmal ihrer langen und wunderbaren Reise, stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit

unterdeß wohl stark daran genagt haben: aber die Ueberbleibsel davon sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten September giengen sie bei **Cornelius Nyp** an Bord, um die Rükreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker; und sie langten, ohne daß sich weiter etwas merkwürdiges ereignet hätte, den ersten November 1597. zu **Amsterdam** in eben der Kleidung und mit eben den Mützen von weissen Fuchsfellen an, welche sie auf **Nova Zembla** getragen hatten. Ihr Anblik erregte Verwunderung und die Erzählung ihrer Schiksale allgemeines Erstaunen.

II.

Merkwürdige Abentheuer vier russischer Matrosen auf Spizbergen.

Ein Anhang zur vorhergehenden Erzählung.

Wenn die vorstehende Erzählung meinen jungen Lesern Vergnügen gemacht hat: so darf ich hoffen, daß ihnen die Zugabe einer kleinen Geschichte ähnlichen Innhalts gleichfalls nicht unangenehm seyn werde. Hier ist sie!

In der rußischen Stadt **Mezen**, am weissen Meer gelegen, rüstete ein Kaufmann im Jahr 1743 ein Schiff aus, um es nach **Spizbergen** auf den Wallfisch- oder Robbenfang zu senden. Dies Schiff hatte einen anhaltenden günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spizbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Nationen in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plözlich drehete sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß das Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sahe man höchst ungern; denn man wußte nun schon aus wiederholter Erfahrung,

daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis als auf der andern zu seyn pflegt. Dies bestätigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen denen das Schiff wie eingemauert sitzen blieb.

Meine jungen Leser wissen nun schon aus der vorigen Erzählung, was es mit einem solchen Festsitzen im Eise vor eine Bewandniß habe. Ich kann also der Mühe überhoben seyn, eine abermalige Beschreibung davon zu machen.

Man sahe bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich sey, und wenig oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könnte. Die Frage war also nur, was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen?

Das Land, welches man im Gesicht hatte, war nicht eigentlich die große Insel Spizbergen selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man **Ost-Spizbergen** nennt. Auf der Homannischen Karte von Rußland könnt ihr sie neben dem eigentlichen Spizbergen deutlich liegen sehn. Es ist von den beiden größern Inseln die kleinere.

Indem man nun die große Frage: was zu thun sey? in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann: daß vor einigen Jahren gewisse Leute

aus

aus der nemlichen Stadt **Mezen**, woher sie selbst gekommen waren, sich entschlossen hätten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erforderliche Holz mit sich genommen und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hätten. Man zweifelte nicht daß die Hütte noch da stünde, und man beschloß, sie aufzusuchen und in Besiz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — **Alexey Himkof** war sein Name — drei Matrosen auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um seinen Vorsaz auszuführen. Die Namen der drei Matrosen waren: **Ivan Himkof, Stepan Scharapof** und **Foedor Weriguin.** Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle: aber nur Geduld! Ich hoffe, es zu erleben, daß man vor diesen jezt noch unberühmten Namen das Haupt entblößen und in diesen simpeln Matrosen Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten ist nemlich auch ein Kampf; und der Sieg darüber, den man durch Geduld und Standhaftigkeit davon trägt, verdient seinen Lorbeerkranz so gut, oft noch mehr, als ein anderer, der durch Menschenblut erkauft wird. Also weiter!

Bei ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver und eben so viel Kugeln, eine Art,

einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Meel, ein Feuerzeug, ein Stük Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtabak und — vier hölzerne Tabakspfeifen. Auch dies erzähle ich euch so umständlich nicht umsonst: die Folge wird mich rechtfertigen; wo nicht, so mögt ihr sagen, daß ich euch wie ein altes Mütterchen vorerzählt habe. Aber leßt erst weiter!

Mit diesen wenigen Sachen bepakt und noch etwa einen Stecken in der Hand stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis. Der Weg von da bis nach der Küste mochte ohngefähr eine gute halbe deutsche Meile betragen; aber dieser Weg war mißlich. Er gieng nemlich über Eisschollen, die noch nicht an einander festgefroren waren, sondern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen und sich jedesmal wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen oder abgleiteten, sonst wars um sie gethan. Sie bestanden indeß dieses erste Abentheuer glüklich, und langten, ohne irgend einen Unfall, auf der Insel an.

Ein ödes Land, voll Schnee, Eis, und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und nicht lange, so ward die gesuchte Hütte glüklich gefunden. Sie stand ohngefähr eine Viertelstunde vom Gestade; und man bemerkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig wären. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter und ihre Breite und Höhe

jede

jede drei. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwei Thüren, eine um dieses Vorzimmer, die andere um die eigentliche Stube zu verschliessen; eine Einrichtung, welche viel dazu beitragen konnte, die Wärme in dem Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheizt hatte. Hierzu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Leim, nach russischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schornstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich — zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf demselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oeffnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öffnen und zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster; und sie verhindern, daß der Rauch in einer solchen rußischen Stube sich nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsere vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweihn, die erste Nacht, so gut sie konnten, darinn zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht von der gefundenen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den Strand; aber wer vermag das Entsetzen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahn! Ein hef-

tiger

tiger Sturm, der die Nacht hindurch geweht hatte war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeitlang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hofnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen wäre, und wieder zurükkehren würde. — Aber eitle Hofnung! Es kehrte nie zurük; auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren: es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsere vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren: so übersahen sie ihren ganzen hülflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Clima, auf einer wüsten Insel, mit einer so kleinen Portion Meel und mit so wenigen Hülfsmitteln zu ihrer Vertheidigung gegen wilde Thiere und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung, fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hofnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen — das war eine Vorstellung, welche auch den beherztesten Mann mit Schrecken erfüllen konnte.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fiengen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bei aller Hülflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen,

fristen, als es Gott gefallen würde. Das erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind, sich, ohne Hülfe einer Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, so bald sie nur die benöthigten Materialien, Holz und Moos zum Ausstopfen der Ritzen, hatten. Aber woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmal Gesträuch, vielweniger Bäume sah?

Die Vorsehung hatte indeß für beides schon gesorgt. Unter dem Schnee und zwischen den Felsen fanden sich Mooses die Fülle, und an dem Strande erblikten sie hier und da Ruinen gescheiterte Schiffe, und — zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen mit Wurzeln und Aesten bestand. Ich habe von diesem Treibholze schon in der vorigen Erzählung geredet.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte. Sie bemerkten nemlich, daß es sehr viel Rennthiere auf dieser Insel gab, die hier von Moose lebten. Weil nun der Hunger sich bei ihnen zu regen begonnte: so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüsse sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auf mehrere Tage Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie

denn

denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweite Sorge war die Herbeischaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz, um sich in ihrer Wohnung gegen die grimmige Kälte zu schützen. Ich enthalte mich billig, euch von dieser Kälte hier abermals eine Beschreibung zu machen. Ihr habt sie schon in der vorhergehenden Erzählung hinlänglich kennen gelernt.

Auch dieses Geschäft gieng gut von statten; und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen: so waren ihre vornehmsten Bedürfnisse befriediget, und ihr Zustand war für Leute, die sich durch weichliche und wollüstige Lebensart verwöhnt hatten, noch ziemlich erträglich. Aber wie lange konnte dieses währen? Pulver und Blei giengen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht; womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weissen Bären schützen, von denen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen mußten, weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft bemerkt hatten?

Jezt also fieng ihre Noth erst eigentlich an; und jezt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hülfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen. Denkt einmal nach, ihr jungen Freunde was wohl ihr an

der

der Stelle dieser unglüklichen Männer würdet erfunden haben, um sowohl den Hunger, als auch die fürchterlichen Bären von euch abzuhalten? Ich gebe euch drei Tage Zeit dazu; denn länger dürfen unsere Insulaner auch nicht warten, weil ihr lezter Schuß schon verschossen ist, und sie also jezt von dem lezten Rennthiere zehren.

Ihr denkt vielleicht: sie hatten eine Axt, womit sie sich im Nothfall gegen die Bären wehren konnten? Schön gut, aber diese konnte jedesmal nur einer von ihnen führen, und wie glüklich hätte dieser hauen müssen, wenn er seinen Bären jedesmal auf den ersten Hieb hätte erlegen sollen. Gelang ihm aber dieses nicht, so ließ ihm der Bär auch nicht Zeit, einen zweiten Hieb zu vollführen, und so war er, so waren auch seine unbewafneten Gefährten verloren. Und wenn nun vollends zwei, drei oder mehrere Bären auf einmal kamen: wie da?

Aber wir wollen das Unmögliche annehmen: wollen einmal voraussetzen, daß die einzige Axt hinreichend gewesen wäre, sie gegen alle Anfälle der Bären zu sichern: so waren sie nun zwar von dieser Seite geschüzt; aber woher nun der nöthige Unterhalt? Wie wollten sie den Rennthieren beikommen, welche nicht, wie die Bären, selbst angreifen, sondern vor dem Angreifenden mit einer solchen Geschwindigkeit fliehen, daß kein Mensch sie einzuholen im Stande ist? — Vielleicht sagt ihr weiter: laß sie Spiesse, laß sie Bogen und Pfeile ma-

chen, um mit jenen sich gegen die Bären zu vertheidigen, und mit diesen Rennthiere zu schiessen! Leicht gesagt; aber auch gethan? Sollten Spiesse und Pfeile brauchbar seyn, so mußten sie eine scharfe eiserne Spize haben: aber unsere armen Insulaner hatten kein anderes Eisen, als ihr einziges Beil, ihr einziges Messer und einen einzigen Stahl Feueranschlagen: lauter ganz unentbehrliche Werkzeuge, an denen die Erhaltung ihres Lebens hieng; wie durften sie eins oder das andere derselben aufopfern? Und hätten sie auch anderes Eisen gehabt, konnten sie es schmieden, da sie weder Ambos, noch Zange, noch Hammer hatten?

Ihr seht, daß ihre Verlegenheit die gröste war, die man nur erdenken kann; und ich gestehe gern, daß ich auch hier an meinem Pulte kein Mittel zur Rettung dieser armen Leute zu ersinnen weiß. Aber der Mensch ist ein bewundernswürdiges Geschöpf, unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er nur von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird. Und seht, blos daran liegts, daß wir, die wir hier zwischen unsern vier Wänden von keiner Noth etwas wissen, uns so unfähig fühlen, etwas zu erdenken, was den armen Insulanern Schuz und Unterhalt gewähren konnte. Aber man sollte uns nur in ihre ganze bedrängte Lage versezen: und ich bin versichert, auch wir würden reich an Anschlägen seyn, und Hülfsmittel ersinnen, die wir jezt mit aller Anstrengung unsers Geistes nicht zu finden vermögen. Freilich würde dazu auch dieses erfordert, daß die allesregierende Vorsehung

unser

unser Nachdenken segnete, und Umstände herbeiführte, die uns zur Erfindung solcher Hülfsmittel behülflich wären. Aber der Mensch thue nur das Seinige, und vertraue auf Gott: dann darf er zuversichtlich hoffen, daß die göttliche Vorsehung das Uebrige thun werde. Laßt uns diese grossen Wahrheiten in dem ferneren Schikfale unserer armen Russen recht augenscheinlich bestätiget sehn.

Ueberzeugt, daß man, auch in dem hofnungslosesten Zustande, die Hände nicht in den Schooß legen und in unthätige Verzweifelung hinsinken müsse, giengen sie an den Strand und suchten — sie wußten selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen andern Trümmern ehemals gescheiterter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechtes Brett; aber an diesem Brette einen grossen und dicken eisernen Hacken nebst einigen gleichfalls starken Nägeln: ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, so bald wir es brauchen, alle Tage haben können, aber für sie ein Schaz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden haben vertauschen wollen.

Sie fanden noch eine zweite Kostbarkeit, die wir freilich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber ihnen, welche jezt blos auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werth der Dinge sahn, viel viel schäzbarer als der unschäzbare Brillant in der portugiesischen Krone war. Es war — eine etwas starke und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen grossen Schätzen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu. Beim Zurükgehn stiessen sie auf einen dicken ziemlich harten und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Ambos dienen. Der gefundene grosse Hacken war an seinem äussersten Ende rund und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich um ihn annageln zu können. Man fieng damit an, ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte unterdeß eine Zange von Rennthiergeweihn, um ihn, wenn er durchgeglüht seyn würde, damit anzufassen. Sobald dieses geschehen war, legte man den glühenden Hacken auf den Amboß und trieb in die darin befindliche Oefnung den stärksten Nagel, um diese Oefnung zu erweitern. Man machte ihn abermals glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere gekrümte Ende des Hackens ab, trieb nachher in die erweiterte Oefnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer!

Jezt schmiedeten sie das abgehauene gekrümte Ende des Hackens zu einer graden Spitze, schliffen und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem dicken und langen Aste von einem der Bäume, welche das Meer herbeigeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweites Werkzeug dieser Art wurde aus einem der grossen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch wohl die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein grosser weisser Bär, der unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte; und so bald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegen zu gehn. Es geschah. Zwei der Matrosen, welche sich mit den Lanzen bewafnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spiessen in den weit aufgesperrten Rachen, und hatten, ohngeachtet das Ungeheuer sein möglichstes that, sich wieder frei zu machen, doch endlich, wiewohl mit genauer Noth, das Glük, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab; und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bären diente ihnen nun auf eine Zeitlang zur Speise, und sie fanden es so wohlschmeckend, als Rindfleisch, es sei nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein grosses zottichtes Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schützen. Noch fanden sich in den Bestandtheilen seines Körpers etwas, welches ihnen den größten Nutzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen oder Sehnen des Thiers. Sie fanden nemlich, weil sie jezt angefangen hatten, mit allem, was ihnen vorkam, allerlei Versuche anzustellen — eine Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann! — sie

fanden, sage ich, daß diese Flechsen, wie dicker Zwirn oder Bindfaden, sich in mehrere dünne Fäden zertheilen ließ; eine Entdeckung, die ihnen jezt die größte Freude und in der Folge eben so grossen Nutzen gewährte.

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmal, daß sie durch Hülfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten; und sogleich legte man Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe mit dem Messer, um der neulich gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben; und die Flechsen waren sehr geschikt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald und glüklich zu Stande. Aus vier Nägeln schmiedete man eben so viel Pfeilspizen, schärfte sie durch Abschleifen und befestigte sie mit Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhühnern und Meerschwalben befiederte. Bogen und Pfeile waren fertig.

Ich wiederhole es; der Mensch ist ein erstaunliches Geschöpf! Er weiß aus allem Vortheil zu ziehn; er weiß sich in alle Lagen und Umstände zu fügen und in allen Verlegenheiten zu helfen, wenn er den schönen, grossen, heiligen Schaz, den der Schöpfer in seine Seele gelegt hat — die **Vernunft**! nur nicht ungebraucht und ungenüzet liegen läßt. Seid stolz darauf, ihr jungen Freunde, daß

daß ihr Menschen seyd; aber ehret auch die hohe menschliche Natur in jedem andern, der euer Bruder, der ein Theilnehmer an den erhabenen und bewundernswürdigen Fähigkeiten ist, mit welchen der allgemeine Vater der Menschen dieses sein Lieblingsgeschöpf auf Erden ausgerüstet hat!

Wer hätte geglaubt, wenn die Erfahrung es nicht gewiesen hätte, daß ein elender eiserner Hacken, einige Nägel und eine Tannenwurzel vier Männern mehrere Jahre lang Schuz gegen zehnmal stärkere grimmige Thiere und Unterhalt die Fülle verleihen könnten? Und doch geschahe es so. Denn unsere wackern Russen, mit den beiden Spiessen bewafnet, nahmen es jezt mit jedem Bären auf, und durch Hülfe der von ihnen verfertigten vier Pfeile erlegten sie in der Zeit, die sie auf diesem öden Eislande zubrachten, nicht weniger als — **zwei hundert fünfzig Rennthiere**, eine grosse Menge weisser und blauer Füchse ungerechnet. Leser, wird dir das Herz nicht groß bei den Gedanken, daß diese Matrosen mit dir von einerlei Geschlechte waren? Nicht? Nun so gehe hin, und erkrieche und erschleiche dir eins von jenen schimmernden Unterscheidungszeichen, die, wenn sie nicht durch auszeichnende Verdienste erworben werden, dem Menschenkenner nur ein Merkmal mehr sind, daß der sich damit Blähende nicht verdiene, ein Mensch zu seyn!

Den dringendsten Bedürfnissen unserer Matrosen war nunmehr glüklich abgeholfen. Sie konnten

sich gegen ihre fürchterliche Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da zwischen Felsen hervorstrudelten, oder sie schmolzen, wenn die Kälte alles Wasser in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwohl fehlte ihnen noch manches, um ihres Daseyns in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermassen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit umgehn, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme sie mit Treibholze jedesmal von neuem wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel; aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers und zum Schneeschmelzen auf keine Weise entbehren konnten: so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie dessen auch zum Kochen hätten brauchen wollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brod und Zugemüse zu genießen. Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends genießt, so könnt ihr denken, daß man endlich anfangen müsse, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten daher abermals ihren Verstand an, um irgend etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brods für sie vertreten könnte; und

auch diesmal blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fiengen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen. War es hinlänglich durchgeräuchert, so hiengen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von Bären und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft und von dem Winde dergestalt ausgetroknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleische, anstatt des Brodes essen konnten. Diese Methode gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Ekel an ihrer täglichen Fleischspeise und diente zugleich zum Mittel, ihr überflüßig Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! Die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir aus der vorhergehenden Erzählung wissen, in dieser Weltgegend beinahe vier Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten? Und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Es dürfte vielleicht jemand denken: laß sie nur ihr Feuer unterhalten; dieses wird ihnen Wärme und Licht zugleich gewähren! Wohl wahr; aber wie? wenn unglüklicher Weise ihnen das Feuer einmal ausgieng, wie sollten sie es wieder anmachen? Ihr Feuerzeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das bischen, welches sie davon mitgebracht hatten, gieng zu Ende. Die Methode der Wilden, sich durch das Reiben

zweier Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt. Aber war sie es auch, so werden doch besondere Handgriffe und eine besondere Uebung dazu erfordert, welche unsere Russen ohnmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweierlei Holz, weiches nemlich und hartes: und das, was diese Leute hatten, war nur einerlei, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zur Unterhaltung des Feuers und zur Verhütung der Gefahr, es jemals zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst unentbehrlich.

Sie strengten daher noch einmal ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so grossen und so dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde oder Thon enthielt. Diese im Vorbeigehn gemachte Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuch, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß formen liesse, welches ihnen zur Lampe dienen konnte. Sie kneteten den Thon, gaben ihm die Form einer Lampe, und liessen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieses geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Dochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, statt des Oels, mit Rennthierfette an. Jezt wurde die Lampe angezündet; aber kaum fieng das darinn befindliche Fett an, geschmolzen zu werden, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang und Tropfenweise herabfiel. Das war

ein

ein eben so unerwarteter als trauriger Streich durch ihre Rechnung!

Aber sie lieſſen sich dadurch nicht abschrecken. Sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thons, welche das Fett durchlieſſen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, lieſſen es zuvörderst an der Luft wohl troknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, welches sie glüklicher Weise noch nicht verbraucht hatten. Dieſes in kochendem Wasser aufgelößte Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons und verstopfte ihn. Sie lieſſen hierauf die Lampen trocken werden; und da sie nun abermals einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehn, daß das Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war und kein Fett mehr durchließ. Zu noch gröſſerer Befestigung klebten sie durch Hülfe des Kleisters an die Auſſenseite der Lampe ein Stük Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dieſes für ihre ganze jetzige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein Paar andere, um bei einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden und vom alten Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Bis hieher haben wir an dem Beispiele dieser braven Leute gesehen, was **Aufmerksamkeit, Nachdenken** und **Strebsamkeit** vermögen: jezt werden wir Gelegenheit haben, von ihnen zu lernen, wie wichtig es in manchem vorkommenden Falle für unsere Glükseligkeit sey, auch auf eigene und andere **Erfahrungen** geachtet zu haben.

Unsere guten Russen fiengen an scorbutisch zu werden. Es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu seyn pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürtel hinauf gegen die Pole zu reiset. Sie besteht in einer Fäulniß im Geblüt, die sich zuerst und vornemlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper verbreitet, und den, der damit behaftet ist, in hohem Grade krank und elend macht. Es war vorauszusehn, daß unsere Matrosen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schiessen, Bären erlegen oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen: so war ihr Untergang entschieden; so mußten sie hülflos und elend vor Kälte, Hunger und Durst des jämmerlichsten Todes sterben. Eine entsezliche Perspective!

Was half ihnen nun die bisherige Anstrengung ihres Verstandes, ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihnen nüzlich werden konnte, ihre ausdauernde Geduld, ihr Vertrauen auf Gott, ihr Muth —

wenn

wenn nicht zu diesen schönen und unentbehrlichen Tugenden noch etwas hinzukam, ohne welches sie in vielen Fällen nicht hinreichen würden, uns aus mancher großen Verlegenheit zu ziehn? Dieses Etwas ist — gesammelte **Kenntniß** und **Erfahrung**. Unser eigener Verstand kann nicht alles erfinden, unser bester Fleiß kann nicht alles leisten, und Gottes gütige und weise Vorsehung hilft nicht durch Wunder; sie schaft blos Mittel uns zu helfen, sie führt, wenn wir ihr vertrauen und unser Möglichstes thun, diese Mittel zu rechter Zeit herbei: uns aber gebührt es, darauf zu merken, die Dinge in der Welt nach ihren Eigenschaften und Wirkungen kennen zu lernen, eigene und anderer Erfahrungen darüber aufmerksam zu sammeln, und in dem uns von Gott verliehenen Gedächtnisse zu verwahren, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzurufen. Dann segnet der, dem das Streben seiner Menschen nach Vollkommenheit und Glükseligkeit angenehm ist, den Gebrauch solcher Mittel, und uns wird geholfen.

Zum Glük für die übrigen hatte einer von unsern vier Insulanern sich von Jugend auf gewöhnt, auf eigene und anderer Erfahrungen sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtniß tief einzuprägen, **auch wenn er nicht voraussehen konnte, wozu sie ihm einmal nüzen würde.** Dies war der jüngste unter ihnen, **Iwan Himkof**, des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten grossem

Glücke

Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehrern nüzlichen Kenntnissen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock oder Scorbut angeschrieben, wovon glaubwürdige Leute ihn versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Kameraden, seinem Beispiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel viel Leibesbewegung zu machen: denn, fügte er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehn und sich rühren können. Dann, sagte er, müssen wir so viel Löffelkraut, als wir unter Schnee und Eise nur immer aufzukrazen vermögen, beizutreiben suchen, und wohl verstanden! roh verzehren. Denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten seyn. Doch das räth sich ja von selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Ferner müssen wir so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machten es unsere ehemaligen Nachbaren, die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmaks wegen, sondern deswegen thun, weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Scharbock sey. Endlich habe ich von eben diesen Samojeden gehört, daß sie in derselben Absicht Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann beides roh geniessen. Fische bemerke ich nun zwar an unserer

Küste

Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viel gebe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben; aber wir haben Gottlob! Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit etwas durchfrieren lassen und roh genieſſen, so sehr sich auch unsere an solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bei Arzneimitteln muß man nicht fragen: wie sie schmecken? sondern, wozu sie gut sind? Also frisch, Kammeraden, meinem Beispiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwei seiner Gefährten, der Steuermann und der zweite Matrose, folgten seinem Rathe, und befanden sich wohl dabei. Der dritte Matrose, Foedor Weriguin, ein feister und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich enthalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern auf seinem weichen und warmen Lager in der Hütte liegen, indeß die andern in tiefem Schnee herumwadeten; und das Rennthierblut zusamt dem rohen Fleische war seinem zärtlichen Gaume so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschlieſſen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge davon? war diese: die drei ersten blieben gesund und stark! Iwan Himkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher immer mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte; Foedor Weriguin hingegen, der unterdeß der Ruhe pflegte, wurde von Tage zu Tage vom Scharbock mehr ergriffen; konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehn,

konnte

konnte sich endlich ganz und gar nicht mehr rühren, nicht einmal so viel rühren, daß er die Hand hätte zum Munde bewegen können, so daß seine mitleidigen Kameraden sich genöthigt sahn, ihn wie ein neugebornes Kind zu füttern. Und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahr lang, bis endlich der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Das war abermals ein überaus lehrreicher Zug in unserer Geschichte. Man sieht hieraus, wie nöthig es sey, **dem Rathe erfahrner Leute zu folgen**, und man kann zugleich daraus lernen, **wie höchst schädlich Trägheit und Verzärtelung in jeder Lage des Lebens sind.** Der Mensch gleicht dem Wasser; so lange dieses fließt, bleibt es frisch; kaum hat es einige Tage still gestanden, so ist es verdorben, in Fäulniß übergegangen. So der Mensch, sobald er sich der trägen Ruhe überläßt. Thätigkeit, Thätigkeit ihr jungen Freunde, ist das einzige sichere und allgemeine Mittel, uns an Leib und Seele gesund und froh zu erhalten! Faule Gemächlichkeit hingegen stürzt uns unvermeidlich in Krankheit, Unzufriedenheit und Elend. Merkt euch diese goldne Lehre!

Und sollte besonders einer oder der andere unter euch einmal ein Seemann werden, der wisse — was ich von mehreren alten und erfahrnen Seeleuten gelernt habe — daß es kein besseres Mittel giebt, sich auf diesem Elemente gegen Scorbut und andere Seekrankheiten zu schützen, als in beständiger

Thä-

Thätigkeit zu bleiben, und der Neigung zur Ruhe und zum Schlafe, die man auf dem Meere stärker als auf dem Lande zu empfinden pflegt, so wenig als möglich nachzugeben. Ich hörte einst von dem Commandeur eines rußischen Kriegsschiffes, welches schon seit geraumer Zeit in See war, daß er keinen einzigen Scharbockkranken an Bord hätte, und da ich ihn ersuchte, mir das Mittel zu nennen, welches seine Leute so gesund erhalten hätte; antwortete er: Vermeide der trägen Ruhe, Leibesbewegung und Munterkeit des Geistes! Ich sorge dafür, fügte er hinzu, daß meine Leute, so oft sie nichts zu arbeiten haben, auf dem Verdecke tanzen müssen; und ich habe immer gefunden, daß das ein gutes Mittel sey, sie gesund zu erhalten."

Unsere Helden — von nun an aber rede ich nur von den drei rüstigen unter ihnen; der vierte war für sich und für die Gesellschaft verloren, sobald er sich der Trägheit ergeben hatte — unsere drei Helden also hatten nun schon manchen sauren Berg glüklich erstiegen; aber noch war ihnen mancher andere zum ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden; ihre Schuhe und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sahe es nicht viel besser aus, und die größte Strenge des Winters war vor der Thür. Sie mußten also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersetzen. Und woher nun diese?

Sie hatten freilich Fälle von Bären, Rennthieren und Füchsen: aber diese waren ungegärbt. Wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig und brauchbar zu machen? Und wenn sie hiermit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider und Schuster waren, noch mehr, welche keine Scheere, keine Nadeln, keinen Pfriem, keinen Zwirn und keinen Pechdrath hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe oder Stiefel daraus zu machen? Abermals eine schwere Aufgabe.

Sie fiengen damit an, erst auf Mittel zu denken, die Felle zu gärben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehrere Tage lang in Wasser, um sie recht durchweichen und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch losgewordenen Haare auszuziehn und abzuschaben, und dieses gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfette ein, und rieben es von neuem, wodurch es endlich so weich und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dies sollte zu Schuhen und Stiefeln dienen.

Aber nun brauchten sie auch rauhes Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermals nicht brauchen; sie mußten also noch eine zweite Art von Gärberei erfinden, wodurch die

Häute

Häute geschmeidig gemacht würden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, machten einen Versuch, und zu ihrer großen Freude gelang auch dieser. Sie liessen nemlich die hierzu bestimmten Felle nur einen einzigen Tag im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschaften sie sich in wenig Tagen gute Materialien zu Schuhen, Stiefeln und Kleidern.

Aber jezt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen und Nehnadeln? Und wenn sie diese hatten, woher denn Pechdrath und Zwirn? Die leztere Frage war am leichtesten aufgelößt. Sie wußten ja schon, daß sie die Schnen der Bären und Rennthiere in dickere und dünnere Fäden nach Belieben spalten und auseinanderreissen konnten: aber die Nadeln, die Nadeln! Da stekte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu seyn schien.

Dennoch ward sie überwunden. Unsere sinnreichen und emsigen Russen schmiedeten zuvörderst einen Nagel so dünn, daß er einem Drathe glich. Dann machten sie diesen Drath wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespizt hatten, in das eine Ende desselben dergestalt ein, daß es ein länglichtes Nadelöhr machte, wie man etwa an unsern sogenannten Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermals glühend gemachten

Drath in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch Reiben und Schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund und spizig, daß es vollkommen einer gutgearteten Nadel glich. Der einzige Fehler, den die von ihnen verfertigten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmal nicht abzuhelfen.

Jezt fiengen sie an zu schneidern und zu schustern, daß es eine Lust war, es anzusehen. Der eine machte ein paar Stiefel, der andere Beinkleider, der dritte einen Rock von ganz neuer Erfindung. Jenem dienten die alten Kleidungsstücke zu Mustern; dieser überließ sich seinem Genie, und erfand ein Kleid, welches dem kalten Clima ihrer Insel nicht angemessener hätte seyn können. Er ließ es nemlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehn, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versahe es überdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oefnung zum Sehen blieb. Ihr Messer mußte hierbei die Stelle einer Scheere vertreten. Diesmal machten sie lauter Kleider von Pelzwerk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere von gegärbtem Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmaligen Witterung richten zu können.

So

So mußten diese braven Männer bei allem Mangel an Werkzeugen und Hülfsmitteln jedem dringenden Bedürfnisse durch Nachdenken, Fleiß und Emsigkeit glüklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nunmehr einigermassen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß einer unter ihnen seine Kameraden überleben und einsam und hülfloß allein zurükbleiben, und am Ende würde kümmerlich hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steyermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer. Er hatte bei seiner Abreise aus Rußland eine Frau und drei Kinder zurükgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten. So oft er von den mühseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitten in dem kleinen Zirkel seiner Lieben, und hieng mit unaussprechlicher Sehnsucht bald an der treuen Gattin, bald an diesem bald an jenem seiner geliebten Kleinen. O wie oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süssem Schlummer geschlossen waren! Aber kaum galt es wieder sich zu rühren und thätig zu seyn, so war er so gut als einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete wieder aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemals für ihn in der Welt gewesen wären.

Und seht, Kinder, wenn wir unsere Empfindungen so nach Zeit und Umständen einzuschränken, und, sobald unsere Berufsgeschäfte uns zur Thätigkeit auffordern, sie männlich zu unterdrücken wissen: dann sind sie rechter Art; dann erschlaffen sie nicht, sondern veredeln unsere Seele; und in diesem Falle darf auch der gesezte Mann sich einer Thräne nicht schämen, die irgend ein menschliches Gefühl ihm einmal in das Auge preßt. Aber wenn wir von irgend einer auch noch so guten und edlen Empfindung uns dergestalt überwältigen lassen, daß wir dadurch unfähig zu unsern Berufsgeschäften werden, und in ächzende oder winselnde Unthätigkeit hinsinken: so mögen wir übrigens noch so gute Leute seyn, Männer sind wir nicht! Schwache empfindsame Weiberseelen sind wir in Männertracht: und ist es nicht schimpflich, die Uniform des stärkern Geschlechts zu tragen, und sich so zu betragen, als gehörte man zu dem schwächern?

Aber wieder zu unsern Insulanern! Da ihre dringendsten Bedürfnisse nunmehr befriediget sind: so haben wir Zeit, eins und das andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles, was ich in der vorhergehenden Geschichte von **Spitzbergen** überhaupt erzählt habe, das gilt auch von dieser kleinern Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drei und zwanzig deutsche Meilen, und

ihre

ihre Breite beinahe eben so viel; aber sie wird, wie ganz Spizbergen, nicht von Menschen, sondern nur von weissen Bären, Rennthieren, weissen und blauen Füchsen bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge und spiziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedekt sind. Ausser dem heilsamen Löffelkraut, welches hie und da, und dem Moose, welches überall im Ueberflusse vorhanden ist, fanden sie auf der ganzen Insel kein Gewächs. Zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer; Flüsse von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert hier beinahe vier Monate; eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ohngefähr zwei Monate lang, unabläßig am Horizonte herum, ohne unterzugehn, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die hellen Nordlichter sind eine grosse Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichtes entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsere Matrosen angemerkt haben, in der Mitte des Novembers durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jenners, also ohngefähr sieben Wochen währt. In dieser ganzen Zeit regnet es fast unaufhörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ohngefähr so,

als wenn bei uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas. Nur ein einziges mal in sechs Jahren hörten unsere Matrosen einen fernen und dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drei Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oeffnung.

Noch haben unsere Russen als etwas Sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthaltes auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ohngeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und Kleider reinlich zu halten, und ohngeachtet sie sowol vorher, als auch nachher mit kleinen Geschöpfen dieser Art in ziemlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie passirten, wollen eben dieses bemerkt haben; und man versichert, daß Matrosen, welche voller Ungeziefer waren, plözlich davon befreit wurden, so bald ihr Schiff den Aequator durchschnitten hatte, aber auch wieder davon heimgesucht wurden, so bald sie auf ihrer Rückreise wieder diesseits dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahingestellt seyn. Wäre sie indeß gegründet, so verdiente es wohl eine Untersuchung,

woher

woher es komme, daß eine Fahrt über den Aequator hinaus mit der über den nördlichen Polarkreis hin in dieser Betrachtung einerlei Wirkung hervorbringe?

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsere Matrosen jezt bewohnten.

Meine lieben jungen Leser muthen mir nun wahrscheinlicher Weise wohl nicht zu, daß ich ihnen über das armstlige und höchst einförmige Leben, welches diese Leute hier führten, ein vollständiges Tagebuch verfertigen soll. Das wäre mehr gefordert, als ich leisten könnte, weil die armen Leute selbst, die keine Schreibmaterialien hatten und mit der kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens genug beschäftiget waren, sich nicht konnten einfallen lassen, die Geschichte eines jeden Tages zu Papier bringen zu wollen. Wir müssen uns also mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über sechs Jahre lang fortsezten, weil in dieser ganzen Zeit sich kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ. Ueber sechs Jahre lang; man denke, was das sagen wolle!

Der unglükliche Weriguin hatte in dieser ganzen langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich und zwar sehr schmerzhaft büssen müssen. Ohne sich bewegen, aufstehen

oder das geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter grossen Schmerzen, und von seinen treuen Kameraden sich füttern und bedienen lassen. Endlich kam der wohlthätige längst gewünschte Tod, und drükte ihm sanft die Augen zu, und befreite ihn von seinen Leiden. Die Kameraden begruben seinen Leichnam in Schnee. Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend zu seyn, Mangel, Noth und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigener grosser Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen: Kinder! das will viel sagen. Dazu wird ein Grad von Tugend erfordert, dessen wohl nur wenig reiche und in Ueberfluß lebende Menschen fähig wären. Aber so ists; Widerwärtigkeiten erwecken und stärken Tugenden jeder Art, und eigene Leiden machen mitleidig und hülfreich gegen andere. So laßt uns Gott danken, auch wenn er uns Widerwärtigkeiten zuschikt; denn sie sind ein Balsam für unsere kranken Seelen und machen sie genesen von mancher Schwachheit!

Man sollte denken, die drei Gesunden würden froh gewesen seyn, des ihnen so sehr zur Last fallenden, Kranken endlich los zu werden; aber nein! Sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte,

gern

gern noch sechs andere Jahre lang getragen. Denn er war, bei aller seiner Unfähigkeit, etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie, und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten Welt durch Oceane abgeschnitten sieht: o dann geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns. So hat der allgemeine Vater der Menschen seine Kinder alle durch den Instinct der Geselligkeit zu vereinigen gewußt! Hierzu kam bei unsern Insulanern noch die immer wiederkehrende traurige Betrachtung, daß einer nach dem andern so dahin sterben würde, und daß das schreckliche Loos, allein übrig zu bleiben, doch endlich einen unter ihnen zuverläßig treffen müßte. Man setze sich in die Stelle dieser armen Leute und fühle, was es mit diesem Gedanken auf sich hatte!

Aber es ist Zeit, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte herbeizuführen.

Einst, da sie um Treibholz aufzusuchen, nach dem Strande gegangen waren und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag: entdekten sie ganz unvermuthet — und o wer vermag das Uebermaas ihrer Freude zu schil-

dern! — ein Schiff, welches in ziemlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblik ausser sich vor Entzücken. Aber schnell suchten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen der Gedanke in die Seele schoß, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen bleiben und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, vielleicht davon segeln, und aus ihren Augen auf immer verschwinden könnte. Hurtig rannten sie nach der Hütte, holten Feuer, holten Holz herbei, machten hier auf einem Hügel und dort auf einem andern ein helllohendes Feuer an, daß Flamme und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung flehten. Glüklicher Weise bemerkte man auf dem Schiffe beides, das Feuer und die Flagge, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jezt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker; und jezt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehn, was es mit den drei Leuten am Lande für eine Bewandniß habe.

Stellt euch, wenn ihr könnt, das Entzüken unserer armen Insulaner, und die Verwunderung der Leute vom Schiffe vor, drei ganz in

Leder

Leder und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehn, und ihr Erstaunen, da sie, die sie selbst Russen waren, auf russisch von ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier auf diesem unwirthbaren Eis- und Schneelande über sechs Jahre verlebt, und bis dahin sich erhalten hätten!

Das Schiff, welches von Archangel kam, hatte nach Westspizbergen auf den Wallfischfang segeln sollen. Zum grossen Verdruß des Schiffers, allein zum Glük für unsere Matrosen, wurde es durch widrige Winde nach Ost-Spizbergen verschlagen. So gereicht oft eine kleine Widerwärtigkeit, die den einen trift, einem oder mehreren andern zum Glük und Segen!

Man wurde bald eins, daß unsere drei Robinsone mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80 Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand. — Junger Leser! übereile dich nicht in deinem Urtheile. Ich sehe es dir an, daß du auf den Schiffer zürnest, und ihn einen Unmenschen, einen Barbaren schelten willst, weil er fähig war, sich einen solchen Liebesdienst so theuer bezahlen zu lassen. Aber höre erst, was unsere Männer dafür an Bord bringen durften.

Sie waren nemlich in der Zeit ihres Hierseyns reich geworden. Ihre gesammelten Schäze, welche ziemlich viel Raum einnehmen, bestanden in folgenden Dingen: 2000 Pfund Rennthierfett, über 200 Rennthierhäute: zehn Bärenfelle und eine große Menge blauer und weisser Fuchsbälge. Hierzu rechne man nur noch ihre ganze Sommer- und Wintergarderobe, ihre Spieße, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenuzt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfeifchen und Nehnadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchschen verwahrten: und man wird es so sehr unbillig nicht mehr finden, daß der Schiffer für den Transport aller dieser Sachen, die in Rußland ihre 600 Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80 Rubel bezahlen ließ, da er überdem die drei Personen in allem frei halten mußte. Er verdient also auch deswegen nicht, daß man ihn einen Unmenschen schelte; und das war abermals ein Beispiel, wie leicht man sich in der Beurtheilung seines Nebenmenschen irren könne, besonders wenn man so rasch dabei verfährt, als junge Leute wohl zu thun pflegen.

Alle jezt benannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und unsere Matrosen nahmen mit Freuden Abschied

von dem Lande, wo sie sechs Jahre und drei Monate lang ein so armseliges und hoffnungloses Leben geführt hatten. Nach einer Fahrt von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bei ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beinahe sehr tragisch geworden wäre. Die Frau des Steuermanns Alexey Himkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweint hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblikte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauter Schrei und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen. Aber sie sprang zu kurz und fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Matrosen, sie wieder herauszuziehn, bevor sie ertrunken war. Armer Himkof! Welch ein Schiksal wäre das gewesen, wenn du nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nur grade dazu hättest zurückkehren müssen, um dein liebes Weib, noch ehe du es umarmt hättest, vor deinen Augen ertrinken zu sehen!

Man sieht hieraus, zu welchen unvernünftigen Handlungen die Affecte verleiten können, wenn man sich denselben ohne Zurükhaltung überläßt.

Unsere

Unsere Helden traten jezt ans Land, und zwar in ihrer spitzbergischen Uniform. Das zusammengelaufene Volk empfieng sie mit Erstaunen und Frohlocken; und Männer von Einsicht liessen bald den einen bald den andern von ihnen zu sich kommen, fragten ihnen jeden einzelnen Umstand ihrer abentheuerlichen Geschichte zu wiederholten malen ab, liessen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit dessen, was ich hier von ihnen erzählt habe.

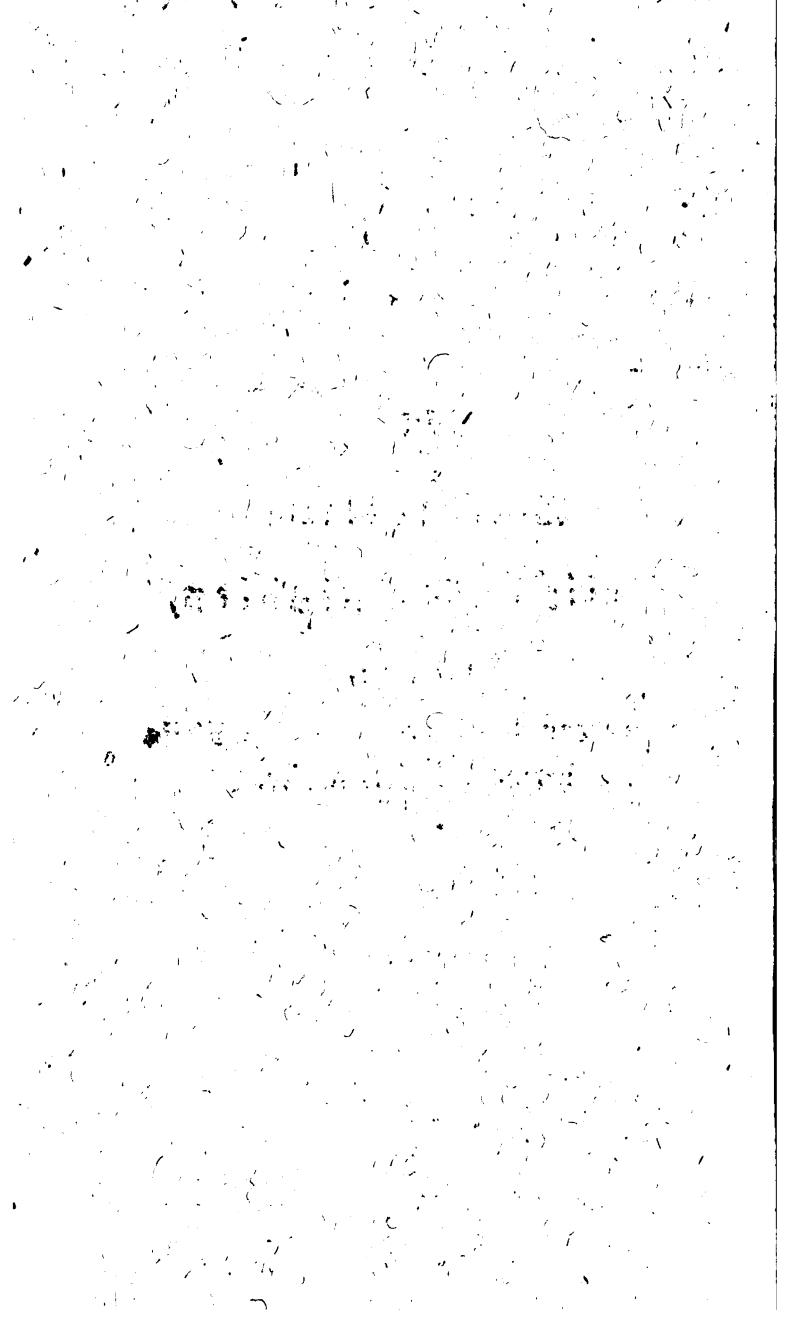
III.

Vasco de Gama

Reise nach Ostindien,

die erste,

welche von den Portugiesen um Afrika herum vollführt wurde.



Einleitung.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatten die **Venetianer** fast allen Handel nach Indien allein an sich gerissen, und sich ausnehmend dadurch bereichert. Den Weg dahin nahmen sie durchs **mittelländische Meer** nach **Alexandrien** in Egypten, von da nach **Suez** auf der Erdenge, welche Asien und Afrika verbindet, von wannen sie durch das **rothe** und **arabische Meer** nach **Calecut** oder einem andern Hafen an der Küste der ersten ostindischen Halbinsel fuhren. Ich bitte meine jungen Leser, die genannten Meere und Oerter auf der Charte nachzusehn.

Andere europäische Nationen blickten mit neidischen Augen auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch diesen Handel nach Venedig strömten. Gern hätten sie einen Theil derselben abgeleitet; aber dazu war kein ander Mittel vorhanden, als dieses: einen neuen Weg nach Indien durchs Meer zu finden. Die Portugiesen, damals ein unter-

nehmendes Volk, fielen zuerst darauf, dieses Mittel zu versuchen, und der neue Weg, den sie ausfindig machen wollten, sollte rund um Afrika herum durch diejenigen Meere gehn, wodurch man, wie meine jungen Leser wissen, jezt wirklich nach Ostindien zu schiffen pflegt. Die Frage war nur noch, ob eine solche Fahrt auch thunlich wäre?

Zwar trug man sich mit einer alten Nachricht, daß schon von uralten Zeiten ein gewisser König von Egypten, Necho genannt, durch phönizische Schiffe ganz Afrika habe umschiffen lassen: allein man war nicht so recht gewiß, ob diese Nachricht auch gegründet wäre. Viele läugneten gradezu die Möglichkeit einer solchen Unternehmung, und zwar aus Gründen, welche heutiges Tages ein Kind widerlegen kann. Sie bildeten sich nemlich ein, daß Afrika nach Süden hin kein Ende habe, sondern sich bis nach dem Südpol hin erstrecke, so daß es also unmöglich wäre, es zu umschiffen. Daneben hielten sie es, gleichfalls irriger Weise, für ausgemacht, daß derjenige Theil unserer Erdkugel, welchen man den heissen Erdgürtel zu nennen pflegt, von der Sonne dergestalt versengt würde, daß kein Mensch im Stande wäre, es darin auszuhalten. Ja, sie besorgten sogar, daß die Sonnengluth in jenen heissen Weltgegenden so groß seyn dürfte, daß sie die Schiffe anzünden, und mit Mann und Maus zu Asche brennen würde.

Lacht nicht, ihr jungen Freunde, über die große Unwissenheit, die man hierbei an den Tag legte.

legte. Damals konnte man von unserer Erde und von der natürlichen Beschaffenheit derselben noch so wenig, daß wir alle, wenn wir zu eben der Zeit gelebt hätten, wohl nicht viel klüger geurtheilt haben würden. Jezt, da schon so viel tausend Reisen nach allen Himmelsgegenden hin angestellt und so viele derselben beschrieben worden sind, ist es keine große Kunst mehr, das Lächerliche jener Besorgnisse einzusehn. Jedes Kind ist jezt dazu im Stande; aber damals war es ganz ein anderes.

Dennoch wagten es die Portugiesen, jener abschreckenden Gründe ungeachtet, auf die wichtige Entdeckung auszugehn. Ihre ersten Bemühungen erreichten zwar noch nicht den abgezielten Zwek; allein sie erreichten doch etwas, welches sie hinreichend belohnte. Sie entdekten nemlich nach und nach die Inseln **Porto Santo** und **Madera**, die **Azoren**, das **grüne Vorgebirge**, und endlich gar das **Vorgebirge der guten Hoffnung**, als die lezte südliche Spize von Afrika. Derjenige, welche diese lezte Entdeckung vollendete, und das gesamte Vorgebürge wirklich umschifte, war **Bartholomäus Diaz**.

Die Möglichkeit, um Afrika herum nach Indien zu segeln, schien nunmehro völlig erwiesen zu seyn: dennoch gab es Leute, welche dieselbe noch immer bezweifelten, und die Hoffnung, diesen Zwek endlich zu erreichen, noch immer für eine tolle Chimäre hielten. Daß man die Linie passiren könne, ohne von der Sonne verbrannt zu werden,

und daß Afrika nicht ins Unendliche fortlaufe, sondern irgendwo aufhöre und also auch umschifft werden könne, durften sie nun freilich nicht mehr läugnen. Aber unglüklicher Weise hatte **Diaz** in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung einen schweren Sturm ausgestanden, und dem Vorgebirge deswegen den Beinamen **tormentoso**, das stürmichte, gegeben. Das war von jenen kleinmüthigen Leuten genug, um den Schluß daraus zu ziehn, daß es in dieser Weltgegend immer stürme, und daß es daher unmöglich sey, weiter daselbst vorzudringen. Was doch Kleinmüthigkeit und Furchtsamkeit sich für übereilte Schlüsse erlauben!

Zu jenen kleinmüthigen Zweifern gehörte indeß nicht der König **Emanuel** von Portugal; der nicht sobald zur Regierung gelangt war, als er schon mit Eifer darauf dachte, den Plan seiner Vorfahren, Ostindien zur See zu entdecken, völlig auszuführen. Er ließ daher ungesäumt eine Flotte ausrüsten, und zum Anführer derselben wählte er einen Mann, der die zu einer so großen Unternehmung erforderliche Geschiklichkeit und Herzhaftigkeit in hohem Grade besaß. Er hieß **Vasco de Gama**; und hier ist die Geschichte seiner merkwürdigen Entdeckungsreise!

I.

Reise von Belem nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und von da nach Mosambik an der östlichen Küste von Afrika.

Die Flotte, welche **Vasco de Gama** bei dieser Unternehmung anführen sollte, bestand aus drei ziemlich grossen Schiffen, welche zusammengenommen nicht mehr als 160 Mann an Bord hatten. Die Namen der Schiffe waren St. Gabriel, St. Raphael und Berrio. Die auf den leztern beiden kommandirenden Schiffskapitaine hiessen **Paul de Gama**, des Vasco Bruder, und **Nicolaus Nunez**. Auf dem St. Gabriel ließ Vasco seine eigene Flagge wehen. Ausserdem wurde diese kleine Escader noch von einem Proviantschiffe begleitet, dessen Anführer **Gonzalo Nunez** war.

Es war am 8ten Julius 1497, also fünf Jahr nach der von Columbus geschehenen Entdeckung von Amerika, als **Vasco de Gama** bei **Belem**, einem unter **Lissabon** am **Tejo** liegenden Flecken, die Anker lichten ließ und unter Segel gieng. Da mehrere Schiffe, welche zusammen nach einerlei Bestimmungsorte abgehn, niemals sicher sind, daß sie immer beisammen bleiben werden, weil Stürme und andere gewöhnliche Zufälle sich oft von einander zu trennen pflegen: so sezt der Anführer alle-

mal einen gewissen Ort oder eine gewisse Gegend fest, wo sie sich in solchen Fällen einander erwarten wollen, um sich wieder zu sammeln. De Gama bestimmte bei seiner Abreise zum nächsten Sammelplaze das grüne Vorgebirge an der westlichen Küste von Afrika.

Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten. Denn, als sie in die Gegend der canarischen Inseln gekommen waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem der Admiral selbst von den übrigen Schiffen weit verschlagen wurde. Allein da nunmehr jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, um mit den übrigen wieder zusammen zu treffen: so fanden sie sich acht Tage darnach an dem festgesezten Sammelplaze alle wieder vereiniget. Sie steuerten hierauf nach St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, den die Schiffe in dem Sturme gelitten hatten, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen.

Die Insel St. Jago, welche noch jezt den Portugiesen gehört, und die größte von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, verdient wohl, daß meine jungen Leser sie auf der Charte aufsuchen, weil sie seit kurzem durch zwei wichtige Begebenheiten ungemein merkwürdig geworden ist. Vor zehn Jahren nemlich erfuhren die Bewohner dieser Insel eine so schreckliche Hungersnoth, daß 16000 derselben davon aufgerieben wurden; und in dem lezten Seekriege fiel auf einer Rhede dieser Insel ein

Treffen

Treffen zwischen einer englischen und französischen Flotte vor, welche beide nach Ostindien bestimmt waren.

Den dritten August lichtete man abermals die Anker, und fuhr fort, längst der afrikanischen Küste gen Süden zu steuren. Weil man damals über die in dieser Weltgegend gewöhnlichen Windstriche noch ganz und gar keine Erfahrungen gesammelt hatte: so war die Schiffahrt daselbst noch mit vielen Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten verknüpft, die man heutiges Tages größtentheils zu vermeiden weiß. Sie brachten daher, mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, drei volle Monate zu, bevor sie von den Inseln des grünen Vorgebirges bis in diejenige Gegend des äthiopischen Meeres kamen, in welcher die Insel **St. Helena** liegt, welche meine jungen Leser gleichfalls auf der Charte von Afrika finden werden. Heutiges Tages kann man diese Reise in einigen Wochen vollenden.

Es war am vierten November, als sie diese damals noch nicht bekannte Insel zu Gesicht bekamen, und ihr den Namen gaben, den sie noch jezund führt, ohngeachtet sie jezt nicht den ersten Entdeckern derselben, den Portugiesen, sondern den Engländern gehört. Die Insel selbst ist nicht von grosser Wichtigkeit: aber sie ist ihren Besizern gleichwohl viel werth, weil die nach Ostindien fahrenden oder von Ostindien zurükkommenden Engländer sich hier mit frischem Wasser versorgen können.

Auch unsern Reisenden, welche schon seit einiger Zeit grossen Mangel an trinkbarem Wasser litten, kam diese Entdeckung wohl zu statten. Sie fanden auch Einwohner auf dieser Insel, und zwar Schwarze von kleiner Statur und unangenehmer Bildung. Diese giengen nach Art der Wilden in heissen Ländern, gröstentheils unbekleidet, nur daß sie ein Thierfell, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hatten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen und in hölzernen Stäben, die am Feuer gehärtet und an den Enden mit Spitzen von Thierhörnern versehen waren. Sie lebten übrigens von Wurzeln, Seethieren, besonders Wallfischen — deren es in dieser Gegend viele giebt — Meergeflügel und wilden Ziegen. Man fand auch Hunde bei ihnen, welche denen in Portugall glichen.

Der Anführer der Flotte gieng selbst ans Land, theils um die Beschaffenheit desselben kennen zu lernen, theils um die Lebensart und Sitten der Eingebornen zu beobachten. Er traf im Herumgehn einen derselben an, welcher Honig suchte — denn hier, wie in ganz Afrika giebt es sehr viele Bienen, welche vortreflichen Honig sammeln. Er wollte sich mit ihm unterhalten, aber man verstand von beiden Seiten kein Wort von dem, was der eine zu dem andern sagte. Er nahm ihn hierauf mit an Bord, allein auch hier konnte man nichts von ihm herausbringen. Man behielt ihn die Nacht auf dem Schiffe, und sezte ihn am folgenden Morgen wohlbekleidet ans Land. Die gute

Begeg-

Begegnung, die er erfahren hatte, und der Anblik der ihm geschenkten Kleidungsstücke reizten viele andere, sich gleichfalls nach den Schiffen zu begeben. Der Admiral zeigte ihnen allerley Spezereien, Gold und Perlen, um zu sehen, was für Mienen sie dabei machen würden: allein er fand, daß ihnen diese Dinge gänzlich unbekannt waren, und daß sie wenig darauf achteten. Er beschenkte sie hierauf mit kleinen Glöckchen, zinnernen Ringen und Rechenpfenningen, worüber sie eine große Freude ausdrükten.

So freundschaftlich indeß der Ton war, auf den man von beiden Seiten gestimmt zu seyn schien: so zeigte es sich doch bald, daß diesen schwarzen Herren nicht sehr zu trauen wäre. Denn da ein kleiner Trupp Portugiesen sich etwas weiter ins Land hineinwagte, um die Eingebornen in ihren Wohnungen zu besuchen, so glaubten sie einige Anstalten zu Feindseligkeiten zu bemerken. Sie hielten es daher für rathsam, sich nach den Schiffen zurükzuziehn. Die Wilden setzten ihnen nach; und es würde wahrscheinlicher Weise zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht der Admiral die Gefahr, welche seinen Leuten drohete, vom Schiffe aus bemerkt hätte, und mit den Booten ihnen zu Hülfe geeilt wäre. Sobald die Schwarzen dieses sahen, liefen sie mit grossem Geschreie zurük.

Allein diese scheinbare Flucht war im Grunde wohl nur eine Kriegslist, welche zur Absicht hatte, die Portugiesen zum Nachsetzen zu bewegen, um

sie nachher zu überfallen. Denn da sie sahen, daß ihnen keiner folgen wollte, kehrten sie sogleich zurük, und griffen den Admiral und seine Leute mit Pfeilen und andern Waffen grimmig an; wodurch man genöthiget wurde, sich nach den Schiffen zurükzuziehn. Vier Portugiesen wurden verwundet, und der Admiral selbst erhielt eine Verlezung am Schenkel.

Nachdem man sich zwölf Tage hier verweilt hatte, segelte man mit einem Südwestwinde weiter, und schon zwei Tage darauf hatte man die Freude, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblicken. Allein ein widriger Wind, welcher ihnen jezt entgegen blies, hinderte sie, sich dem Lande zu nähern, und zwang sie, in die hohe See zu stechen. Erst zwei Tage darnach, als am 20sten November, war es ihnen möglich, sich um das Vorgebirge herumzuschwingen. Es geschahe dies unter Trompetenschall und vielen andern Freudensbezeugungen. An der Küste des Vorgebirges bemerkte man, wiewohl nur von fern, eine Menge großes und kleines Vieh von gutem Ansehn, und Menschen, welche denen auf St. Helena glichen. Allein es belohnt sich nicht der Mühe, meinen Lesern die wenigen dürftigen Beobachtungen zu erzählen, welche die Portugiesen hier im Vorbifahren machen konnten: weil wir künftig oft nach diesem Vorgebirge zurükkehren und von Leuten, welche sich länger daselbst aufgehalten, umständlichere und zugleich bestimmtere Nachricht erhalten werden.

Jezt

Jezt steuerten sie längst der östlichen afrikanischen Küste gegen Nordost. Nachdem sie ohngefähr sechzig Meilen fortgesegelt waren, legten sie sich im Gesicht des Landes neben einer Insel vor Anker, und hatten Gelegenheit folgende Bemerkungen zu machen. Die Eingebornen glichen denen auf St. Helena und auf dem Vorgebirge. Die Gegend schien reich an Elephanten und Ochsen zu seyn. Der leztern bedient man sich hier zum Reiten, nachdem man ihnen ein Küssen von Stroh und einen hölzernen Sattel auf den Rücken gelegt, und ein Holz durch die Nase gezogen hat. Auf einem Felsen, ohnweit der Küste, sahe man einige tausend Seelöwen; ein Thier, welches künftig vielleicht öfters genannt werden dürfte, von welchem ich daher meinen wißbegierigen Lesern im Vorbeigehn eine kurze Beschreibung machen muß. Es gleicht dem Seehunde, ist aber grösser, als dieser, indem er sechs bis zehn Ellen lang zu werden pflegt. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, frißt Fische und Gras, und sezt davon, gleich dem Robben, einen dicken Speck an, aus dem sich Thran brennen läßt. Er strekt sich gern auf Inseln und Sandbänken hin, um zu schnarchen, ist aber, wie man sagt, allemal so vorsichtig, eine Wache auszustellen, welche bei herannahender Gefahr durch ein gewisses Grunzen Lerm zu machen pflegt. Die Bewegung des Seelöwen, sowohl im Wasser als auch zu Lande, geschieht so langsam, daß man ihn leicht einholen kann. Er selbst fällt niemand feindlich an: wird er aber verwundet, oder raubt man ihm seine Jungen, so beißt er grimmig um sich.

Gegen

Gegen seine Jungen scheint er eine grosse Zärtlichkeit zu haben. Ehe sie schwimmen können, läßt er sie auf sich reiten; wirft sie aber, sagt man, oft mit Vorsaz ab, damit sie sich im Schwimmen üben müssen.

So viel vom Seelöwen; jezt wieder zu unsern Portugiesen.

Wenig Tage nach ihrer Ankunft erschienen ohngefähr neunzig Eingebohrne, einige am Gestade, einige auf den Bergen. Der Admiral sezte darauf nach dem Lande aus, ließ aber seine Leute sich vorher wohl bewafnen, damit es ihnen nicht abermals gienge, wie auf St. Helena. Indem man sich nun dem Lande näherte, ließ er Glöckchen auswerfen, welche die Schwarzen aufhuben, und hierauf so nahe kamen, daß sie deren mehrere aus seiner Hand empfiengen. Er wagte sich hierauf mit seinen Leuten ans Land, und tauschte von den Schwarzen elfenbeinerne Armringe für einige rothe Nachtmützen ein. Diese erste Zusammenkunft endigte sich, wie sie angefangen hatte, in vollkommenem Frieden.

Einige Tage hernach fanden sich an zweihundert Schwarze ein, welche zwölf Ochsen und vier Schaafe mitbrachten, und als die Portugiesen zu ihnen ans Land giengen, fiengen sie an, auf Flöten zu blasen, und diese Musik mit einigen Stimmen zu begleiten. Um diese Höflichkeit zu erwiedern, ließ der Admiral seine Trompeten gleichfalls blasen

und

und seine Leute mußten dazu tanzen. Dies belustigte die Schwarzen sehr; und so vergieng auch dieser Tag unter lauter Vergnügen und gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen.

Aber dieses freundliche Benehmen währte nicht immer; denn da einige Tage darnach eine noch grössere Menge sich einstellte, und die Portugiesen ihnen einen Ochsen abhandelten: bemerkte man, daß einige junge Schwarze sich mit den Waffen der Alten hinter einem Gebüsche verstekt hielten. Der Admiral, welcher einen hinterlistigen Ueberfall besorgte, befahl hierauf seinen Leuten, sich nach einem sichern Plaz zurük zu ziehn. Es geschahe; die Portugiesen sezten sich in ihre Boote, und fuhren längst dem Ufer nach einem freien Orte hin, wo man weit genug um sich sehen konnte. Die Schwarzen brachen hierauf gleichfalls auf, und giengen, den Booten gegen-über, eben dahin. Hier rottierten sie sich zusammen, und schienen Anstalt zum Gefecht zu machen. Allein der Admiral, welcher diesmal menschlich dachte, wollte es gern vermeiden, ein Blutbad unter ihnen anzurichten, und zog sich daher in den Booten nach den Schiffen zurük. Um indeß den muthwilligen Schwarzen einige Ehrerbietung einzuflössen, ließ er ein paar Kanonenschüsse thun, wordurch sie denn auch dergestalt erschrekt wurden, daß sie in gröster Unordnung davon liefen und ihre Waffen von sich warfen.

Nach diesem sandte de Gama einige Leute ans Land, welche ein Kreuz nebst einer Seule mit Portu-

portugiesischen Majestät Wappen errichten und durch diese Handlung von dem Lande, wie man sagt, Besitz nehmen mußten, ohngeachtet es schon seine Besitzer hatte, denen es rechtmäßig zugehörte. Allein die klugen und mächtigen Europäer haben nun einmal festzusetzen geruht, daß ihre einfältigeren und schwächern Brüder in entfernten Welttheilen ganz und gar kein Eigenthum am Lande haben können; daß man daher ohne Umstände ihnen dasjenige nehmen dürfe, was seit Jahrhunderten das ihrige war; und daß, um diese Handlung rechtmäßig zu machen, weiter nichts erfordert werde, als daß man der erste Europäer sei, der ein solches Land entdekt, und unter einigen Ceremonien erkläre, daß man Besitz davon genommen habe. Ich wünsche, daß meine jungen Leser über diese sonderbare Meinung einen Augenblik nachdenken, und sich selbst die Frage vorlegen mögen: ob dieses Verfahren auch wohl ein gerechtes und billiges genannt zu werden verdiene?

Die Schwarzen wußten vermuthlich nicht, was das Kreuz und die Seule bedeuten sollten: aber es mußte ihnen doch bedenklich vorkommen, so etwas von fremden Leuten, die sie nicht eingeladen hatten, dahin pflanzen zu lassen. Sie machten sich also, sobald die Portugiesen wieder an Bord waren, darüber her, und rissen Kreuz und Seule vor ihren Augen nieder.

Man segelte weiter, und näherte sich von Zeit zu Zeit wieder der Küste, um das Land in-

Augen-

Augenschein zu nehmen. Der Admiral hatte bei seiner Abreise aus Portugal verschiedene Missethäter mitgenommen, um sie bei vorfallender Gelegenheit zu solchen Geschäften zu brauchen, welche am meisten mit Lebensgefahr verbunden wären. Von diesen liess er jezt zwei an die Küste setzen, mit dem Befehl, daselbst zu bleiben, um das Land und die Bewohner desselben genauer kennen zu lernen. Er versprach ihnen hierbei, daß er sie bei seiner Zurükkunft, dafern sie alsdann noch lebten, wieder aufnehmen und nach Portugal zurükführen wollte, da man sie denn von jeder andern Strafe frei sprechen würde.

Wie gefällt meinen Lesern diese Züchtigung? Ich für mein Theil wünschte, daß man darauf denken möchte, jede andere Strafe auf eine ähnliche Weise dergestalt einzurichten, daß der Missethäter nicht für die menschliche Gesellschaft verloren gienge, sondern vielmehr sich für dieselbe nüzlich zu machen gezwungen würde. Aber wieder zu unsern Reisenden.

Am 11ten Jenner 1498 legten sie sich abermals unweit der Küste vor Anker; und der Admiral schikte einige seiner Leute ans Land, um über die Beschaffenheit und die Bewohner desselben Bemerkungen zu machen. Diese wurden sowohl von den Eingebohrnen, als auch von dem Oberhaupte derselben aufs freundschaftlichste aufgenommen. Deswegen sandte der Admiral dem leztern aus Erkenntlichkeit ein rothes Wamms, nebst einem paar

Strüm-

Strümpfen und einer Mütze von gleicher Farbe, wie auch einen kupfernen Armband; welches alles mit grossem Vergnügen angenommen ward. Der dankbare schwarze König lud hierauf den Admiral und dessen Leute ein, in seine Stadt zu kommen, mit der Versicherung, daß ihnen alles, was sein Land hervorbrächte, zu Dienste stehen sollte.

Der Admiral nahm diese Einladung zwar nicht für sich, aber doch für einige seiner Leute an. Diese giengen also mit dem Könige fort, dessen Unterthanen ihm in seiner neuen Kleidung überall mit grosser Bewunderung betrachteten, und vor Freude in die Hände schlugen. Nachdem sie in die Stadt gekommen waren — wenn man anders mehrere zusammenstehende elende Hütten mit diesem Namen belegen will — gieng Se. schwarze Majestät zuvörderst darin herum, damit die Einwohner ihn in seinem neuen Puze sehen und bewundern sollten. Alsdann verfügte man sich nach seinem Hause, wo eine Henne mit gekochtem Hirse zur Mittagmahlzeit aufgetragen wurde. Man speiste im Angesicht vieler Zuschauer, welche bald ihren schönen gepuzten König, bald die weissen Fremdlinge bewunderten. Die Portugiesen verweilten hieselbst bis zum folgenden Tage.

Bei ihrer Rükkehr nach dem Schiffe wurden sie von einigen Schwarzen begleitet, durch welche der König dem Admiral Hüner zum Geschenk schikte. Dieser nannte aus Dankbarkeit die Gegend, wo

man

man ihm so freundschaftlich begegnet war, das Land der guten Leute. Es ist dies ein Theil der afrikanischen Küste, welche dem südlichen Ende der grossen Insel Madagascar gegen über liegt.

Man fand unter diesen Leuten bei weitem mehr Weiber als Männer. Vielleicht hatten sie mit benachbarten Völkerschaften blutige Kriege geführt, wodurch ein Theil der streitbaren Männer aufgerieben war. Ihre Waffen bestanden aus langen Bogen, nebst Pfeilen und Wurfspiessen mit eisernen Spitzen. Sie führten auch Dolche mit zimernen Gefässen und Scheiden von Elfenbein; woraus erhellet, daß ausser dem Kupfer auch viel Zinn in diesem Lande seyn müsse. Salz bereiteten sie aus Seewasser, welches sie in ausgehöhlten Kürbissen in Gruben trugen, um es daselbst ausdampfen zu lassen, da denn das darinn befindlich gewesene Salz zurük bleibt. Es ist bekannt, daß man in mehreren Ländern, wie z. B. in Portugal, auf eben diese Weise Salz aus Seewasser zieht. Europäische Leinewand gefiel ihnen so wohl, daß sie für ein Hemde gern eine grosse Menge Kupfer gaben. Uebrigens waren sie — was man an so unkultivirten Menschen bewundern muß — so ausnehmend gefällig und dienstfertig, daß sie den Portugiesen das benöthigte Trinkwasser eine Viertelmeile weit aus dem Flusse holten.

Von hieraus schikte man in dem Kanal zwischen Afrika und Madagascar fort, und langte acht Tage darauf bei der Mündung eines Stroms an,

den man auf den Charten von Afrika unter dem Namen Cuama findet. Man fuhr auf diesem Strome eine Strecke in den Booten hinauf, und fand das Land überall niedrig und mit starken Bäumen bewachsen. Es begegneten ihnen verschiedene Eingeborne in Kähnen, die mit Segeln von Palmblättern versehen waren; und es gereichte den Portugiesen zu nicht geringer Ermunterung, nun schon Leute vor sich zu sehn, welche den Gebrauch der Segel kannten, dergleichen ihnen bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Verschiedene dieser Eingebohrnen kamen auch nach den Schiffen, giengen ohne Furcht an Bord, und bezeugten sich so vertraut, als ob die Portugiesen alte Bekannten von ihnen gewesen wären. Sie waren von guter Leibesgestalt, aber schwarz, und giengen größtentheils unbekleidet. Eine Art von Schürze, die sie vor hatten, machte ihren ganzen Anzug aus.

Man bezeigte sich freundlich gegen sie, beschenkte sie mit Glöckchen und andern dergleichen Raritäten. Dies munterte sie an, in Begleitung vieler andern wieder zu kommen und den Portugiesen Lebensmittel zu bringen. Es befanden sich auch einige Weibsbilder dabei. Diese zeichneten sich von den Männern durch drei Löcher in den Lippen aus, worin sie eben so viele Stücke Zinn, als einen unter ihnen gebräuchlichen Schmuck, hängen hatten. Das gegenseitige Betragen war so freundschaftlich, daß einige Portugiesen kein Bedenken trugen, sie nach ihren Wohnungen zu begleiten.

Am dritten Tage ihres Hierseyns kamen zwey Vornehme in ihren Booten, den Admiral zu besuchen. Diese waren nicht besser gekleidet, als die übrigen; nur daß ihre Schürzen breiter waren. Doch trug der eine auch auf seinem Kopfe ein mit Seide durchwirktes Schnupftuch, und der andere eine Kappe von grünem seidenen Zeuge.

De Gama nahm sie freundlich auf, nöthigte sie zu essen, und beschenkte sie mit Kleidungsstücken und andern Sachen: aber man konnte sehen, daß sie sich nicht viel daraus machten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehn, daß sie aus einem fernen Lande wären, und daß sie eben so grosse Schiffe, als diejenigen, worin sie sich jezt befänden, schon anderwärts gesehen hätten. Der Admiral schloß hieraus, daß er nun bald zu Leuten kommen würde, welche Handel nach Ostindien trieben, und nannte deswegen den Strom, in dessen Mündung er vor Anker lag, Rio de buenas Sinays, d. i. den Strom der guten Anzeigungen.

Die Schiffe, welche nun so lange schon in See gewesen waren, bedurften einer grossen Ausbesserung. Man legte sie daher auf die Seite, welches in der Schiffersprache kielholen genannt wird, um sie zu kalfatern, d. i. die Rizen mit Hanfwerg zu verstopfen, und hierauf mit geschmolzenem Pech und Theer zu beschmieren. Indessen wurden verschiedene von dem Schiffsvolke krank, weil entweder die Luft oder die Speisen, die sie hier genossen, ungesund waren. Sie kriegten geschwollene Hände

und Füsse; das Zahnfleisch lief ihnen auf, und gerieth dermassen in Fäulniß, daß es einen unerträglichen Gestank verursachte, und daß sie nichts genieſſen konnten, was gekauet werden mußte. Man wußte kein ander Mittel, dieser Fäulniß Einhalt zu thun, als sie auszuschneiden; und viele starben daran. Man sieht, daß diese Krankheit in Scorbut bestand.

Nach vollendeter Ausbesserung der Schiffe segelte man am 24sten Jenner weiter. Acht Tage darauf befanden sie sich im Angesicht einiger Inseln, welche unfern der Küste lagen; und von einer derselben stiessen Leute in sieben oder acht Booten ab, näherten sich den portugiesischen Schiffen, und verlangten an Bord zu kommen. Man nahm sie willig auf, und sie bezeigten sich ausserordentlich zutraulich. Es waren Leute von guter Statur, etwas schwarz, und mit baumwollenem gestreiften Zeuge bekleidet. Auf dem Kopfe trugen sie Turbans von Leinewand mit Seide und Gold durchwirkt. Sie trugen auch Schwerdter und Dolche, und brachten musikalische Instrumenten mit, die sie Sagbuts nannten. Ihre Sprache war die arabische. Sie aßen und tranken, was man ihnen vorsetzte; und als einer, welcher ihre Sprache verstand, sie fragte: wie die Insel, von der sie gekommen waren, heisse? antworteten sie: Mosambik. Sie fügten hinzu: es befände sich daselbst eine Stadt voll Kaufleute, die nach Indien mit Spezereien, Edelgesteinen und andern Sachen handelten. Sie erboten sich, die Schiffe in den Hafen

zu

zu führen: und dieses Anerbieten ward mit Vergnügen angenommen.

2.

Aufenthalt zu Mosambik. Reise von da bis nach Calecut auf der malabarischen Küste in Ostindien.

Die Stadt **Mosambik**, bei welcher unsere Reisende jezt vor Anker giengen, liegt auf einer Insel an der östlichen Küste von Afrika, und zwar unterm 15ten Grade südlicher Breite, d. i. fünfzehn mal fünfzehn Meilen jenseits des Aequators oder derjenigen Kreislinie, welche man, in gleicher Entfernung von den beiden Polen, in den Gedanken rund um den Erdball zieht. Man fand, daß sie größtentheils von Arabern bewohnt wurde, welche dem muhamedanischen Glauben zugethan waren, und sowohl nach dem **rothen Meere** als auch nach Indien Handel trieben. Dergleichen aus Arabien und dem nördlichen Afrika durch ganz Indien verbreiteten Muhamedanern, welche ursprünglich **Mauren**, auch **Saracenen** hießen, pflegt man daselbst den Namen Mohren beizulegen, welche man bei uns den eigentlichen Schwarzen oder Negern giebt. Diejenigen von dieser Nation, welche man hier vorfand, bedienten sich damals zu ihrem Handel ziemlich grosser Schiffe, die aber kein Verdeck hatten, und ohne Nägel gebaut waren, indem man das Holzwerk nur mit Seilen aus Co-

kosschalen verband. Die Segel bestanden aus Matten von Palmblättern. Man fand übrigens, daß sie schon Kompas und Seecharten kannten, und sich beider auf ihrer Reise zu bedienen wußten.

Die eigentlichen Eingebornen dieser Gegend sind Schwarze. Ihr Land ist niedrig und ungesund. Alle Häuser, welche man damals hier vorfand, waren Hütten aus geflochtenen Hürden; nur die Wohnung des Scheikh, d. i. des Oberhaupts oder Fürsten der hier wohnenden Araber, wie auch die Moschee oder der muhamedanische Tempel, hatten Wände von Lehm.

So fand man es damals hier. Jezt, da Mosambik ein portugiesischer Pflanzort ist, sieht es ganz anders daselbst aus. Denn nunmehr sieht man hier eine große, schöne und wohlbefestigte Stadt mit einem, durch ein Kastell beschüzten guten Hafen, welcher den Portugiesen eben so wichtig ist, als den Holländern das Vorgebirge der guten Hoffnung. Denn hier können die portugiesischen Ostindienfahrer nicht allein alle Nothwendigkeiten zur Fortsezung ihrer Reise bekommen, sondern sie finden daselbst auch die nöthigen Materialien zur Ausbesserung ihrer Schiffe, und in dem dortigen Hafen können sie jedesmal die zur Schiffahrt bequemen Zeiten erwarten. Auch findet man jezt an diesem Orte ein Hospital oder Pfleghaus für Kranke, welches an guter Einrichtung wenig seines gleichen haben soll.

Der Scheikh — andere sprechen dieses Wort auch Schach oder Schah aus — hielt die angekommene Portugiesen für Mohren oder Türken von einem andern Platze; schikte ihnen daher Geschenke, und bezeigte ein Verlangen, bei ihnen an Bord zu kommen. De Gama sandte ihm zur Dankbarkeit rothe Hüte, kurze Röcke, Korallen, metallene Becken, kleine Schellen und andere dergleichen Dinge; und ließ ihm dabei anzeigen, daß sein Besuch willkommen seyn würde. Allein der mohrische Prinz sahe dieses Geschenk mit Verachtung an, und fragte, wozu dergleichen Siebensachen nüzten, und warum der Admiral ihm keinen Scharlach sendete? De Gama sahe hieraus, daß er es jezt nicht mehr mit Wilden zu thun habe, und entschuldigte sich damit, daß er keinen Scharlach mit sich führe.

Um sich indeß auf den angemeldeten Besuch vorzubereiten, ließ er alle Kranken auf die Seite schaffen, und alle, welche gesund waren, von den andern Schiffen auf das seinige kommen. Diese ließ er zugleich heimlich sich bewaffnen, auf den möglichen Fall, daß der Scheikh oder dessen Leute vielleicht hinterlistig verfahren sollten.

Der Scheikh erschien. Er sowohl, als auch sein Gefolge waren wohl geputzt, und trugen Kleider von Seide. Er selbst war lang und hager, hatte eine Art von Hemde an, das ihm bis an die Ferse gieng, und über demselben trug er ein Oberkleid von Sammet. Den Kopf hatte er mit einer

seidenen Kappe von mancherlei Farben bedekt, die mit Gold besezt war. Am Gürtel trug er ein Schwerdt und Dolche, und an den Füssen Schuhe von Seide. Seine Leute hatten Trompeten von Elfenbein und andere Instrumente mitgebracht, auf denen sie bei ihrer Ankunft eine gute Weile spielten; worauf der Admiral den Scheikh in seine Cajüte führte.

Dieser sowohl, als auch seine Begleiter, liessen sich alles, was ihnen vorgesezt wurde, trefflich schmecken. Er fragte den Admiral: ob sie nicht Türken wären, wie ihre weisse Farbe vermuthen lasse; und verlangte ihre Bogen und Gesezbücher zu sehn. De Gama erwiederte: sie wären nicht aus der Türkei selbst, sondern aus einem grossen Königreiche, welches daran grenzte; ihre Gesezbücher hätten sie nicht bei sich; er zeigte ihm aber einige Armbrüste und andere Waffen, über deren Wirkung der Mohrenfürst seine Verwunderung zu bezeigen geruhete.

De Gama erfuhr bei dieser Zusammenkunft, daß von da nach Calecut noch neunhundert Meilen wären, und daß er nothwendig einen Lootsmann *) von dort aus mitnehmen müßte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, auf Sandbänke zu gerathen. Er ersuchte den Scheikh, ihm statt eines, lieber zwei derselben zu überlassen, auf den Fall,

*) Ein der Schiffahrt in einer gewissen Gegend kundiger Mann, welcher weiß, wo gefährliche Stellen sind, und die Schiffe zwischen denselben hinführt.

Fall, daß der eine etwa krank werden, oder gar mit Tod abgehen sollte, und seine Bitte ward ihm gewährt.

Allein dieser scheinbaren Freundschaft ungeachtet, mußte de Gama bald darauf erfahren, daß er große Ursache habe, sich vor diesen Leuten in Acht zu nehmen. Denn durch einen der beiden Lootsmänner, die der Scheikh ihm zusandte, wurde ihm unter der Hand gestekt, daß dieser treulose Mann damit umgienge, sich der portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, und den Admiral mit seinen Leuten aus der Welt zu schaffen, weil man nunmehr wisse, daß sie keine Türken, sondern Christen wären. Seht da, meine junge Freunde, wozu Aberglaube und falscher Religionseifer die Menschen verleiten kann! Solche und noch viel schwärzere Beispiele von Unmenschlichkeit gegen fremde Religionsverwandte, oder solche, welche in Religionssachen zu irren scheinen, hat die Geschichte der meisten Nationen, besonders die der Christen aufzuweisen. Das ist der Schandfleck in der Geschichte des christlichen Glaubens, den jeder aufgeklärte und wahre Christ durch eine uneingeschränkte milde Duldsamkeit gegen jeden, der in Glaubenssachen anders denkt, als er, nach Möglichkeit wieder auszutilgen suchen muß. —

De Gama hielt, nachdem er diese Nachricht eingezogen hatte, für rathsam, sich nach einer kleinen Insel zurük zu ziehn, welche ohngefähr eine Meile von Mosambik entfernt lag. Allein da der

eine Lootsmann noch am Lande war, und da die Schiffe noch nicht alles Wasser eingenommen hatten, dessen sie bedurften, so sahe er sich genöthiget, selbst in den Booten nach Mosambik zurükzukehren. Die Art, wie er diesmal empfangen wurde, schien die erhaltene Nachricht von den verrätherischen Absichten der Mohren zu bestätigen. Er glaubte daher berechtiget zu seyn, ihnen zuvor zu kommen, und ließ unter eine Menge derselben, die am Gestade versammlet war, Feuer geben, bemächtigte sich einiger derselben, unter denen glüklicher Weise ein Lootsmann war, mit Gewalt, zerstörte hierauf, da alles die Flucht ergriffen hatte, ihre Stadt und ließ sodann die Ayker lichten, um seine Reise fortzusetzen.

Das Merkwürdigste, was ihnen auf dieser neuen Fahrt begegnete, bestand darinn, daß die beiden mitgenommenen Lootsmänner sich einigemal hinterlistiger Weise bemüheten, die Schiffe irre zu leiten, bald um sie scheitern zu lassen, bald um sie in solche Gegenden zu führen, wo die Mohren sich ihrer bemächtigen könnten. Allein die Wachsamkeit des Admirals wuste diese Absicht zu vereiteln, und die Verräther wurden mit Stokschlägen gezüchtiget.

Den 7ten April kam man bei einer, nahe an der Küste liegenden Insel an, welche Mombassa (Mombaza) heißt, und welche meine Leser auf den gewöhnlichen Charten von Afrika unter dem vierten Grade südlicher Breite finden werden. Diese

Insel

Insel wird durch einen Strom gemacht, welcher hier in zwei Mündungen sich ins Meer ergießt.

Die Luft in dieser Gegend ist ausserordentlich gesund. Denn kaum war man hieher vor Anker gekommen, als alle, welche zu Mosambik krank geworden und noch nicht gestorben waren, plözlich wieder genesetten. Die Insel ist sehr angenehm, voll Plantagen, die aus Granatäpfeln, Feigen und Orangenbäumen bestehn. Ausser dem schönsten Trinkwasser fand man hier auch Lebensmittel in Menge, besonders Reis, Hirse, Federvieh und sehr fette Schafe. Die Bewohner der auf einer sehr felsigten Anhöhe liegenden Stadt waren gleichfalls Muhamedaner oder sogenannte Mohren, einige weiß, andere braun. Die meisten Häuser derselben waren von Steinen aufgeführt. Sie selbst, und besonders ihre Weiber, giengen prächtig gekleidet, indem sie in seidenen Kleidern mit Gold und Juwelen besezt, einherstolzirten. Die Portugiesen merkten hieraus, daß sie den indianischen Quellen des Reichthums immer näher kämen.

Die Insel hatte einen schönen Hafen; allein de Gama hielt es der Klugheit gemäß, die Schiffe ausserhalb desselben so lange vor Anker zu legen, bis er erst über die Sitten und Gesinnungen der Bewohner dieses Landes die nöthigen Beobachtungen gemacht haben würde; und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüßig gewesen war. Denn, nachdem es Nacht geworden, näherte sich ihnen eine Barke mit hundert Mann, die mit

Schwer-

Schwerdern und Schilden bewaffnet waren, und an Bord zu kommen verlangten. De Gama ertheilte diese Erlaubniß nur vieren von ihnen, und auch diese mußten zuvor ihre Waffen niederlegen. Man nahm sie hierauf höflich auf, und sie berichteten den Admiral, daß ihr Scheikh oder Fürst ihn den folgenden Tag gleichfalls zu besuchen gedächte. Sie fügten hinzu, es wären verschiedene Christen unter ihnen, und die Schiffe könnten hier eine ganze Ladung von Spezereien einnehmen. Diese Nachricht stimmte mit der Aussage der Lootsmänner überein; man hatte also Ursache, sie für wahr zu halten.

Den folgenden Tag erschienen ordentliche Gesandten des Scheikh, welche den Admiral wegen seiner Ankunft begrüßen und ihm einige Geschenke von Früchten überreichen mußten. Diese wiederholten die Nachricht; daß verschiedene Christen auf der Insel lebten, stellten sich auch, als wenn sie selbst dergleichen wären, und luden hierauf den Admiral ein, in den Hafen zu kommen, wo man nicht nur alle seine Bedürfnisse befriedigen, sondern ihm auch Gelegenheit verschaffen würde, seine Schiffe mit Spezereien und andern kostbaren Waaren zu befrachten.

De Gama, welcher noch keine Ursache zum Mistrauen hatte, überhäufte diese Abgesandten mit Höflichkeiten, schikte sie mit Danksagungen und Gegengeschenken zurük, und ließ zugleich einige seiner Leute ans Land gehn, um alles selbst in Augen-

genschein zu nehmen. Diese kehrten mit Bestätigungen der erhaltenen Nachrichten zurük; und man machte daher sogleich Anstalt, in den Hafen einzulaufen. Allein, da eins der Schiffe noch vor der Einfahrt auf den Grund stieß, und man sich deshalb genöthiget sahe, die Anker wieder auszuwerfen: so glaubten die an Bord befindlichen Mohren, daß man den Vorsaz, sich des Hafens zu bedienen, wieder aufgegeben habe, und verließen sobald das Schiff, um wieder an das Land zu gehn. In demselben Augenblicke sahe man die beiden von Mosambik mitgebrachten Lootsmänner in die See springen und den Mohren nachschwimmen. Diese nahmen sie in ihre Boote auf, und fuhren darauf mit ihnen ans Land, ungeachtet man sie auf alle mögliche Weise zu bewegen suchte, sie wieder zurükzugeben.

Dies erwekte Verdacht. Es waren noch zwei andere Mohren an Bord, die man gleichfalls von Mosambik mitgenommen hatte. Von diesen hofte man Licht zu erhalten. Man sezte ihnen daher zu, daß sie gestehen sollten, was ihnen von dem Vorhaben der hiesigen Mohren bekannt geworden sey; und da sie in der Güte nichts bekennen wollten: so sezte man sie einer grausamen Folter aus, um sie zum Reden zu bewegen. Man träufelte ihnen nemlich geschmolzenen und siedend heissen Speck aufs Fleisch. Unter der ihnen dadurch verursachten Marter gestanden sie endlich: „daß die hiesigen Mohren die Absicht hätten, dasjenige zu rächen, was die Portugiesen an ihren Glaubensgenossen

nossen zu Mosambik gethan; daß man deswegen den Untergang der Schiffe mit den beiden Lootsmännern hätte verabredet gehabt, und daß diese bloß deswegen geflohen wären, weil sie besorgt hätten, daß ihr Anschlag schon entdekt wäre."

Auf diese unangenehme Nachricht gab man den Vorsaz, in den Hafen einzulaufen, auf, und blieb an der Stelle, wo man war, vor Anker liegen. In der Nacht bemerkte die Wache, daß das Ankerthau bewegt wurde, und glaubte anfänglich, diese Bewegung rühre von einem Tunnfische *) her, deren es in diesem Gewässer viele giebt. Allein bei genauerer Aufmerksamkeit entdekte man einige Mohren, welche im Schwimmen das Ankerthau zu kappen suchten, in der Hoffnung, daß das Schiff alsdann auf den Strand laufen würde. Andere hatten eben dieses bei den übrigen Schiffen bewerkstelligen wollen: allein so bald sie sahen, daß man sie entdekt habe, machten sie sich eilig davon.

De

*) Der Tunnfisch oder Makrele, findet sich, und zwar in verschiedenen Unterarten, in vielen Meeren. Diejenigen, welche in der Ostsee gefangen werden, sind nicht groß, aber überaus wohlschmeckend. In andern Meeren soll es deren geben, die wohl einige Centner wiegen. Diese sollen eben so gefräßig als der Haifisch seyn, und wie dieser, schwimmende, Menschen anfallen. Man erzählt von ihnen, daß sie, um kleinere Fische zu fangen, in großer Geschwindigkeit zirkelförmig herumschwimmen, wodurch ein Strudel entsteht, der die kleinen Fische haufenweise zusammentreibt.

De Gama fand nicht für rathsam, sich bei so feindlich gesinnten Leuten länger aufzuhalten, und segelte weiter. Nach einer Fahrt von ungefähr sieben Meilen entdekte man zwei kleine mohrische Schiffe, welche ihnen zu entwischen suchten. Allein man machte Jagd darauf, und eins derselben, welches siebenzehn Mohren und eine Menge Gold und Silber an Bord hatte, wurde wirklich eingeholt, und für eine gute Prise, d. i. für eine rechtmäßige Beute erklärt, weil man gegründete Ursachen zu haben glaubte, die Mohren als eine feindselige Nation zu behandeln. Noch an eben dem Tage langte die Flotte vor Melinda an.

Dieser Ort, welcher achtzehn Meilen nordwärts von Mombassa und unter dem dritten Grade südlicher Breite auf der afrikanischen Küste liegt, war ebenfalls eine Pflanzstadt muhamedanischer Handelsleute. Die Stadt liegt auf einer felsichten Anhöhe, und ist mit Wäldern von Palmen, Orangen, und andern Fruchtbäumen umgeben. Man fand sie groß, mit breiten Straßen und steinernen Häusern, welche einige Stockwerke hoch und oben platt waren. Die Portugiesen glaubten einen europäischen Ort zu sehn.

Die hier wohnenden Leute schienen Mohren zu seyn, die durch Handel reich geworden waren. Einige derselben waren mit seidenen, andere mit baumwollenen Zeugen bekleidet, und auf dem Kopfe trugen sie eine Art von Turban, mit Seide und

Gold

Gold durchwirkt. Ihre Säbel und Dolche waren schön gearbeitet.

Als etwas Eigenthümliches dieser Leute bemerkte man, daß sie sämtlich links waren. Man fand übrigens, daß sie gute Reuter und treffliche Bogenschützen wären, und sich unablässig darinn übten. Ihr Fürst oder Scheikh, gleichfalls ein Muhamedaner, wurde mit grösserer Pracht bedienet, als die Oberhäupter derjenigen Plätze, wo man vorher gewesen war.

De Gama und seine Leute waren sehr erfreut, eine Stadt zu sehn, die einer portugiesischen so ähnlich war; und warfen eine Meile davon die Anker aus. Man erwartete, daß Leute vom Lande an Bord kommen würden: allein vergebens. Es liess sich niemand blicken. Man hatte nemlich hier schon Nachricht von der Wegnahme des Schiffes mit den siebenzehn Mohren erhalten, und besorgte daher, daß die Portugiesen auch hier feindselig verfahren möchten.

De Gama liess hierauf einen der gefangenen Mohren, einen alten Mann, welcher versprochen hatte, ihm hier einen Lootsmann zu verschaffen, auf eine der Stadt gegen über liegende Sandbank aussetzen, in der Erwartung, daß seine Landsleute ihn von da abholen würden. Dies geschahe. Der Alte ward vor den König der Stadt geführt, dem er anzeigte, daß der Admiral gekommen wäre, ein Freundschaftsbündniß mit ihm zu schliessen. Dieser

bezeigte

bezeigte darüber seine Zufriedenheit, und sandte dem Admiral ein Geschenk, welches aus drei Schafen, einigen Zuckerröhren und Früchten bestand; worüber ein Gegengeschenk von einem Hute, zweien Korallenästen, drei metallenen Becken, zweien Gürteln und verschiedenen Glöckchen erfolgte. Die portugiesischen Schiffe näherten sich hierauf der Stadt, und legten sich neben vier Fahrzeugen vor Anker, welche von indianischen Christen geführt wurden.

Diese sogenannten Christen waren Leute, welche aus Indien hieher gekommen waren, um Handlung zu treiben. Sie waren bräunlich von Farbe, übrigens aber wohlgestaltet; trugen lange Röcke von weissem baumwollenem Zeuge, grosse Bärte und Turbane. Um sie auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich Christen wären, ließ man ein Gemälde herbeiholen, welches die Jungfrau Maria und die Apostel vorstellte; und als sie davor niederfielen, um diesen Bildern ihre Verehrung zu bezeigen; so waren sie in den Augen der Portugiesen vollkommene Christen. Denn die Verehrung der Heiligen war damals der wesentlichste Theil der christlichen Religion, so wie er es bei vielen schlecht unterwiesenen Katholiken noch izt ist. Ob jemand eine gute Erkenntniß von Gott und seinen Pflichten habe, und ob er sich bestrebe, sein ganzes Leben nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, darnach wurde damals nicht gefragt, wenn man nur dem Marienbilde und andern Abbildungen so genannter Heiligen eine abgöttische Ehrfurcht be-

zeigte. Das war eine traurige Unwissenheit und ein beweinenswürdiger Aberglaube! Gott sei Dank, daß in unsern Tagen ein großer Theil der Christen vernünftigere Begriffe hat, von denen zu hoffen steht, daß sie sich immer mehr und mehr verbreiten werden.

Den Tag darauf stieß der König von Melinda in einem großen Boote vom Lande ab; und der Admiral, welcher benachrichtiget war, daß der Besuch ihn gelten sollte, fuhr ihm in einem mit Flaggen gezierten Boote entgegen. Jener trug ein Kleid von carmosinfarbenem Damaste mit grüner Seide gefüttert, und sein Kopf war mit einer reichen Binde umwunden. Er saß auf einem prächtigen Stuhle, mit seidenen Küssen belegt; und ihm zur Seite stand ein alter Mann, der ein kostbares Schwerdt mit silberner Seide trug. Neben ihm lag sein carmosinfarbener Hut auf einem seidenen Küssen. Sein Gefolge bestand aus ohngefähr zwanzig reichgekleideten Mohren, welche Musik machten, und sich dazu unter andern einer langen Flöte aus Elfenbein bedienten, welche das Mundloch in der Mitte hatte.

Nach einigen gegenseitigen Komplimenten mußte der Admiral in des Königes Boot kommen, wo er wie ein Fürst geehrt wurde. Der König betrachtete ihn und seine Leute mit der größten Aufmerksamkeit, und erkundigte sich nach dem Lande, woher er käme, nach dem Namen seines Königs und nach der Absicht seiner Reise. Als der Admiral

ihm die Fragen durch Hülfe eines der arabischen Sprache kundigen Mannes beantwortet hatte: versprach ihm der König einen Lootsmann nach Calecut, und lud ihn ein ans Land zu kommen, um sich in seinem Pallaste bewirthen zu lassen. Das erste wurde mit Dank angenommen, das lezte aber verbeten; worauf diese Zusammenkunft sich damit endigte, daß de Gama dem Könige diejenigen Mohren schenkte, die er als Gefangene mitgebracht hatte; ein Geschenk, wovon dieser muhamedanische Fürst zur Ehre seines Herzens versicherte, daß es ihm mehr Vergnügen mache, als wenn der Admiral ihm eine Stadt, wie Melinda, geschenkt hätte.

Der König fuhr hierauf unter die Schiffe, die er mit Verwunderung betrachtete. Sein Vergnügen wurde noch gröſſer, da man ihm zu Gefallen die Kanonen lösete, und er versicherte, daß die Portugiesen ihm vor allen Leuten, die er je gesehn, ausnehmend wohl gefielen. Da er endlich ans Land zurükkehren wollte, mußte der Admiral ihm zwei von seinen Leuten mitgeben, wofür er ihm seinen eigenen Sohn und einen Kadi, d. i. eine Magistratsperson zum Unterpfande zurük ließ.

Den folgenden Tag begab der Admiral sich in einem bewaffneten Boote ans Gestade, um die Reuter des Königs zu sehn, welche kriegerische Uebungen anstellten; und nicht lange, so ließ auch der König sich auf einem Tragsessel herbei tragen, um sich abermals mit ihm zu unterhalten, und ihn

noch einmal zu bitten, sich mit ihm nach seiner Wohnung zu verfügen, weil sein Vater, ein alter lahmer Mann, ein großes Verlangen trüge, ihn kennen zu lernen. Er erbot sich sogar, selbst zusamt seinen Kindern so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis der Admiral wieder zurükgekehrt seyn würde. Allein dieser fand es der Klugheit gemäß, diese dringende Einladung abermals auszuschlagen, und zwar unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß dazu von seinem Könige hätte.

Es vergingen hierauf zwei Tage: ohne daß der König wieder etwas von sich hören ließ; und de Gama fieng schon an zu besorgen, daß er ihn durch die abschlägige Antwort beleidiget haben möchte, als eine Person vom Ansehn erschien und ihm abermals Freundschaftsversicherungen von Seiten des Königs brachte. Diesem theilte der Admiral sein Besorgniß mit, welche sich besonders darauf gründete, daß ihm der versprochene Lootsmann noch nicht zugeschikt war. Der Hofbediente kehrte darauf ans Land zurük, und kurze Zeit darnach hatte man das Vergnügen den Lootsmann ankommen zu sehn. Das Betragen des Königs schien also in der That aufrichtig zu seyn.

3.

Reise von Melinda nach Calecut in Indien. Erste Audienz bei dem Könige von Calecut.

Die Hoffnung, den großen Zwek dieser Reise zu erreichen, war jezund nicht mehr zweifelhaft. Den ansehnlichsten und mißlichsten Theil des Weges nach Indien hatte man nun schon glüklich zurükgelegt, und diejenige Strecke, welche jezt davon noch übrig war, lief durch Gewässer, welche von handelnden Mohren und Indianern schon häufig waren durchkreuzt worden. Es war daher erlaubt zu hoffen, daß man auch diese lezte Fahrt glüklich endigen würde.

Den 22sten April verließ die Flotte ihren Ankerplaz vor **Melinda**, mit dem Vorsatze, die Küste von Afrika, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen, und unter der Leitung des mitgenommenen Lootsmanns queer durchs Meer zu stechen. Zum Ziel der Reise hatte man, wie uns bereits bekannt ist, den indianischen Handelsplaz **Calecut** bestimmt, welcher, wie meine jungen Leser wissen, oder auf der Charte mit leichter Mühe finden werden, auf der ersten ostindischen Halbinsel und zwar auf der westlichen Küste derselben liegt.

Den 28sten erblikten sie zum erstenmal wieder den Nordpol oder nördlichen Polarstern, welchen sie

in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Sie merkten daraus, daß sie abermals den Aequator durchschnitten hatten, und sich nun wieder auf der nördlichen Halbkugel der Erde befanden.

Diese lezte Reise gieng ungemein glüklich von statten. Sie durchkreuzten den großen Meerbusen zwischen Afrika und der dissettigen Halbinsel, dessen Durchschnitt auf siebenhundert Meilen geschäzt wird, in drei und zwanzig Tagen, und zwar ohne Sturm und Ungewitter. Den 17ten May entdekte man Land, welches eine hohe Küste hatte und ohngefähr acht Meilen entfernt war. Der Lootsmann steuerte hierauf südostwärts, und schloß aus der Beschaffenheit der Witterung, daß sie nahe an der indianischen Küste wären. Den 20sten entdekte er die hohen Hügel, welche über **Calecut** sind, lief freudig zum Admiral und forderte eine Belohnung, weil er ihn jezt wirklich nach den von ihm und seinen Leuten so sehr gewünschten Lande hingeführt hätte. **De Gama** gewährte ihm seine Bitte mit großem Vergnügen; er ließ zugleich ein festliches Mahl für die ganze Schiffsgesellschaft anrichten; und die Schiffe legten sich unter allgemeinem Freudengeschrei in einer Entfernung von zwei Meilen unter **Calecut** vor Anker.

So hatte man also nunmehr glüklich ausgeführt, was seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht, und von so vielen, als ein unvernünftiges Unternehmen, mit Bitterkeit war getadelt worden! Diese Begebenheit hatte die wich-

wichtigsten Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besitzungen in Indien, und gewann daselbst das Uebergewicht über die Muhamedaner, welche damals besonders in diesem Welttheile zu einer für alle andere Nationen sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus nach und nach ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet und ihre furchtbare Macht durch glükliche Kriege in Indien gebrochen hätten. —

Sobald man die Anker ausgeworfen hatte, fanden sich einige indianische Fischer bei den Schiffen ein. Sie waren braun von Farbe, und giengen nakt, nur daß sie um die Mitte des Leibes ein Stük Leinwand trugen. De Gama empfieng sie freundlich, und ließ ihnen ihre Fische abkaufen. Er befahl hierauf einem der Verbrecher, die er an Bord hatte, mit diesen Leuten ans Land zu gehn, um Nachrichten von dem Platze einzuziehn und zu versuchen, was für eine Aufnahme man sich daselbst versprechen dürfte.

Dieser war kaum ans Land getreten, als eine große Menge Volks sich um ihn drengte, ihn begaffte, und hundert Fragen that, die er nicht verstand und also auch nicht beantworten konnte. Man führte ihn hierauf in ein Haus, welches zweien Mohren gehörte, deren einer Bontayho hieß, und spanisch reden konnte. Dieser, welcher ehe-

mals zu Tunis gewesen und daselbst mit Europäern umgegangen war, erkannte ihn für einen Portugiesen, und redete ihn mit folgenden seinen Worten an: „der Teufel hole euch, wie seyd ihr hierher gekommen?“ Er war erstaunt zu hören, daß man die ganze Reise zur See gemacht habe; und verlangte hierauf zu wissen: warum man denn eigentlich hierher gekommen wäre? Der Portugiese antwortete: um Christen und Spezereien zu suchen. „Aber, fragte Bontaybo weiter, warum senden denn die Könige von Frankreich und Spanien und der Doge von Venedig nicht in gleicher Absicht Flotten aus?“ Weil, versetzte der andere, der König von Portugal ihnen das nicht erlauben wird. „Da thut er recht daran!“ erwiederte der Mohr, und gieng mit dem Portugiesen, um den Admiral auf dem Schiffe zu besuchen.

Bei seiner Annäherung rief er demselben laut auf spanisch zu: „gut Glück! gut Glück! viel Rubinen! viel Smaragden! Du hast Ursache Gott zu danken, daß er dich hieher geführt hat, wo alle Arten von Spezereien und Edelgesteinen mit allen Reichthümern der Welt sind!“ Der Admiral und seine Leute waren so bestürzt, in einer so weiten Entfernung von Hause jemanden vorzufinden, der die Sprache redete, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Ersterer umarmte hierauf den Bontaybo, setzte sich mit ihme nieder, und erkundigte sich, ob er ein Christ wäre?

Meine

Meine jungen Leser werden sich vielleicht wundern, daß de Gama einem Manne, den er noch nie gesehen hatte, sogleich beim ersten Worte, welches er mit ihm wechselte, ein Glaubensbekenntniß abforderte; eine Zumuthung, welche heutiges Tages, besonders wenn sie in Europa geschähe, allerdings befremdend seyn würde. Allein in einem wildfremden Lande, und unter Menschen, deren Gesinnung, Religion und Sitten man noch nicht kennt, muß es ja wohl erfreulich seyn, einen Menschen anzutreffen, der in der milden Lehre Jesu unterwiesen ist, und von dem also zu erwarten steht, daß er, nach den Forderungen dieser Lehre, sanftmüthig, gerecht, mild und menschenfreundlich seyn werde. Hierzu kam nun auch noch dieses, daß man damals durchgängig in der irrigen Meinung stand, daß der allgemeine Vater der Menschen nur diejenigen unter seinen Kindern, welche Christen wären, lieben könne, alle andere hingegen nothwendig hassen und zu endlosen Qualen verurtheilen müsse. Auch glaubte man damals eben so irriger Weise steif und fest, daß es unmöglich wäre, ein recht guter Mensch zu seyn, wenn man nicht ein Christ wäre; so wie man auch von einem solchen Menschen weder Liebe und Gerechtigkeit erwartete, noch ihm von seiner Seite Liebe und Gerechtigkeit schuldig zu seyn wähnte. Deswegen war es damals für jedermann so sehr wichtig, zu wissen, ob derjenige, von dem er Gefälligkeiten und Dienstleistungen hofte, ein Christ wäre oder nicht; und deswegen ließ also auch de Gama diese seine erste Frage an den Bontaybo seyn.

Bontaybo gestand freimüthig, daß er ein Muhamedaner wäre. Er erzählete, daß er sich ehemals zu Tunis, nachher zu Cairo in Egypten aufgehalten habe, und von da endlich über das rothe Meer nach Indien gekommen wäre. Er schloß mit der Versicherung, daß er immer ein großer Freund der Christen gewesen wäre, und sich als einen solchen auch gegen die Portugiesen beweisen würde.

De Gama dankte ihm, mit der Versicherung, daß er ihn für seine guten Dienste reichlich belohnen würde. Er erfuhr hierauf, daß der Beherrscher von Calecut, den man Samorin nannte, sich jezt zu Panane, einem fünf Meilen von Calecut entfernten Orte, aufhalte; und Bontaybo rieth ihm, dahin zu schicken, und seine Ankunft melden zu lassen. Der Admiral folgte diesem Rathe; und sobald der Samorin erfahren hatte, daß ein Abgesandter von einem entfernten Könige angekommen wäre, ließ er ihn bewillkommnen, und sandte ihm einen Piloten, der die Schiffe nach dem Hafen Padarane führen sollte, weil man bei Calecut selbst keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede hat. Er ließ dabei sagen, daß er selbst nach Calecut kommen wollte, um den Admiral daselbst zu empfangen.

Einige von der Schiffsgesellschaft, und unter diesen besonders des Admirals Bruder, waren der Meinung, daß er nicht selbst dahin gehen, sondern einen andern an seiner Statt schicken müsse, weil

man

man noch nicht wissen könne, was der Samorin vielleicht im Schilde führe, und weil von dem Leben des Admirals das Leben aller und zugleich der fernere glükliche Fortgang ihrer Reise abhienge. Allein de Gama erklärte: es möchte ihm bevorstehen, was da wollte, so müßte er doch selbst hingehn, weil er lieber sterben, als zurükkehren wollte, ohne zu Calecut gewesen zu seyn. Er verordnete indeß auf allen Fall, daß, wofern ihm ein Unglük zustossen sollte, die Schiffe alsobald zurük segeln und die Nachricht von der glüklichen Entdeckung Indiens nach Hause bringen sollten.

Er gieng hierauf wirklich ans Land, und zwar in einem mit Kanonen bepflanzten Boote, mit fliegenden Flaggen und unter Trompetenschalle. Am Ufer harrete seiner der Kutwal, d. i. der Minister des Samorin mit 200 Nayren oder Edlen des Landes, nebst einer großen Menge Volkes. Ersterer empfieng ihn beim Anlanden mit vieler Höflichkeit, und nöthigte ihn, sich auf einen für ihn dastehenden Tragsessel zu setzen. Er selbst ließ sich auf einen andern nieder; worauf sie von Menschen aufgehoben und sehr geschwind davon getragen wurden. Die übrigen folgten zu Fuße.

Man kam zu einer Pagode, das heißt, zu einem indianischen Tempel, der einen großen Umfang hatte. Er war von gehauenen Steinen aufgebaut und mit Ziegeln gedekt. Ueber dem Eingange hiengen sieben Glocken; und vor demselben stand eine Seule von Metall von der Höhe eines

Mast-

Mastbaums. Beim Eintritt wurden sie von Männern empfangen, welche vom Gürtel aufwärts nakt giengen, und unterwärts bis an die Knie mit baumwollenem Zeuge bedekt waren. Unter den Achseln trugen sie etwas von eben demselben Zeuge, welches durch einen Faden befestiget war, der ihnen über die linke Schulter und unter dem rechten Arme hinlief. Dies waren die Priester des Tempels. Sie standen beim Eingange, und besprengten die Ankommenden mit einem in Wasser getauchten Schwamm, und gaben hierauf jedem etwas pulverisiertes Holz, um es auf den Kopf und die Arme zu streuen.

Der Admiral und seine Begleiter wurden hierdurch zu glauben verleitet, daß dieses Gebäude eine christliche Kirche wäre, weil das Besprengen mit sogenanntem Weihwasser, d. i. geheiligtem Wasser, und das Bestreuen mit Asche zu den gottesdienstlichen Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche gehört. Man trat nunmehr hinein, und erblikte an den Wänden des Tempels verschiedene gemahlte Bilder von scheußlichem Ansehen, welche vermuthlich indianische Götzen vorstellten. Einige hatten lange Zähne, die ihnen, wie die Hauer eines Ebers, aus dem Munde hervorragten; andere waren mit vier Armen, alle aber mit furchtbaren Angesichtern vorgestellt. Bei Erblickung dieser widrigen Figuren fiengen die Portugiesen an zu zweifeln, daß sie in einer christlichen Kirche wären: allein da man ihnen hierauf ein anderes, oben in der Mauer des Tempels an einem dunklen Orte befind-

befindliches Bild zeigte, und dabei das Wort Mari aussprach: so fielen sie davor auf die Knie, weil sie es für eine Abbildung der Jungfrau Maria hielten, die, wie meine jungen Leser wissen werden, in der römisch-katholischen Kirche, als eine Mutter Gottes geehrt, und von schlecht unterrichteten Katholiken oft mehr und brünstiger, als das unendliche Wesen selbst, angebetet wird. Ein einziger unter ihnen hatte noch einigen Zweifel dabei, und sagte, indem er niederkniete: wenn das der Teufel ist, so bete ich Gott an; welches den Admiral zum Lächeln bewegte. Die Indianer fielen vor diesem Bilde dreimal mit ausgestrekten Armen der Länge nach zu Boden, und verrichteten ihr Gebet stehend.

Man näherte sich der Stadt. Die Menge des begleitenden Volks nahm erstaunlich zu, und das Gedränge wurde so stark, daß der Kutwal mit den Fremden in ein Haus tretten mußte. Hier versammelten sich verschiedene Nayren oder Vornehme, die der König abgeschikt hatte, den Admiral zu empfangen, und ihn an den Hof zu führen. Der Zug dahin nahm jezt seinen Anfang. Auf ein von des Kutwals Bruder gegebenes Zeichen wich die unzählbare Menge der Zuschauer ehrerbietig zurük, und 3000 Bewaffnete begleiteten die Procession. De Gama war über diese prächtige Aufnahme ausserordentlich vergnügt, und sagte scherzend zu seinen Begleitern: in Portugal läßt man sich wohl nicht träumen, was für Ehre wir hier genießen!

Endlich

Endlich kam man bei des Königs Pallaste an, der zwar gröstentheils nur von Lehm gebaut; aber sehr weitläuftig und von gutem Ansehn ware. Angenehme Gärten, mit Springbrunnen geziert, umgaben ihn; und man mußte, bevor man zu der Wohnung selbst kam, durch fünf große Höfe mit Thoren gehn, wobei zehn Thorhüter genug zu thun hatten, das Volk mit Stöcken zurükzutreiben, um für den feierlichen Einzug der Portugiesen Plaz zu machen.

An der Thür des Pallastes wurde de Gama von den Vornehmsten unter den Priestern des Landes, die man Brahminen nennt, mit einer Umarmung empfangen und hineingeführt. Das Volk, welches bei dieser Gelegenheit seinen König, der nur selten sichtbar wird, zu Gesicht zu bekommen hofte, drengte sich hier mit solchem Ungestüm, daß verschiedene erdrükt wurden. Einigen Portugiesen würde es nicht besser gegangen seyn, wenn nicht die Thürhüter unbarmherzig zugeschlagen hätten, um ihnen Plaz zu verschaffen. In dem Innern des Pallastes erblikte man, wie in einem Schauspielhause, rings umher Sitze, welche sich stufenweise erhoben; der Fußboden war mit grünem Sammet belegt, und die Wände mit seidenen Zeugen von allerlei Farben bekleidet. Der König, ein schon ziemlich bejahrter und etwas starker Mann, war, wie die übrigen Indianer braun von Farbe, aber majestätisch von Ansehn, und lag, rükwärts gelehnt, auf Polstern von weisser mit Gold durchwirkter Seide. Ueber ihm war ein kostbarer Himmel,

mel, und seine Kleidung bestand aus einem kurzen seidenen Kamisole, mit Zweigen und Rosen von geschlagenem Golde besezt. Die Knöpfe waren große Perlen, und die Knopflöcher von Golddrath. Um die Mitte des Leibes trug er ein weisses seidenes Zeug, welches bis an die Knie reichte; auf dem Kopfe eine mit Perlen und Diamanten besezte Müze, und in den Ohren so wohl, als auch um die Finger und Zehen eine Menge Juwelenringe. Seine Arme und Füße waren bloß und mit goldenen Bändern geziert.

Neben dem Samorin sahe man auf einem hohen goldenen Gestelle ein goldenes Becken, woraus ihm einer der Bedienten von Zeit zu Zeit Betel und Areca reichte, wovon Se. Majestät nach indianischem Gebrauche zu kauen geruhte. Aber meine jungen Leser wissen vielleicht noch nicht, was Betel und Areca sey; ich muß also wohl eine Beschreibung davon geben. Betel ist eine indianische Pflanze, die besonders wegen ihrer Blätter geschäzt wird, welche einen rothen Saft von bitterem Geschmacke enthalten. Der Gebrauch dieser Blätter ist durch ganz Indien eben so gemein, oder vielmehr noch allgemeiner, als bei uns der Gebrauch des Tabacks. Man nimmt dieselben entweder allein oder in einer Vermischung mit Arecanuß, einem andern indianischen Gewächse von der Größe einer Haselnuß, auch wohl mit Kalke oder gebrannten Austerschalen und allerlei Gewürz, in den Mund, um unaufhörlich daran zu kauen. Der Speichel davon wird ganz roth gefärbt, und

der Athem wohlriechend gemacht: allein die Zähne leiden dabei so sehr, daß sie zulezt kohlschwarz und mürbe werden, als wenn sie zu Kohlen gebrannt wären. Jedermann führt hier eine Schachtel mit Betel bei sich, grade so, wie man bei uns den Schnupftaback in Dosen bei sich trägt; und es ist eine eingeführte Höflichkeit unter Personen beiderlei Geschlechts, sich bei Zusammenkünften dergleichen anzubieten, so wie man es für eine Beschimpfung hält, wenn man entweder nicht damit beehrt wird, oder wenn man sich weigert, davon anzunehmen. Anfangs soll man eine Art von Betäubung oder Trunkenheit darnach empfinden, endlich aber sich eben so daran gewöhnen, wie man bei uns sich an die betäubenden Wirkungen des Tabaks gewöhnt, so daß man nichts mehr davon verspürt. — Ein zweites goldenes Gefäß stand neben dem Könige, um die Ueberbleibsel des ausgekauten Betels aufzunehmen, und ein drittes mit Wasser, um sich jedesmal den Mund auszuspülen.

An allen Anwesenden bemerkte man, daß sie die linke Hand vor den Mund hielten, und dies geschahe in der Absicht, zu verhüten, daß nicht etwa mit dem Athem des Königes der ihrige sich vermischen möchte. Ich kann mich hierbei nicht enthalten zu wünschen, daß die feinen Europäer in der Sorge, niemanden durch einen übelriechenden Mund beschwerlich zu fallen, den Indianern nachahmen möchten. Was kann peinlicher seyn, als eine Unterredung mit Leuten, welche einen stinkenden Athem haben, und was ist gleichwohl in unsern gesitteten

Gesell-

Gesellschaften gewöhnlicher als dieses? Ich kannte Männer, die ich ihrer Verdienste und ihres Charakters wegen ungemein hochschäzte und liebte, von denen ich mich aber bei jeder Zusammenkunft, so geschwind als möglich, losmachen mußte, weil ich von der übeln Beschaffenheit ihres Athems bis zum Ohnmächtigwerden angegriffen wurde. Hütet euch, ihr jungen Freunde, vor diesem, durch öftere Reinigung des Mundes und durch Gewöhnung an einfache ungekünstelte Nahrungsmittel leicht zu vermeidenden Fehler — und laßt mich wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

De Gama beugte sich, indem er vor den Samorin trat, dreimal mit in die Höhe gehobenen Händen, weil man ihm gesagt hatte, daß der Landesgebrauch es so erfordere. Se. indianische Majestät warf hierbei einen gnädigen Blik auf ihn, erwiederte aber seine Verbeugungen so wenig, daß die Bewegung des Hauptes kaum zu merken war. Der Admiral mußte sich hierauf neben ihn niedersetzen.

Unterdeß waren auch die übrigen hinein getreten und bezeigten auf die eben erwähnte Weise ihre Ehrerbietung; und nachdem auch diese dem Samorin gegen über sich hatten setzen müssen, so ward Wasser gebracht, um der Landesgewohnheit gemäß, die Hände darin abzukühlen. Nachher wurden Feigen und andere Früchte herumgereicht, und der Samorin vergnügte sich sehr, die Fremden speisen zu sehn. Als sie sich Wasser dazu ausbaten,

ward ihnen ein goldenes Trinkgefäß mit einer Schnauze gereicht; und weil man ihnen gesagt hatte, daß die Indianer es für unanständig hielten, das Gefäß beim Trinken mit den Lippen zu berühren: so wollten sie sich nach dieser Gewohnheit richten, hielten es in einiger Entfernung vom Munde, und liessen das Wasser in denselben hinein laufen. Allein, weil sie diese Art zu trinken nicht gewohnt waren, so begossen sie sich entweder, oder es kam ihnen Wasser in die Luftröhre und machte sie weidlich husten, welches für die hohe Versammlung ein herrliches Schauspiel abgab.

De Gama bat sich hierauf eine geheime Audienz aus; und der Samorin begab sich mit ihm und einem Dollmetscher in ein anderes Zimmer. Hier wurde ihm die Frage vorgelegt: aus was für einem Lande er käme? und was die Absicht dieser Reise wäre? Die Antwort war: der König von Portugall, der mächtigste und reichste Monarch des Abendlandes, habe ihn in der Absicht hergesandt, um mit dem Könige von Calecut, dem Haupte der indischen Fürsten, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß zu schliessen. Er fügte hinzu: daß er Briefe von seinem Monarchen bei sich habe, die er den folgenden Tag übergeben wollte, und daß er hoffe, der Samorin werde an den König von Portugall, seinen Freund und Bruder, gleichfalls einen Gesandten schicken, um das Band einer gegenseitigen Freundschaft fest zu knüpfen.

Der Samorin erwiederte hierauf: er sey ihm willkommen; und weil der König von Portugall ein Verlangen bezeigte, sein Freund und Bruder zu seyn: so wolle er es gleichfalls seyn, und einen Abgesandten nach Portugall schicken.

Der Admiral ward hierauf von dem Kutwal und einem Factor oder Geschäftsmann des Samorin nach der für ihn bestimmten Wohnung geführt.

4.

Unangenehme Vorfälle zu Calecut. Rükreise nach Portugall.

Am folgenden Morgen ließ de Gama den Kutwal und den Factor zu sich bitten, um sie die Geschenke in Augenschein nehmen zu lassen, die er für den Samorin bestimmt hatte. Diese bestanden in vier Stücken Scharlach, sechs Hüten, vier Korallenzinken, einem Stück Kupfer, einer Küste Zucker, zwei Faß Oel, zwei Faß Honig und einigen andern Sachen von eben so geringem Werthe. Der Kutwal und der Factor brachen bei Erblikkung dieser Dinge in ein höhnisches Lachen aus, und sagten dem Admiral rund heraus, daß das kein Geschenk wäre, welches sich für einen König schicke. Der ärmste Kaufmann, der in den Hafen dieses Landes einliefe, pflege etwas besseres zu geben. Wenn er dem Samorin ein Geschenk anbieten

wollte, so müsse es in Gold bestehn; ein anderes würde nicht angenommen werden.

De Gama war betroffen, und sagte etwas aufgebracht: er sey kein Kaufmann, sondern ein Abgesandter, und das Geschenk komme von ihm, nicht von seinem Könige. Dieser wüßte nicht einmal, daß ein Fürst, wie der Samorin, in der Welt wäre, sonst würde er, wenn er ein Geschenk hätte machen wollen, ohnstreitig Gold, Silber und andere Kostbarkeiten geschikt haben. De Gama vergaß, indem er dieses sagte, seine gestrige Versicherung, daß sein Herr ihn ausdrüklich hergesandt habe, um mit dem Samorin ein Freundschaftsbündniß zu schließen: eine gewöhnliche Wirkung des Affects, welcher gemeiniglich macht, daß man ohne Ueberlegung redet.

Man antwortete ihm: das könne wohl seyn; aber der Landesgebrauch bringe es nun einmal so mit sich, daß jeder Fremde, der den König zu sprechen verlange, ihm ein seinem Range gemäßes Geschenk machen müsse; und da der Admiral hierauf erwiederte, daß er sein Geschenk, wenn man fortführe es zu verschmähn, wieder an Bord schaffen wollte: so versicherte man ihn, daß er wohl daran thun würde. Er erklärte hierauf noch aufgebrachter als zuvor: daß er selbst zum Samorin gehn, und den ganzen Vorgang anzeigen wollte. Der Kutwal und der Factor waren hiermit zufrieden; doch baten sie ihn, so lange zu verziehn,

bis

bis sie zurükkommen würden, weil sie vorher ein gewisses Geschäft abzuthun hätten.

Und dieses Geschäft war denn wohl kein anderes, als dieses, den Admiral beim Samorin in übeln Credit zu bringen, wozu sie, wie de Gama nachher erfuhr, von den sogenannten Mohren waren bestochen worden. Diese hatten nemlich in Erwägung gezogen, daß die Ankunft der Portugiesen auf dieser Küste für ihren eigenen Handel mit der Zeit sehr nachtheilige Folgen haben könnte, und sie hatten daher den Anschlag gefaßt, es theils durch Bestechungen, theils durch erwekten Verdacht dahin zu bringen, daß man den Admiral mit allen seinen Leuten aus dem Wege räumte, um zu verhüten, daß keiner von ihnen nach Portugal zurükkäme, und von der gemachten Entdekung Nachricht brächte.

In dieser Absicht wurde dem Samorin vorgestellt, daß de Gama kein Abgesandter, sondern ein Seeräuber wäre, vor dem man auf seiner Hut seyn müsse; und um diese Nachricht wahrscheinlich zu machen, erzählten sie ihm die Gewaltthätigkeiten, die er auf der afrikanischen Küste verübt hatte, wovon ihnen durch ihre Handlungsgenossen Nachricht zugekommen war. Als einen zweiten Beweis der Wahrheit dieser Verläumdung, führten sie das elende Geschenk an, welches er ihm habe machen wollen, und fragten: ob es wahrscheinlich wäre, daß ein König dem andern solche Armseligkeiten verehren wollte?

Durch diese und ähnliche Vorspiegelungen erreichten sie ihren Zweck. Der Samorin wurde aufgebracht; und der Kutwal ließ den Admiral bis zum folgenden Mittag warten, bevor er wieder zu ihm gieng. Dieser wollte seinen Unwillen darüber äussern; allein man achtete nicht darauf. Der Wunsch, zum Samorin geführt zu werden, wurde ihm indeß gewährt.

Allein der Samorin ließ ihn, nachdem er gemeldet worden war, drei volle Stunden warten; und fragte ihn, da er endlich vorgelassen wurde, mit ziemlich unfreundlicher Miene: warum er gestern nicht gekommen wäre? Der Admiral wollte sich entschuldigen; allein der König fiel ihm ins Wort, und verlangte zu wissen: warum er, wenn er von einem so großen und mächtigen Monarchen als ein Gesandter geschikt worden wäre, kein Geschenk mitgebracht hätte? Auf die Antwort, daß dergleichen künftig mitgebracht werden sollte, erwiederte der Samorin: daß er denn vor jezt das Marienbild von Gold haben wollte, wovon man ihm gesagt habe, daß der Admiral es mit sich führe. Der Admiral, dem der Aberglaube seiner Zeit nicht gestattete, sich von diesem eingebildeten Heiligthum zu trennen, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Bild, dessen er erwähnte, wäre nicht von Golde, sondern nur von Holz und übergoldet, er aber habe ihm seine Erhaltung auf der See zu danken, und deswegen könne er es nicht weggeben. Er zog hierauf seine Beglaubigungsbriefe hervor, deren einer in portugiesischer,

der

der andere in arabischer Sprache geschrieben war, und verlangte, weil er den übrigen Mohren nicht traute, daß sein Freund **Bontaybo** sie verdollmetschen sollte. Es wurde darauf dem **Samorin** folgendes vorgelesen: **der König von Portugall habe erfahren, daß der König von Calecut, der mächtigste unter den indianischen Fürsten, ein Christ wäre; er wünsche deswegen, ein Freundschafts- und Handlungsbündniß mit ihm zu schließen, um portugiesische Waaren oder auch Gold und Silber gegen indianische Spezereien umzutauschen. Der Admiral, sein Abgesandter, würde weitläuftigere Nachricht ertheilen.**

Der Inhalt dieses Briefes machte Sr. indianischen Majestät Vergnügen, weil der mit den Portugiesen zu errichtende Handel ihm Vortheil versprach. Sein Gesicht klärte sich daher zusehends auf; er erkundigte sich, was das für Waaren wären, die man herzuführen dächte; und da **de Gama** zu erkennen gab, daß er von allen einige Proben mitgebracht hätte, so ermunterte er ihn, sie ans Land zu bringen, um sie, so vortheilhaft, als er könnte, zu verkaufen.

Den Mohren war dieses ein unerwarteter Strich durch ihre Rechnung. Sie sezten daher dem **Kutwal** durch Vorstellungen und Bestechungen zu, daß er den Admiral unter irgend einem Vorwande in Verhaft nehmen möchte. Der

Kutwal willigte in ihr Verlangen, und folgte dem Admirale, welcher schon auf dem Wege nach dem Hafen Pandarane war, eiligst nach. Als er ihn erreicht hatte, machte er ihm Vorwürfe über die große Eilfertigkeit seiner Reise, welches das Ansehn einer Flucht hätte; und da der Admiral bei seiner Ankunft zu Pandarane alsobald ein Boot verlangte, um noch denselben Abend an Bord zu gehn; so widerrieth er ihm dieses, unter dem Vorwande, daß die Schiffe weit vom Lande lägen, und im Finstern leicht verfehlt werden könnten.

De Gama, welcher jezt wohl merkte, was man mit ihm vorhabe, bestand um so viel mehr darauf, daß man ihm ein Boot schaffen sollte, und drohete, daß er sich gegen den Samorin beklagen würde, wofern man ihm die geringste Hinderniß in den Weg legte. Man that hierauf, als ob man ihm willfahren wollte, und schikte Leute nach einem Boote aus: allein vergebens! Der Kutwal hatte schon vorher allen Schiffern andeuten lassen, daß sie mit ihren Booten oder Kähnen sich entfernen sollten. Die Ausgesandten kehrten also unverrichteter Sache zurük, und de Gama mußte sich entschließen, am Lande zu bleiben.

Am folgenden Morgen nahm der Kutwal die Larve vollends ab, und deutete dem Admiral mit gebiettrischer Stimme an: daß er seine Schiffe näher ans Land kommen lassen sollte, weil man ihm sonst nicht erlauben würde, an Bord zu gehn. Die Absicht dieser Forderung gieng dahin, sich der übri-

übrigen Portugiesen und der Schiffe eben so, wie der Person des Admirals, zu bemächtigen.

De Gama, dem diese Absicht nicht verborgen bleiben konnte, äusserte über die Art, wie man ihn hier behandelte, seinen tiefen Unwillen, und wiederholte die Drohung, daß er zum Samorin gehn und sich beschweren würde. Man stellte dies, dem Scheine nach, in sein Belieben; allein da er sich aufmachen wollte, fand er die Thür seines Zimmers verschlossen. Vor dieselbe hatte man eine Wache mit bloßen Schwerdtern gestellt.

De Gama's und seiner Gefährten Lage war nunmehro in der That nicht sehr gemächlich: allein er war fest entschlossen, lieber alles, sogar sein Leben aufs Spiel zu setzen, als dem Verlangen des Kutwals zu willfahren, weil seine eigene Erhaltung ihm nicht so wichtig, als die Erhaltung der Schiffe war. Er blieb also unbeweglich, und stellte den Drohungen des Kutwals eine unerschrockene Standhaftigkeit entgegen. Dieser ließ daher von seiner Forderung etwas nach, und verlangte nur, daß die Schiffsgeräthschaft — Segel, Tauwerk, Ruder u. s. w. — ans Land gebracht werden sollte. Allein, auch dieses wurde ihm standhaft abgeschlagen, weil es leicht zu begreifen war, daß die Schiffe selbst in seiner Gewalt seyn würden, sobald man ihnen die zur Schiffahrt erforderliche Geräthschaft übergeben hätte.

Auf so viel Entschlossenheit hatte der Kutwal dann wohl nicht gerechnet. Er stimmte daher seine Forderung abermals herab, und verlangte nunmehr blos, daß der Admiral die Waaren, die er mit sich führte, ans Land schaffen sollte, um Handel damit zu treiben. Er fügte hinzu, daß man ihn, sobald dieses geschehen seyn würde, weiter nicht abhalten wollte, zu seinen Schiffen zurükzukehren. De Gama willigte in dieses Begehren, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Bruder von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihm seinen Willen kund zu thun. Dieser bestand darin: er sollte einen Theil der Ladung ans Land schicken; führe hierauf der Kutwal dennoch fort, ihn gefangen zu halten: so wäre sein ernstlicher Wille, daß die Schiffe ohne ihn nach Portugall zurükkehren sollten, um die Nachricht von der glüklich bewerkstelligten Entdeckung zu überbringen und den König zu bewegen, eine stärkere Flotte herzusenden, um diese wichtige Entdeckung nicht unbenuzt zu lassen. Man sieht, daß der Mann sich selbst hierbei aus dem Auge verlor, weil die Ehre, welche ihn, und der Nuzen, welcher seinem Vaterlande aus der von ihm vollendeten Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien erwachsen könnte, ihm mehr, als seine eigene Freiheit, und sogar mehr, als sein Leben, galten. Seht da, ihr jungen Leser, einen Zug, woran man einen wirklich großen Mann erkennen kann!

Paul

Paul de Gama, des Admirals Bruder, that vorzüglich, wie ihm befohlen war, und schikte einige Güter ans Land; schrieb aber auch zugleich seinem Bruder, daß er ohne ihn nicht zurükkehren, sondern vielmehr mit bewafneter Hand erscheinen würde, um ihn frei zu machen. Allein es bedurfte einer solchen gewaltthätigen Befreiung nicht; denn sobald die Güter am Lande waren, erfüllte der Kutwal sein Versprechen, und de Gama gieng an Bord. Die Mohren hatten nemlich ihren Plan geändert. Da es ihnen nicht sowohl um die Person des Admirals, als vielmehr um die Aufhebung seiner Schiffe zu thun war, und da sie nunmehr wohl sahen, daß sie durch List diesen Zwek nicht erreichen würden: so hatten sie beschlossen, die Portugiesen sicher zu machen, und sie, wo möglich, so lange aufzuhalten, bis eine von Mecca erwartete Flotte zurükkäme, die alsdann mit einigen andern Fahrzeugen, die der Samorin heimlich ausrüsten ließ, sich vereinigen und der portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollte.

In dieser Absicht suchten sie den Verkauf der aus Land gebrachten Waaren, so viel möglich, aufzuhalten. De Gama ließ sie deswegen nach Calecut schaffen, weil er glaubte, daß es zu Padarane an Kaufleuten fehlte: allein auch hier gieng der Verkauf derselben schlecht von statten. Indeß rükte die zur Abfahrt bestimmte Zeit heran. Er schikte deswegen zwei seiner Gefährten, den Diaz und Braga, zum Samorin, die ihm, mit der Nachricht von der bevorstehenden Abreise,

ein Geschenk überbringen und ihn zugleich ersuchen mußten, einen Abgesandten an den König von Portugall mitzusenden. Allein diese Abgeordneten fanden eine schlechte Aufnahme. Der Samorin, den man unterdeß noch mehr überredet hatte, daß die Portugiesen Seeräuber wären, fragte sie mit finsterem Gesicht: was sie wollten, und da sie ihm hierauf das Geschenk, welches in Leibbinden, seidenen Zeugen und andern Sachen bestand, überreichen wollte, wandte er das Gesicht davon ab, und befahl, es einem seiner Leute zu übergeben. Er fügte eben so ungnädig hinzu: der Admiral könnte reisen, sobald er wollte, nur müßte er vorher, dem Landesgesetze gemäß, eine gewisse Summe für den Gebrauch des Hafens entrichten. Hiermit wurden die Abgeordneten entlassen.

Sie kehrten hierauf nach den Schiffen zurük. Allein ehe sie das Gestade erreichen konnten, bemächtigte man sich unvermuthet ihrer Personen, und brachte sie in sichere Verwahrung.

Der Admiral, welcher durch seinen Freund Bontaybo von diesem Vorgange benachrichtiget ward, hielt seinen Unwillen zurük, in der Hoffnung, daß es ihm vielleicht gelingen würde, einige vornehme Indianer in seine Gewalt zu bekommen, für deren Freigebung er seine eigene Leute aus ihrer Gefangenschaft wieder loskaufen könnte. Das Glück begünstigte diesen Plan: Sechs vornehme Hofbediente, die aus der freundlichen Aufnahme, welche einige geringere Indianer auf den

Schif-

Schiffen gefunden hatten, den Schluß machten, daß dem Admiral die Gefangennehmung seiner Abgeordneten noch nicht kund geworden seyn müsse, wagten es, in Begleitung von fünfzehn gemeinen Indianern, einen Besuch bei ihm abzulegen, und man empfieng sie, als Gäste, welche über die Massen willkommen waren. Allein kaum waren sie an Bord, so nahm man sie in Verhaft; und der Admiral schrieb dem **Samorin**: daß er diese Indianer nicht eher wieder auf freien Fuß setzen würde, bis man seine eigene Leute ihm würde zurükgeschikt haben.

Drei Tage waren schon verflossen, ohne daß er eine Antwort erhalten hatte. Endlich erschien ein Boot mit der Nachricht, daß seine Leute in des Königs Pallaste wären und den folgenden Tag wieder zu ihm zurükkehren würden. Allein de **Gama** erwiederte mit zornigem Gesichte: er verlange seine Abgeordneten alsobald zurük; widrigenfalls er denjenigen Indianern, die er in seiner Gewalt hätte, die Köpfe würde abschlagen lassen.

Den Tag darauf erschienen sieben kleine Fahrzeuge, in deren einem man mit vielem Vergnügen den **Diaz** und **Braga** erblikte. Allein die Indianer, welche sie führten, getrauten sich nicht, bis an die Schiffe zu kommen. Es mußte ihnen ein Schiffsboot entgegengeschikt werden; diesem überlieferten sie die beiden Abgeordneten und ruderten hierauf furchtsam zurük.

Diaz brachte ein im Namen des Samorin für den König von Portugall beschriebenes Palmblatt folgenden Inhalts mit: Vasco de Gama, ein Edelmann von deinem Hause, kam in mein Land, dessen Ankunft mich erfreute. In meinem Lande ist Ueberfluß von Zimmt, Nelken, Pfeffer und Edelgesteinen. Die Dinge, die ich aus deinem Lande verlange, sind Silber, Gold, Korallen und Scharlach.

Der Admiral gab hierauf die sechs Nayren, oder vornehmen Indianer, frei; die übrigen Gefangenen behielt er zum Unterpfand für die noch am Lande befindliche Waaren zurük. Mitlerweile kam auch Freund Bontaybo an Bord und bat, daß man ihn mit nach Portugall nehmen möchte, weil er seinen Landsleuten, den Mohren, wegen der den Portugiesen bewiesenen Freundschaft so verhaßt geworden wäre, daß sie ihm, wenn er da bliebe, vermuthlich das Leben nehmen würden, so wie sie schon jezt ihn aller seiner Güter beraubt hätten. De Gama nahm ihn mit Freuden auf, und gab ihm die Versicherung, daß man ihm in Portugall den Verlust seiner Güter reichlich ersetzen und ihn für die den Portugiesen erwiesene Ergebenheit anständig belohnen würde.

Nachdem man hierauf einige Tage vergebens erwartet habe, daß die am Lande gelassene Waaren würden zurükgebracht werden: so gab der Admiral

tal das Signal zur Abreise und man lichtete die Anker.

Ihre Rükreise gieng zwar langsam, aber doch ziemlich glüklich von statten, und es ereigneten sich auf derselben eben keine Vorfälle und Begebenheiten, welche hier erzählt zu werden verdienten. Ich begnüge mich daher, nur noch hinzuzufügen: daß Vasco de Gama im Herbstmonate des 1499 Jahrs, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten, wieder bei eben dem Orte vor Anker gieng, von wannen er abgefahren war, und daß er von 160 Leuten, die er mitgenommen hatte, nur einige fünfzig zurükbrachte. Die übrigen waren durch Krankheiten aufgerieben worden. Unter diesen befand sich auch sein eigener Bruder, Paul de Gama, der kurz vor dem Ende der Reise auf Tercera, einer der azorischen Inseln, an der Auszehrung starb.

Die glükliche Zurükkunft des Admirals und die Nachricht von der durch ihn vollendeten grossen Entdeckung, verursachte bei Hofe und durchs ganze Land eine ausnehmende Freude. Der König schikte ihm verschiedene Leute von Stande entgegen, die ihn mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen empfangen und ihn unter einem unbeschreiblichen Gedränge der Zuschauer, nach Hofe führen mußten. Hier wurde ihm für die dem Königreiche geleistete Dienste auf die ehrenvollste Weise gedankt, und man verwilligte ihm, ausser dem Ehrentitel Don, eine jährliche Pension von 3000 Dukaten,

welches

welches damals eine beträchtliche Summe war. Jeder seiner übrig gebliebenen Gefährten wurden verhältnißmäßig belohnt. Der König selbst vermehrte wegen dieser wichtigen Entdeckung seine Titel, und nannte sich einen **Herrn der Eroberung und Schiffahrt von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien.**

Durch das ganze Königreich wurden öffentliche Dank- und Freudenfeste angeordnet; und die Geschichte schrieb den Namen **Vasco de Gama** neben dem von **Columbus** in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer dieses Seculums.

IV.

Des Herausgebers kleine Reise von Trittow nach Wismar und von da nach Schwerin

in Briefen an seine Kinder.

Erster Brief.

Mölln den 20sten Junii 1785.

Mein lieber Ferdinand!

Es sind nun erst fünf Stunden verflossen, seitdem ich dich verließ; und kaum habe ich mich hier ein wenig umgesehn: so seze ich mich schon hin, um dir zu schreiben. Nicht wahr, das beweist doch wohl, daß ich auch abwesend viel an dich denken und mich gern mit dir unterhalten müsse?

Doch daran hast du ja wohl nie gezweifelt. Ich schreibe dir also auch nicht deswegen, um dir dieses erst zu beweisen; sondern ich schreibe, weil ich — ein Bedürfniß dir zu schreiben fühle. Es ist mir, wie du weißt, zur andern Natur geworden, meinen lieben Kindern jede meiner Ideen oder Bemerkungen mitzutheilen, von der es mir wahrscheinlich ist, daß sie euch Nutzen oder Vergnügen gewähren könne. Diesen Drang zur Mittheilung fühle ich jezt, da ich abwesend von euch bin, um so viel stärker, weil ich ihn durch mündliche Unterhaltung nicht befriedigen kann. Ich habe mir daher vorgenommen, schriftlich mit euch zu reden, so oft Zeit und Umstände es erlauben wollen. Ob ihr aber meine Briefe eher empfangen werdet, als

ihr, will's Gott! mich selber wieder haben soll; daran zweifle ich. Ich glaube nemlich nicht, daß ich jedesmal Zeit genug finden werde, einem jeden von euch insbesondere zu schreiben. Nun würde ich aber, wenn die Briefe einzeln fortgeschikt werden sollten, verlegen seyn und nicht wissen, wem ich zuerst und wem ich zulezt schreiben sollte. Ich vermuthe daher, daß keiner von euch eher einen Brief von mir zu Gesicht bekommen wird, bis die andern gleichfalls einen erhalten werden.

Und womit werde ich euch denn nun in diesen meinen Briefen zu unterhalten suchen? Mit dem, was ich an jedem Orte sehen, hören, und bemerken werde, insofern es mir scheinen wird, daß eine Beschreibung davon euch Vergnügen oder Nuzen gewähren könne. Ich muß dir aber wohl erst sagen, auf was für Dinge ich, wenn ich reise, meine Aufmerksamkeit vornemlich zu richten pflege.

Es war eine Zeit, da ich, so oft ich an einen fremden Ort kam, kein dringenderes Geschäft hatte, als mich zuvörderst zu erkundigen, ob an diesem Orte etwa ein Schloß, eine Bibliothek, eine Bildergallerie, eine Sammlung von alten oder neuen Kunstwerken u. s. w. zu sehen wäre, und dann stehenden Fußes hinzugehn, um diese Merkwürdigkeiten — etwa mit Kennneraugen zu beobachten? Zu studieren? O nein! — in Augenschein zu nehmen, lediglich um nachher sagen zu können: **Das hab ich auch gesehn!** Nachdem ich nun schon an manchem Orte von Raritäten dieser Art eine

beträchtliche Menge angegaft hatte, da fiel mir eines guten Tages die Frage schwer aufs Herz: was für Nutzen hast du denn nun wohl davon gehabt? Bist du etwa klüger, verständiger, weiser und besser dadurch geworden? Hast du irgend etwas daraus gelernt? was dazu dienen könnte, deine oder anderer Menschen Glükseligkeit zu befördern? Oder bist du dadurch reicher an Menschenkenntniß geworden, und weißt du nun etwa besser, als vorher, was du von deinen Nebenmenschen zu erwarten hast, und wie du mit ihnen umgehen mußt, um, so viel möglich, in Friede und Freundschaft mit ihnen zu leben? — Da stand ich nun, wie Butter an der Sonne, und konnte mir auf diese Fragen auch nicht ein Wörtchen antworten.

Hm! dachte ich da, bist du nicht ein rechter Thor gewesen, Zeit und Geld zu verschwenden, um Dinge kennen zu lernen, deren Kenntniß niemand von dir fordert, weil du weder ein Baumeister, noch ein Gelehrter, noch ein Künstler von Profession bist, und die, wenn du sie auch alle an den Fingern herzuzählen wüßtest, dich doch nicht um ein Haarbreit geschikter in deinen Berufsgeschäften und nicht um ein Haarbreit weiser und glüklicher machen könnten! Also künftig weg damit! Von nun an will ich meine Augen und meine Aufmerksamkeit nur auf dasjenige richten, wovon ich für mich oder meine Nebenmenschen in demjenigen Stande, worin mich Gott gesezt hat, irgend einen Nutzen vor mir sehe. Das Leben ist kurz! und der Dinge, welche jeder in seinem Fache wissen

muß, sind so viel! Warum sollte ich meine Zeit damit verderben, in Fächer, welche nicht die meinige sind, hinüber zu schweifen, und mir Kenntnisse einzusammeln, von denen ich keinen andern Gebrauch zu machen wüßte, als etwa den, in Gesellschaft von Schwätzern oder Geschwätzliebhabern davon zu schwatzen und mir thörichter Weise das Ansehn eines Allwissers zu geben?

Von Stund an nahm ich mir vor, es künftig auf meinen Reisen eben so zu halten, als ich es, wie du weißt, zu Hause zu halten pflege, d. i. mich nur um das zu bekümmern, was zu meinem Berufe gehört. Mein Beruf aber ist, mein eigenes und anderer Menschen Thun und Lassen nebst den Folgen desselben zu beobachten, und dann nachzudenken, wie wir es anzufangen haben, um immer besser zu handeln und immer glüklicher zu werden. Zu meinem Nebenberufe in Erholungsstunden habe ich, wie du weißt, seit einigen Jahren die Landwirthschaft gemacht. Und nun kannst du ohngefähr errathen, auf was für Dinge ich auf dieser meiner kleinen Reise vornemlich achten werde. Kommt mir nun dabei etwas vor, wovon ich glauben darf, daß es auch dir und andern jungen Leuten zu hören angenehm oder nüzlich sey: so werde ich es zum Inhalte meiner Briefe machen.

Wir sind von Trittow bis hier erst zwei Meilen gefahren; und schon sind wir in dieser kleinen Strecke durch vielerlei Länder gekommen. Sobald man nemlich auf diesem Wege Hollstein verlassen hat,

hat, welches, wie du weißt, sehr bald geschieht, weil die Bill, die unsern Hof und Garten umfließt, die Grenze macht: so betritt man Sachsen-Lauenburgischen Grund und Boden, und dieser wechselt hie und da mit Dorfschaften ab, welche theils der Stadt Lübek, theils dem unter Strelizischer Landeshoheit stehenden Dohme in Razeburg gehören.

Das erste, welches mir bald nach unserer Abreise von euch zum Nachdenken Anlaß gab, war ein Storchnest, welches von den langbeinigten Erbauern desselben zu Möllenrade, dem ersten lauenburgischen Dorfe, auf die Spitze eines mit Stroh gedekten Hauses mit architectischer Kühnheit hingestellt war. Einer der Alten stand auf dem Rande desselben, und schien seine Freude an den heranwachsenden Jungen zu haben, deren einige schon die Köpfe hervorstrekten. Diese durchaus unschädliche Thiere vertrauen sich und ihre Brut den Wohnungen der Menschen mit einer Zuversicht an, daß man glauben sollte, sie hätten Begriffe von den Rechten der Gastfreundschaft, und wüßten, daß sie durch diese gegen jede Beleidigung gesichert würden. Aber leider! ist es nicht die Billigkeit, sondern der Aberglaube der Landleute, welcher sie so sicher stellt. Diese glauben nemlich steif und fest, daß ihr Haus in Feuer aufgehn würde, sobald man den darauf wohnenden Storch durch irgend eine Beleidigung nöthigte, seine Wohnung anderwärts aufzuschlagen. Ein ähnlicher Aberglaube macht, daß auch die Schwalbe ihr Nest

mit gleicher Sicherheit an und in die Hütten dieser Leute kühnlich kleben darf. Ein Schwalbennest, sagen sie, bringt Segen in das Haus.

Mit dem Ursprunge dieses abergläubischen Vorurtheils scheint es mir so zugegangen zu seyn. Ein verständiger Mann von milder Denkungsart wollte seinen rohen, zur Grausamkeit gegen unschädliche Thiere aufgelegten Mitmenschen Schonung und Duldsamkeit gegen dieselben einflößen. Mit Vernunftgründen, dachte er, würde er wenig bei ihnen ausrichten, weil sie diese zu fassen noch nicht fähig wären. Er erlaubte sich daher einen gutgemeinten Betrug, und machte ihnen weiß, daß die Schwalbe Segen, der Storch Sicherheit vor Feuersbrünsten mit sich führe. Und nun konnte Storch und Schwalbe gemächlich ihre Nester bauen und sicher seyn, daß keiner ihnen etwas zu leide thun würde.

Und was dünkt dir nun, mein junger Freund, war es recht gethan von dem Manne, daß er aus gutgemeinter Absicht seine einfältigen Nebenmenschen täuschte, ihnen einen an sich unschädlichen Aberglauben einflößte, um sie dadurch schonend gegen solche Thiere zu machen, welche nicht nur ganz und gar keinen Schaden thun, sondern vielmehr unsere Wohlthäter sind, indem sie uns von beschwerlichem und schädlichem Ungeziefer befreien? Denke doch ein wenig nach, ob du vielleicht einen Grund zu ersinnen vermagst, warum ein solches Verfahren entweder getadelt oder gebilliget zu werden

den verdient? Dann überlege ferner: was nun wohl jezt unsere Pflicht erfordert in Ansehung solcher abergläubischen Vorurtheile, welche an sich selbst nicht schädlich, sondern vielmehr nüzlich sind, und wovon wir unsere unwissenden Nebenmenschen ohne unser Zuthun nun einmal eingenommen sehen? „Ob es recht und weise gehandelt sey, sie dabei zu lassen, oder ob wir vielmehr eilen müssen, ihnen die Augen zu eröffnen und sie den Unggrund solcher Fragen einsehen zu lehren?“ Was mein eigenes Urtheil darüber betrift, so wirst du dasselbe unten *) in einer Note finden. Ich

O 5 wünsche

*) Ich für mein Theil glaube, man müsse niemals täuschen, sondern immer bei der Wahrheit bleiben, und wenn es zuweilen scheinen sollte, daß ein abergläubischer Irrthum dem getäuschten heilsamer, als die reine Wahrheit, seyn werde. Denn wenn dies auch zuweilen wirklich der Fall wäre: so hat doch jede, auch noch so unschuldige abergläubische Meinung allemal zuverläßig die schädliche Folge, daß sie denjenigen, dem sie eingeflößt wird, geneigt macht, jeden andern, auch den ungereimtesten und verderblichsten Aberglauben gleichfalls willig anzunehmen. Wer erst einmal sich hat überreden lassen, daß die Schwalbe Segen ins Haus bringe, und daß ein Storchnest auf dem Dache vor Feuer schüze, der wird auch nicht viel Umstände machen, zu glauben, daß es Gespenster und Hexen gebe, daß man durch allerlei Alfanz verborgene Schätze finden, Krankheiten heilen und hundert andere Wunderdinge verrichten könne: und dann gute Nacht, gesunde Vernunft und vernünftiges Betragen; gute Nacht, redlicher Fleiß und kluge Anwendung zweckmäßiger Mittel zu unserm Wohlergehn!

Was

wünsche aber, daß du diese Note nicht eher lesen mögest, bis du für dich selbst entschieden haben wirst, was dir in dieser Sache Recht oder Unrecht scheint.

Sobald man auf diesem Wege nach **Mölln** über die Holsteinische Grenze hinaus ist, verändert sich der Boden. Der Trittauische Sand und Mohrgrund verwandelt sich in Lehm oder **Kleierde** mit etwas Sand vermischt. Aus einer solchen Vermischung entsteht der sogenannte **Mittelboden**, der weder zu leicht, noch zu steif, und im Durchschnitt, ein Jahr ins andere gerechnet, vielleicht unter allen der ergiebigste ist. Denn ohngeachtet der sogenannte

Was die zweite Frage betrift, so ist meine Meinung darüber diese: ehe man abergläubischen Leuten diejenigen Vorurtheile nimmt, wodurch sie sich bewogen finden, etwas Böses zu unterlassen und etwas Gutes zu thun, suche man erst ihren Verstand aufzuklären, damit sie fähig werden, das Gute aus bessern Gründen zu thun. Bis dahin bestärke man sie zwar nicht in ihrem Irrthum, aber man hüte sich auch, ihnen denselben schon jezt zu nehmen. Denn gesezt, ich hätte einen unwissenden Landmann noch nicht aus bessern Gründen überzeugt, daß man so viel möglich, auch gegen die Thiere mitleidig und schonend seyn müsse, und ich fienge damit an, seinen Glauben an das Glük, welches die Schwalben bringen, lächerlich zu machen: was würde die Folge davon seyn? Er würde entweder mich für einen leichtsinnigen und bösen Spötter halten, oder, wenn es mir gelungen wäre, ihm seinen Irrthum zu nehmen, so würde er von Stund an den armen Schwalben unter seinem Dache den Krieg ankündigen, und die Gegend würde einige Fliegen- oder Mückenfänger weniger haben.

nannte strenge Boden, der aus unvermischtem Klei oder Lehm besteht, in einzelnen Jahren bei weitem mehr als jener trägt: so hat er doch das Nachtheilige, daß er unsicher ist, ich will sagen, daß man nicht Jahr ein Jahr aus auf gleich ergiebige Erndten rechnen kann, weil seine jedesmalige Fruchtbarkeit mehr, als die des Mittelbodens, von der Witterung abhängt. Fällt einmal ein sehr nasses Jahr ein: so laufen die Früchte Gefahr, ersäuft zu werden, weil der steife Lehmgrund den Regen nicht so geschwind, als ein lockeres Erdreich, einzusaugen vermag. Tritt aber, besonders in der Zeit, da der Acker bearbeitet und bestellt werden muß, eine etwas ausserordentliche Dürre, nach vorhergegangener Regenzeit ein; so ist ein solcher Lehmboden schwer zu bearbeiten. Er kann nicht hinlänglich zermalmt und locker gemacht werden, welches doch, wenn der eingestreute Samen Wurzel fassen soll, durchaus erfordert wird. Es ist also, wie es scheint, auch hier, wie überall, die goldene Mittelstraße diejenige, welche am leichtesten und sichersten zum Zwek führt.

Ich weiß, mein lieber Ferdinand, daß du ökonomische Bemerkungen dieser Art, die ein anderer vielleicht trocken und langweilig finden dürfte, nicht ungerne lieset: weil du mit mir überzeugt bist, daß es für jeden Menschen nüzlich sey, sich von landwirthschaftlichen Dingen wenigstens einige Kenntniß zu erwerben. Ich werde daher fortfahren, solche Anmerkungen von Zeit zu Zeit einzuweben, die du, wenn du den Inhalt meiner Briefe

etwa

etwa solchen jungen Leuten mittheilen solltest, deren verwöhnter Geschmak sich nur nach abentheurlichen Geschichten oder nach empfindsamen Histörchen sehnt, schon zu überschlagen wissen wirst.

Du kennst den Rest der ehemaligen herrlichen Waldung, durch welche der Weg von Trittow nach Möllin führt, und welche ein Anhang des berühmten Sachsenwaldes ist, der vormals einen so weiten Umfang hatte, jezt aber, wie die meisten Waldungen Deutschlands, in so enge Grenzen zusammengeschrumpft ist! Auch in demjenigen Striche, durch welchen ich kam, hat man in den lezten zehn Jahren, so wohl auf Holsteinischer als auf Lauenburgischer Seite unbarmherzig aufgethürmt; doch muß ich, so weit bis jezt meine Beobachtungen reichen, deinen Landesleuten, den Lauenburgern, das Zeugniß geben, daß sie viel sorgfältiger, als unsere jetzigen Mitbürger, die Holsteiner, darauf bedacht gewesen sind, an die Stelle der gefällten Waldungen hie und da wieder neue anzulegen.

Ich weiß es wohl, daß überflüßige Wälder einem Lande in mehr, als einer Betrachtung, nachtheilig sind, und daß Deutschland z. Ex. sein jetziges milderes und gesunderes Clima der Aufräumung seiner ungeheuern Holzungen verdankt, womit es ehemals ganz bedekt war. Ich will auch gern glauben, daß ein guter Waldboden, wenn er zu Acker gemacht wird, viel mehr eintrage, als vorher, da er hundert und mehr Jahre brauchte,

um

um nuzbares Holz zu liefern. Aber da ein gut eingerichteter Staat im Großen, wie eine wohlgeordnete Landwirthschaft im Kleinen, bei der Cultur des Landes auf alle seine Bedürfnisse Rüksicht nehmen, und also nicht blos auf den gröſsern oder geringern Werth der Producte, sondern auch auf die gröſsere Entbehrlichkeit derselben sehen muß: so scheint es mir, wie vielen andern, ein groſser Fehler unserer Zeit zu seyn, daß man mit den Holzungen nicht wirthschaftlich genug umgegangen ist, nicht frühzeitig genug darauf gedacht hat, neue Holzaufschläge für die Nachkommenschaft in hinreichender Vielheit anzulegen.

Unser Holstein war ehemals so reich an Holz und Steinen, daß es, wie man sagt, seinen Namen davon erhielt. Wie es in Ansehung des erstern jezt bestellt ist, wissen wir. Der allgemeine Holzmangel wird mit jedem Jahre drükender. Noch vor drei Jahren galt der Faden Büchenholz zu Trittow sechs Mark, in Hamburg zehn: jezt ist am ersteren Orte kaum noch für zehn, am leztern für achtzehn Mark den Faden.*) zu haben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Preise mit jedem Jahre höher steigen werden. Was hilft es nun dem Bauer, ein paar Aecker mehr, als vormals zu haben, die er etwa zu zehn Thaler jährlich nüzen mag, wenn er für benöthigtes Brenn- und Nuzholz jezt jährlich zwanzig bis

*) Der Faden Holz ist hier ein Haufe, der sieben Fuß lang, sieben hoch und zwei Fuß dick ist.

bis dreißig Thaler mehr ausgeben muß, als sonst? Ist er durch die Vermehrung seiner Ländereien wohlhabender geworden? Man rechne. — Aber die Regierung, sagt man, hat dabei gewonnen! Wirklich? Also kann die Regierung gewinnen, indem der Unterthan verliert? Laß dir das nicht weiß machen, mein Sohn! der Reichthum, die Macht und das Glück des Regenten sind von dem Wohl der Unterthanen unzertrennlich; und es wäre eine mißverstandene Regierungskunst, die es darauf anlegen wollte, die Beutel der Unterthanen auszuleeren, um des Fürsten Schazkammer anzufüllen. —

Aber siehe, wie man sich verlaufen kann! Ich wollte dir einige Bemerkungen aus meinem kleinen Reisejournal mittheilen: und hätte beinahe angefangen, dir von Politik und Staatswirthschaft vorzureden. Laß uns geschwind wieder einlenken!

Die Bestimmung, seinem Vaterlande als Forstmann zu dienen, ist in unsern Zeiten ein Fach, worinn man sich des allgemein überhandnehmenden Holzmangels wegen um die Menschheit sehr verdient machen kann, wenn man nemlich dafür Sorge trägt, daß in holzleeren Gegenden neue Waldungen zugezogen werden. Es giebt der öden unbebauten Heidegegenden in Deutschland noch so viele! Warum verwandelt man sie nicht, zum Theil wenigstens, in Wälder von Fichten oder Kiefern, denen selbst die unfruchtbarste Sandscholle genüget? Und warum denkt man noch nicht daran, gewisse, leicht

leicht fortzupflanzende Baumarten bei uns einzuführen, die zwar ein etwas schlechteres Brennholz gewähren, aber auch zu ihrem Wachsthum nicht den zwanzigsten Theil der Zeit gebrauchen, welche die Buche und noch mehr die Eiche nöthig hat? Die italienische Pappel z. E. wächst in zehn bis zwanzig Jahren zu einem sehr hohen und dicken Stamme auf; und man pflanzt sie, wie die Weiden, durch abgeschnittene Zweige fort. Wie geschwind liesse sich ein paar Dazend dieser Bäume, auf unsere großen unfruchtbaren Heiden gesezt, zu einem ganzen Walde vermehren, besonders da man zu dieser Fortpflanzung keine starke Aeste, sondern nur junge Schößlinge brauchen kann? Genug hiervon!

Mölln ist ein altes kleines Städtchen, das etwa 250 Häuser in sich fassen mag. Es liegt in einer, mit angenehmen kleinen Bergen umgebenen Gegend, auf einer Halbinsel, die der Möllner See bespült. So unbedeutend dieser Ort auch ist, so kennt ihn doch jedermann, als den angeblichen Begräbnißort des berühmten Eulenspiegels. Man zeigt hier nicht blos das Grab desselben, auf welchem jezt ein dicker Baum steht, sondern auch in einem an der Kirche befindlichen Schranke einige Denkmäler von ihm, z. E. eine sehr hohe hölzerne Trinkkanne, welche oben bei der Oefnung so spizig zulauft, daß die Nase dessen, der daraus trinkt, darüber wegsteht. Diese Kanne, sagt man, ließ er sich verfertigen, um diejenigen Lügen zu strafen, welche ihm den Vorwurf

machten,

machten, „daß er die Nase unabläßig in der Kanne habe.“ Ausserdem ist hier auch der Degen, den er trug, eine Abbildung von ihm und seiner Mutter in einer elenden Schilderei, und ein Fragment seines Leichensteins zu sehn, auf dem man die Symbolen seines Namens, eine Eule und einen Spiegel, erkennt. In den Stamm des Baums auf seinem Grabe sind unzählig viel Nägel geschlagen. Hierdurch suchen nemlich alle durchreisende Handwerksburschen sich hier ein Denkmal zu errichten, und einen Beweis ihres Hierseyns auf den Fall zu hinterlassen, daß ihnen die Ehre, Eulenspiegels Grab gesehn zu haben, jemals streitig gemacht werden sollte.

Uebrigens sind alle meine Bemühungen, von dem Leben und Wandel dieses berühmten Thoren Nachrichten aufzutreiben, welche zuverläßiger wären, als was die Volkssage von ihm verbreitet hat, vergebens gewesen. Durch mündliche Ueberlieferungen will man hier noch wissen, daß sein eigentlicher Geburtsort ein nicht weit von hier gelegenes lauenburgisches Dorf, Groß-Pampau, sey, wo man noch die Hütte zeigt, in welcher er geboren seyn soll. Aber da dies leztere zuverläßig unwahr ist, weil diese Hütte so alt noch nicht seyn kann: so wird es auch wohl jenes seyn.

Der See bei Mölln ist zwar nicht groß, aber eines gewissen Umstandes wegen, vor vielen grössern Landseen besonders merkwürdig. Durch ihn nemlich findet eine Verbindung der Ostsee mit

der

der Nordsee oder dem deutschen Meere statt. „Wie das seyn könne, da dieser kleine See mitten im Lande liegt?“ Das will ich dir erklären.

Es ergießt sich aus diesem See ein kleiner Fluß, und fließt hierauf nordwärts nach Lübek hin, wo er in die Trave und mit dieser bei Travemünde in die Ostsee fällt. Dieser kleine Fluß wird die Steckeniz genannt. Auf der andern Seite des See's hat man verschiedene kleine Bäche in einen Graben zusammengeleitet und diesen mit dem See so verbunden, daß durch Hülfe einiger Schleusen Schiffe aus dem Graben in den See und aus diesem in jenen fahren können. Dieses aufgefangene Gewässer nun, welches bald die Delvenau, bald gleichfalls die Steckeniz genannt wird, fließt ohngefähr vier Meilen weit südwärts nach Lauenburg, wo es in die Elbe fällt, und mit dieser, wie bekannt, sich in die Nordsee ergießt. Man kann also aus der Ostsee in die Trave bis nach Lübeck, von da auf der Steckeniz bis in den Möllner See, aus diesen durch die Delvenau oder die zweite Steckeniz nach Lauenburg in die Elbe, und auf der Elbe bei Hamburg vorbei in die Nordsee fahren.

Allein diese Schiffahrt hat ihre Unbequemlichkeiten. Weil nemlich das Wasser dieser kleinen Flüsse von Zeit zu Zeit durch eine Schleuse gestauet werden muß, damit es die erforderliche Höhe erreiche: so braucht ein von Lübeck abgehendes Fahrzeug wohl vierzehn Tage Zeit, um nach Lauen-

burg zu kommen, ohngeachtet beide Oerter nur sieben bis acht Meilen aus einander liegen. Uebrigens tragen diese Fahrzeuge sechs Lasten, das ist, zwölf Tonnen oder 24000 Pfund. Denn, welches ich im Vorbeigehn zu merken bitte, eine Tonne ist in der Schifferſprache ein Gewicht von 2000 Pfund oder zwanzig Centner, und zwei Tonnen, also 4000 Pfund, machen eine Schiffslast aus.

Uebrigens ist Mölln ein überaus wahrhaftes Städtchen, theils seines Holzhandels, theils und vornemlich aber seiner Bierbrauereien wegen. Man brauet hier ein in der That unangenehmes, oder von den Landleuten, vermuthlich seiner betäubenden Kraft wegen, sehr hochgeschätztes Bier, welches unter dem Namen Laken auf vier bis sechs Meilen in die Runde verfahren und in allen Wirthshäusern geschenkt wird. Ob es wahr sey, was man sagt, daß die berauschende Kraft dieses Getränks aus einer Zuthat von betäubenden Kräutern und von Brandteweinhefen herrühre, lasse ich unentschieden. Es wäre in der That schlimm für arme Reisende, wenn man die abscheuliche in Deutschland leider! herrschende Kunst, elenden Wein durch höchstschädliche Zuthaten aufzustutzen, auch auf andere Getränke ausdehnen wollte; und es ist unbegreiflich, wie die deutsche Policei gegen Mißbräuche dieser Art sich so unachtsam bezeugen könne.

Aber es ist Zeit aufzuhören. Castor und Pollux *) stehen schon wieder aufgeschirrt, und ihr Wiehern, welches die Stelle des Posthorns vertritt, ruft mich ab. Lebe wohl, lieber Ferdinand! Aus Razeburg ein Mehreres.

Zweiter Brief.

Razeburg, den 21 Jun. 1785.

Meine liebe Lotte!

Heute werde ich mich mit dir unterhalten. Ich setze mich in Gedanken neben dir in unserer Laube am Wasser hin; du strickst, und ich erzähle.

Razeburg, wo wir gestern ankamen, ist seiner wunderschönen Lage nach, eins der niedlichsten Städtchen, welche man in Deutschland sehen kann. Ich will versuchen, ob ich dir ein klein Gemählde davon zu machen im Stande bin.

Stelle dir also vor, daß du einen stillen spiegelglatten Landsee mit vielen malerischen Krümmungen vor dir siehst, der ohngefähr zwei Meilen im Umfange haben mag. In demselben erblickst du eine kleine grüne Insel, die wie ein sanfterhobener Hügel aus dem Wasser hervorsteigt. Diese

*) Pferde des Verfassers.

Insel ist mit einem ziemlich regelmäßig angelegten Städtchen bebaut, welches, von fern gesehn, seiner rothen Ziegeldächer wegen, erst seit gestern fertig geworden zu seyn scheint. Denke dir, du sähest eine glattpolierte Schüssel, mit rothen Krebsen angefüllt, den Rand mit grüner Peterssilje belegt: und was du siehst, ist Razeburg.

Nun blicke rund umher, um die schönen Anhöhen und Berge zu sehn, welche dem See zur Einfassung dienen. Einige derselben tragen hohe Waldung auf ihren Rücken; andere bieten reiche Kornfelder und Wiesen dar. Wie sich das krümmt und windet; hier aufsteigt, dort allmählig sich herabsenkt, um sich abermals in einer andern Form zu heben! Der See scheint nur da zu seyn, damit die schönen Hügel in ihrem mannigfaltigen Naturschmucke sich darin spiegeln mögen. Das Ganze macht ein Gemälde, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Die kleine Inselstadt hängt auf der einen Seite durch eine sehr lange Brücke — ich schätze sie ohngefähr auf vierhundert Schritt — und auf der andern durch einen Damm mit dem Lande zusammen. Sie hat einige, wiewohl unbedeutende Festungswerke; und ihr neues Ansehn rührt daher, weil sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine dänische Bombardirung gänzlich eingeäschert wurde, und also von neuem wieder aufgebaut werden mußte. Man verschonte damals nur den Dohm und die Stadtkirche.

Dieser

Dieser Dohm ist ein ziemlich großes und ansehnliches Gebäude von gothischer Bauart. Wir besahen denselben diesen Morgen, und ich will dir erzählen, was ich Merkwürdiges darin fand.

Gleich beim Eintritt fielen mir einige sehr schlechte Wandgemählde in die Augen, unter denen sich eins durch eine auffallende Sonderbarkeit der Figuren auszeichnete. Es sollte eine Vorstellung der sogenannten Dreifaltigkeit seyn, die sich durch einen Kreis alter Männer etwas vorsingen und vorspielen läßt. Die erste Person ist, wie gewöhnlich, als ein alter Mann mit langem Barte, die zweite als ein Lämm mit acht Hörnern, und die dritte — ich spaße nicht, wenigstens habe ich mit meinen zwei Augen nichts anders herausbringen können — als ein sogenannter Vogelgreiff vorgestellt. Was der Mahler oder derjenige, der die Idee dazu hergab, sich dabei gedacht haben möge, ist mir ein Geheimniß.

Aber ein noch größeres Geheimniß ist es mir, warum man abgeschmakte Bilder dieser Art noch immer ohne Zwek und Absicht in unsern Kirchen duldet, da sie doch offenbar zu nichts anders dienen können, als die Aufmerksamkeit der Leute zu stören und unsern Bethäusern ganz das Ansehn heidnischer Götzentempel aus den rohesten Zeiten zu geben. Es ist unglaublich, wie weit die Nachlässigkeit unserer Geistlichen, unserer Kirchenvorsteher und Gemeinden in diesem Stück zu gehen pflegt. Selten kommt man in eine alte Kirche, ohne daß man

auf die allerabgeschmacktesten und ärgerlichsten Stücke dieser Art stößt, die zum Theil recht eigentlich dazu aufbewahrt zu seyn scheinen, um den dikksten Aberglauben zu erhalten, und Gesinnungen einzuflössen, die dem Geiste des reinen Christenthums schnurgrade entgegen gesezt sind. Höre nur weiter, liebe Lotte, was ich ferner fand.

Neben dem Altare ist ein Kunstwerk von Bildhauerarbeit zu sehn, welches einen Theil der Passionsgeschichte darstellt; und über demselben stehn in einem Schranke Abbildungen der Apostel, aus Silber gegossen. Unter diesem Kunstwerke nun, etwa drei Schritte weit von eben dem Altare, vor welchem der Priester alle Sonntage Gottes Segen über die Gemeinde herabwünscht, steht — sollte man es glauben? — folgender unchristlicher Fluch mit großen goldenen Buchstaben geschrieben:

Wer an diesem zu Gottes Ehren, dieser Kirche Zierde und Dankbarkeit allhier aufgerichtetem und geheiligtem Werke, das geringste wissentlich besudelt, zerbricht, verlezet oder davon entwendet, der sey verflucht an allen seinen Gliedmaaßen, an allen seinen Gütern, an allen Orten und zu allen Zeiten, und dieser Fluch bleibe kräftig, wann schon einer sagen würde: der Segen des Herrn sey über dich!

Was sagst du von der Denkungsart des Mannes, der eine solche Verwünschungsformel auszusinnen

sinnen vermogte, und was denkst du von der Nachlässigkeit, mit welcher man einen so abscheulichen Fluch zu jedermanns Ansicht in einem Hause stehen läßt, in welchem die sanfte Lehre Jesu Christi geprediget werden soll, die nichts als Liebe, Nachsicht und Versöhnung haucht?

In einem Nebengebäude dieses Dohms, ist die Dohmschule, die eher einem Kerker, als einem Orte gleicht, wo der Jugend angenehme und nützliche Kenntnisse eingeflößt werden sollen. Da ich von dem ersten Lehrer derselben, einem wackern, eifrigen und geschikten Manne, in seine Klasse oder Schulstube geführt ward, überfiel mich fast ein kleiner Schauer. Stelle dir ein dunkles Zimmerchen, etwa halb so groß als meine Arbeitsstube, mit dickem Gemäuer und zwei kleinen Fenstern vor. In diesem Loche müssen wenigstens zwanzig junge Leute mit ihrem Lehrer den größten Theil der Tageszeit zubringen, und was das Schlimmste ist: so versammlen sich hier nicht blos diejenigen Schüler, die zu einer Klasse gehören, und die also einerlei Unterricht empfangen, sondern auch — in Ermanglung eines zweiten Stalls — diejenigen, welche die zweite Klasse ausmachen. Diese müssen, so lange jene gelehrt werden, in einer entgegengesezten Ecke ihr eigenes Wesen treiben. Ist es nicht schändlich, solche erbärmliche Schulanstalten in unsern Zeiten noch an so manchem Orte anzutreffen?

In einem besondern Zimmer dieses klostermäßigen Gebäudes ist etwas aufgestellt, was man — die **Bibliothek** nennt; eine erbärmlich kleine Sammlung von allerhand, größtentheils unbedeutenden und unbrauchbaren Büchern, ohne Zwek und Ordnung gesammlet. Aber auf einem Tische dieses Zimmers sieht man etwas, welches einem Alterthumskundigen eine angenehme Unterhaltung gewähren kann. Ich, der ich kein Alterthumskundiger bin, sahe mit meinen ungekehrten Augen blos eine Sammlung alter unförmlicher metallener Götzenbilder der alten **Wenden**, eines heidnischen Volks, welches ehemals **Mecklenburg** und **Pommern** bewohnte, und von da aus sich in mehrere Länder ausgebreitet hatte. Die vorzüglichste Gottheit dieses Volks war ihr sogenannter **Radegast**, welchen man hier, ich weiß nicht wie vielmal, aber immer fast auf eine und eben dieselbe Art abgebildet sieht. Er ist nemlich wie ein Mann von ungestalter Gesichtsbildung vorgestellt, der einen Spieß in der Hand hat, und auf dessen Kopf ein Vogel sizt, der ungefähr wie eine Gans aussieht.

Diese Götzenbilder wurden vor einiger Zeit von einem mecklenburgischen Bauer in der Gegend des Tollenser-See's in der Erde gefunden, und zwar an einem Orte, wo die Wenden ehemals eine grosse Stadt, Namens **Rhetra**, gehabt haben sollen, von welcher jezt auch nicht die geringste Spur mehr übrig ist. Der Dohm von Ratzeburg kaufte diese gefundene Seltenheiten an sich, um sie

hier

hier zum Gebrauch der Geschichtsforscher aufzubewahren.

Aber was schwaze ich dir da von Dingen vor, welche dich nicht angehn, und worüber ich selbst so wenig Lehrreiches zu sagen habe? Ich möchte die ganze Seite, die ich damit angefüllt habe, wieder ausstreichen. Aber sie bleibe für Ferdinand und Anton stehen; für dich, mein Kind, sey das, was ich jezt schreiben will.

Ich aß gestern Abend von einem Braten, der schon vierzehn Tage alt, und in weniger als einer Stunde gar gemacht war; und ich fand ihn nicht nur noch vollkommen frisch, sondern auch so durchgebraten, als einen, der wohl zwei oder mehr Stunden lang am Spieß gesteckt hat. Beides erweckte meine Verwunderung; und ich hielt es der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch man doch wohl das eine wie das andere möchte erhalten haben? Und da brachte ich denn Folgendes heraus. Das Fleisch war weder in einem Eiskeller, noch in einem Keller überhaupt, sondern in freier Luft und zwar auf der Hausdiele in einem zwischen zwei entgegengesezten, immer offenen Thüren hängenden Fliegenschranke aufbewahrt worden. Der Flor, womit ein solcher Schrank umgeben ist, hatte es von Insecten und die Zugluft, worin es hieng, von der Fäulniß geschüzt. Was aber die Geschwindigkeit betrift, womit man dieses Fleisch gebraten hatte, so war dieselbe dadurch bewerkstelliget worden, daß man auf beiden Seiten des

Bratenwenders ein gleich großes Feuer angelegt hatte, wodurch das Fleisch einer doppelten Hitze von vorn und von hinten ausgesezt wurde. Damit es aber hierbei nicht vom Rauche leiden möchte: so hatte man Sorge getragen, nichts als gutes und vollkommen trockenes Holz anzulegen.

Ich erinnere mich hierbei eines andern Mittels, frisches Fleisch in Sommertagen vor der Fäulniß zu bewahren, welches ich neulich von einem Trittauischen Oeconomen lernte, und welches eben so probat seyn soll. Dieses besteht darin, daß man das Fleisch in Kalkwasser legt, bis man es brauchen will. Ueber dieses Mittel zankten sich neulich in England zwei Schriftsteller, deren einer in Ansehung der Wirkungen des Kalkwassers grade das Gegentheil von demjenigen behauptete, was der andere davon versichert hatte. Der eine behauptete nemlich, es hindere, der andere, es befördere die Fäulniß, und beide beriefen sich auf Versuche, die sie selbst damit angestellt hätten. Ein dritter, welcher beide als ehrliche Männer kannte, die wissentlich keine Unwahrheit sagen würden, machte ihnen die Versuche nach, und merkte bald, wo das Misverständniß verborgen läge. Er stellte nemlich eine doppelte Probe an; die eine mit Fleisch, die andere mit Fischen. Und da fand er denn, daß das Kalchwasser auf diese zweierlei Dinge eine ganz entgegengesezte Wirkung äussere; die Fische geriethen bald in Fäulniß, aber das Fleisch blieb frisch. Er machte hierauf bekannt, daß beide Männer recht hätten,

und

und daß ihr Widerspruch bloß daher rühre, daß der eine seinen Versuch am Fleisch, der andere an Fischen gemacht habe. —

Sieh, liebe Lotte, das sind Kenntnisse, welche recht eigentlich für dich gehören, und die du daher, so oft du Gelegenheit dazu hast, mit großer Sorgfalt einsammeln mußt. Alles, was einen Vortheil in der Haushaltung gewährt, alles, was dazu dienen kann, die Ausgaben zu vermindern und des häuslichen Wohlstand zu vergrößern: das muß dir wichtig seyn; das muß zu der dir nöthigen Gelehrsamkeit gerechnet werden. Jede andere Art von Gelehrsamkeit würde dir nicht allein unnüz, sondern auch zugleich sehr schädlich seyn, weil sie dich von deiner Bestimmung — eine gute Hausmutter einst zu werden — abführen würde. Also weg damit!

Jezt will ich dir etwas von den Bewohnern dieses niedlichen Städtchens erzählen. Zwar bin ich nur erst vier und zwanzig Stunden hier; und wer darf sich rühmen, in so kurzer Zeit, auch nur einen einzigen, geschweige eine ganze Stadt voll Menschen, nach ihrem Character und nach ihren Sitten, gründlich kennen gelernt zu haben? Aber man sieht denn doch in solcher Zeit — wenn man anders ein Paar gesunde Augen und etwas Beymerkungsgeist mitgebracht hat — bald dieses bald jenes, woraus sich für den, der schon mehr Menschen kennt und im Nachdenken über menschliche Handlungen kein Neuling ist, doch schon manches

schließen

schließen läßt. Höre, liebes Kind, was ich auf diese Weise von der Gemüthsart und den Sitten der Razeburger herausgebracht habe.

Ein Hauptzug in ihrem Charakter scheinet die Geselligkeit zu seyn; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in großen Städten suchen muß. Denn, was man da für Geselligkeit gehalten wissen möchte — das ceremoniöse Zusammenkommen geputzter und gezierter Menschen, die sich versammeln, um einander das Geld aus dem Beutel zu locken, und dann, auf Kosten der Gesundheit, Stundenlang zu prassen — verdient diesen Namen nicht. Wahre Geselligkeit besteht in einem Verlangen, seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, und an den Empfindungen und Gedanken anderer Menschen Theil zu nehmen; und diese Geselligkeit verträgt sich weder mit Ziererei, noch mit Prunk und Prassen. Sie liebt vielmehr das Simple, das Natürliche, das Frugale und Eingezogene. Wo dieses fehlt — und es fehlt leider! jezt in allen großen Städten — da kann man wohl glänzende Assembleen, schwelgerische Gastmahle, Spiel- und Tanzgesellschaften, oder keine gesellige Zusammenkünfte haben.

Hier also scheint mir doch viel wahre Geselligkeit zu herrschen. Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreißig gesittete Familien, die, wenn ich anders recht gehört habe, wöchentlich zweimal zusammen kommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bei einem frugalen kalten

Abend-

Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren, und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern. Wie wenig Aufwand bei solchen Zusammenkünften gemacht werde, erhellet daraus, daß verschiedene der daran theilnehmenden Familien jährlich kaum 500 Rthlr. einzunehmen haben, und sich doch im Stande sehn, diese große Gesellschaft, so oft die Reihe an sie kömmt, zu bewirthen.

Ich hatte, ich weiß nicht wo, gehört, daß die Razeburger Damen den Geruch einer ausserordentlichen **Empfindsamkeit** hätten. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir wohl sonst schon erklärt habe, was man mit diesem Worte sagen will: aber da es auch seyn kann, daß du es wieder vergessen hast, so will ich es dir noch einmal erklären.

Empfindsame Leute nennt man solche, die ein gar zu zartes und gar zu lebhaftes Gefühl haben, und dadurch sowohl der Führung eines zufriedenen Lebens, als auch zur Erfüllung solcher Pflichten, welche Kaltblütigkeit, zuweilen auch etwas Unempfindlichkeit und Strenge erfordern, in einem gewissen Grade unfähig geworden sind. Diesen Fehler trift man bei solchen Personen beiderlei Geschlechts, besonders aber des eurigen an, welche durch eine stillsitzende weichliche Lebensart ihren Körper verzärtelten, und durch zu häufiges Lesen der Dichter und anderer sogenannten schönen Gei-

ster

ster ihre Empfindungen bis zum Uebermaaße verfeinerten; sich dadurch nach und nach von aller körperlichen Geschäftigkeit entwöhnten, und zu den meisten Verrichtungen des menschlichen Lebens unfähig wurden. Ich will dir einige Merkmale angeben, woran du Leute dieser Art, welche gewiß allemal unglückliche Leute sind, leicht erkennen kannst.

Wenn du z. E. hörst, daß ein Frauenzimmer von nichts lieber, als von ihrer Lectüre, besonders in poetischen und romanhaften Schriften, schwazt: wenn sie die Einsamkeit sucht, nicht, um sich ungestört beschäftigen, sondern um ungestört und unbeobachtet müßigen Empfindungen nachhängen zu können; wenn sie bei schönen Naturgegenständen, in einer hübschen Gegend, bei einem murmelnden Bache, beim Anblik des Mondes, oder beim Gesange der Nachtigal, entweder in unmäßiges Entzücken ausbricht, oder in melancholische Schwermuth dahin sinkt; wenn sie die Küche beschicken soll, und nicht im Stande ist, ein Huhn abzuschlachten oder nur abschlachten zu sehn, ohne Gefahr zu laufen, in Ohnmacht zu fallen; wenn sie ohne erhebliche Ursachen, und besonders dann unthätig zu seufzen, zu klagen und zu weinen pflegt, wann sie thätig seyn und helfen sollte; und endlich, wenn du siehst, daß sie ihr Hauswesen in Unordnung gerathen läßt, weil sie lieber ihrer schönen Lectüre, ihrer empfindsamen Correspondenz, und ihrem Grillen nachhängt, als diejenigen häuslichen und wirthschaftlichen Geschäfte verrichtet, welche

sie

sie verrichten sollte; dann wisse, meine Tochter, daß ein solches Frauenzimmer empfindsam sey.

Was nun die hiesigen Damen anbetrift: so glaube ich, daß der Vorwurf der Empfindsamkeit ihnen mit Unrecht gemacht werde. Ich bin mit verschiedenen derselben in Gesellschaft gewesen, habe wackere und vernünftige Frauen, welche brave Gattinnen, brave Mütter, brave Vorsteherinnen ihrer Hauswirthschaft zu seyn schienen, aber auch nicht eine einzige empfindsame Närrin unter ihnen gefunden. Du siehst also, daß man auf die Verläumdung, welche ganzen Oertern und ganzen Klassen von Menschen wiederfährt, eben so wenig, als auf diejenigen bauen muß, welche einzelne Personen treift.

Gutmüthigkeit, Verträglichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit und Nüchternheit scheinen hervorstechende Züge in dem Charakter dieses Völkchens zu seyn. Ich will dir sagen, woraus ich das geschlossen habe.

Als ich hier ankam, war grade Freischießen. Du hast dergleichen öffentliche Bürgerfeste wohl schon an andern Orten gesehn, und wirst bemerkt haben, wie wild, unbändig und unmäßig das Volk sich bei solchen Gelegenheiten aufzuführen pflegt. Nun höre wie es hier gieng.

Gestern Abend wurde der neuerwählte König unter dem Donner einiger auf dem Markt gepflanz-

ter

ter Kanonen in die Stadt geführt. Der Zulauf von Menschen war dabei so groß, als er in einem Städtchen, welches etwa fünfzehnhundert Einwohner zählen mag, nur immer seyn kann. Man konnte erwarten, daß unter den einmarschirenden Freischützen wenigstens einige Betrunkene, und unter der zulaufenden Menge wenigstens einige unbändige Schreier und Zotenmacher wahrgenommen werden würden; aber nein! man bemerkte nichts von dem. Der Zug gieng feierlich und ohne sonderlichen Lerm nach dem Hause des abwesenden Commandanten, und von da zurük nach dem Rathskeller, wo für die Schützengesellschaft ein Abendessen zubereitet war, welches sich mit einem Balle endigen sollte. Unglüklicher Weise hatte ich auf eben diesem Rathskeller mein Quartier genommen; ich mußte also schon darauf gefaßt seyn, eine unruhige und schlaflose Nacht zu haben.

Aber was geschahe? Da ich Abends, um eilf Uhr zu Hause kam, fand ich die ganze große Gesellschaft schon mitten im fröhlichen Getümmel. Das Haus war so gedrängt voll, daß ich Mühe hatte, mich bis nach meinem Zimmer durchzuarbeiten. Aber auch hier bemerkte ich, so weit ich sehen und hören konnte, keinen einzigen Betrunkenen; keinen einzigen Zänker, keinen, welcher die einem Fremden gebührende Achtung gegen meinen Reisegefährten und mich aus den Augen sezte. Die Sache kam mir unglaublich vor; ich traute meinen eigenen Augen nicht. Ich machte mir daher ein Gewerbe, gieng noch einmal durch die Menge hin,

und

und sahe scharf umher; aber ich bemerkte keine andere als freundliche, bescheidene und fröhliche Gesichter; und ich gieng nach meiner Kammer mit dem Gedanken zurük, daß die gutartige Freude solcher Leute es wohl verdiene, daß man sich ihretwegen eine unruhige Nacht gefallen lasse.

Aber es bedurfte dieser Aufopferung von meiner Seite nicht. Mein Zimmer war in einem etwas entfernten Theile des Hauses, und das Geräusch war in Betracht der großen Menge derer, die sich hier belustigten, so überaus gemäßiget, daß es mich weder am Einschlafen hinderte, noch mich aus meinem ruhigen Schlafe auch nur ein einziges mal aufweckte.

Was mich am meisten — soll ich sagen wunderte oder freute? — war die Bemerkung, daß die Tugenden, die ich jezt an den Bürgern dieser kleinen Stadt gelobt habe, auch den hier in Garnison liegenden Officieren und Soldaten, vom General bis zum Trommelschläger, eigen zu seyn scheinen. Nie habe ich unter Leuten dieses Standes mehr Bescheidenheit, Höflichkeit und Artigkeit gesehn, als hier. Da begegnet dir kein Soldat der dich nicht freundlich grüßt. Da gast dir kein junger Officier, wenn du bei ihm vorübergehst, mit militärischer Unverschämtheit ins Gesicht, oder wizelt dir nach, wie man an jungen Gecken dieses Standes sonst wohl gewohnt ist. Da kannst du dicht vor der versammleten Wache vorbeigehn, ohne in den Gesichtern der ehrlichen Musquetiers

eine einzige unbescheidene Miene zu sehn, oder zu hören, daß ein einziger alberner Scherz auf deine Rechnung gemacht werde.

Wie mich das gefreut hat! Aber da sieht man, was das Beispiel der Obern vermag. Der würdige General von Ahlefeldt, der Chef dieses Regiments, ist ein so rechtschaffener und braver Mann, daß er nicht blos von seinen Untergebenen, sondern auch von den Bürgern dieser Stadt, welche das Glük haben, ihn als Commendanten zu besitzen, als ein Vater geehrt und geliebt wird. Sein persönliches Beispiel scheint hier mehr gewirkt zu haben, als sonst die strengste Kriegszucht vermag.

Aus einer gleichen Ursache erkläre ich mir den gutmüthigen stillen Charakter der hiesigen Bürgerschaft. Die Stadt hat das Glük, zwei gleich rechtschaffene, aufgeklärte, sanftmüthige und duldsame Geistliche zu besitzen, und es ist unmöglich, daß das Beispiel und der Unterricht solcher Religionslehrer nicht einen großen und merklichen Einfluß auf die Sitten des Volks haben sollten. Der eine dieser beiden guten Männer ist der Generalsuperintendent Alberti, und der andere mein würdiger Freund, der Prediger Langreuter, der auch dem Publiko als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist.

Eins verbitterte mir die Freude, welche mir die obigen Bemerkungen machten. Ich sahe nemlich mit Bekümmerniß, daß es dem Dämon, Prachtliebe

Liebe genannt, auch bei diesem guten Völkchen schon in einem gewissen Grade gelungen ist, der Leutlein die Köpfe zu verdrehen, und ihnen vorzugaukeln, daß geziertes und gepuztes Wesen dem Menschen einen größern Werth zu geben vermöge. Ich sahe Schusterweibee und Schneidertöchter bei dem oben beschriebenen Bürgerfeste mit einem Prunke und Flitterstaate erscheinen, dessen Anblik mir in der Seele weh that. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerei geschehen könnte, öffentlich auf dem Markt hinstellen, und den guten Leuten zurufen mögen: „o hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachäffung der verfeinerten, eiteln und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu, und vermehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehn um eure Glükseligkeit!“ Aber ich beruhigte mich durch den Gedanken, daß den biedern Geistlichen des Orts diese Verirrung ihrer Pfarrkinder nicht verborgen geblieben ist — denn sie selbst machten mich aufmerksam darauf — und daß diese vielvermögende Männer keine Mühe sparen werden, sie von diesem Irrwege wieder zurükzuführen.

Noch muß ich dir wohl sagen, daß dieser kleine Ort unter einer doppelten Landeshoheit steht. Die eigentliche Stadt nemlich gehört Churhannover; der mit ihr verbundene Dohm aber, nebst den dazu gehörigen Häusern dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz.

Und nun, denke ich, habe ich dir für dasmal genug vorgeplaudert. Morgen reisen wir über Gadebusch nach Wismar. Von da werde ich euch mehr schreiben. Und bis dahin lebe wohl, meine liebe Tochter, und vergiß nicht deiner guten Mutter die Hälfte von den Küssen abzugeben, womit ich dich in Gedanken segne.

Dritter Brief.

Wismar, den 24 Junii 1789.

Mein lieber Anton,

Das war eine angenehme Reise von Razeburg bis hier! Schönes Wetter, guter Weg, tüchtige Pferde und brave Postillons — so viel trift man selten zusammen. Wenn das Vergnügen, welches ich auf dieser raschen Fahrt genoß, noch von Zeit zu Zeit durch etwas unterbrochen wurde: so war es blos durch den Gedanken an meine lieben abwesenden Trittauer, und durch den vergeblichen Wunsch, euch an meinem Vergnügen Theil nehmen zu sehn. Aber ich will meine Erzählung von vorn anfangen.

Ehegestern Morgen um zehn Uhr verließen wir Razeburg mit Dank im Herzen für die angenehmen Stunden, die man uns daselbst gemacht hatte. Den Postillon, welcher uns fuhr, war der gut-

mü-

müthigste, freundlichste Bursche, der je auf einem Posthorn mag geblasen haben. Er hatte ganz den Charakter, den ich in meinem Briefe an unsere Lotte an den Razeburgern gerühmt habe, das heißt, er war bescheiden, freundlich, nüchtern und sehr gefällig. Ohne Unterlaß hatte er etwas zu fragen oder zu erzählen und er that es beides mit so guter Art und mit so vieler Freundlichkeit, daß man weder des einen noch des andern überdrüßig werden konnte. Wir waren schon eine Stunde gefahren, als es mir auffiel, daß er noch kein Pfeifchen angezündet hatte. Ich fragte ihn also: ob er etwa kein Freund vom Rauchen wäre? Und was meinst du, lieber Anton, worinn seine Antwort bestand? „Ja freilich, sagte er; aber ich besorge, Ihnen durch den Tobaksdampf beschwerlich zu fallen.“ Ehrliche Seele! ich hätte dir zu Liebe selbst mitrauchen können, so wenig ich auch sonst ein Freund davon bin.

Wir waren jezt im **Mecklenburgischen**, einem Lande, worinn man den Ackerbau vor allen andern deutschen Ländern vielleicht zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Aber man muß auch gestehn, daß die Natur hier vorzüglich die Hand dazu geboten hat. Das Erdreich ist in den meisten Gegenden theils schwerer Klei, theils guter Mittelboden; Pferde und Ochsen sind die stärksten und die dauerhaftesten, die man sehen kann, und der mecklenburgische Landmann hat ein so unerschöpfliches Maaß von Kraft zur Feldarbeit, daß man darüber in Erstaunen geräth. Er ist

für zwei, aber er arbeitet auch wieder vielleicht für drei von unsern gewöhnlichen Bauern.

Die meiste Feldarbeit wird hier mit Ochsen verrichtet; eine, wie mich dünkt, ungemein vortheilhafte Art des Ackerbau's. Denn erstlich ist dieses Thier so leicht und wohlfeil zu erhalten; und dann so kostet auch die Anschaffung desselben im Grunde nichts. Denn, wenn ein Ochs verschiedene Jahre geackert hat, so wird er ausgesondert, fett gemacht, und für mehr verkauft, als er beim Einkauf gekostet hatte. Man kann also nicht nur für das daraus gelöste Geld einen andern an seine Stelle anschaffen, sondern es bleiben auch dem Landmann noch einige Thaler reiner Ueberschuß. Und was ihre Arbeit betrift, so bin ich durch das, was ich hier davon gesehn habe, überzeugt worden, daß ein mecklenburgischer Ochs vor seinem Hacken wo nicht mehr, doch sicher eben so viel leistet, als ein gewöhnliches Bauerpferd bei uns vor seinem Pfluge.

Ich sagte, vor seinem Hacken; denn so nennt man das landwirthschaftliche Instrument, dessen man sich hier meistentheils, statt des bei uns gewöhnlichen Pfluges, bedient. Du kennst die Zeichnung, die ich im zweiten Theile des jüngern Robinsons von einem ehemaligen griechischen Pfluge gegeben habe. Siehe dieses Bild noch einmal an; und du wirst dir hernach einen Begriff von dem mecklenburgischen Hacken machen können. Denn beide kommen, dem Wesentlichen nach, vollkommen über-

überein. Der Baum, woran dieses Instrument gezogen wird, ist an einem Joche befestiget, welches auf dem Nacken der vorgespannten Ochsen ruht.

Es ist sehr angenehm zu sehn, wie dieses Werkzeug den härtesten Boden aufreißt, durchwühlt und locker macht, indeß die Ochsen ihren langsamen und einförmigen Schritt gehn. Der den Hacken leitende Landmann hat nicht, wie bei dem Pfluge, nöthig, sich darauf zu lehnen und nachzudrucken; seine ganze Arbeit besteht darinn, den Hacken durch angebrachte Keilhölzer zu stellen, je nachdem er mehr oder weniger tief eingreifen soll, und ihn dann in der gehörigen Richtung zu erhalten.

Ein Pflug wirft zusammenhängende Erdschollen auf, welche jedesmal nach einer Seite hin umklappen, und, wenn das Erdreich einigermaßen steif ist, mit vieler Mühe durch Eggen zermalmt werden müssen. Der Hacken hingegen wühlt durch den Acker hin, und wirft die aufgerissene, schon ziemlich zermalmte Erde nach beiden Seiten auf. Du begreifst daher leicht, daß dieses Instrument in Gegenden, welche einen strengen Boden haben, bei weitem das vorzüglichste sey. Ein leichter Sandboden würde gar zu locker dadurch werden, so daß bei trockener Witterung alle Fruchtbarkeit daraus verfliegen würde. Für diesen also ist der Pflug vorzuziehn.

Unser Weg gieng über Gadebusch, einem alten sehr verfallenen Städchen, dessen Name aber

durch eine dabei vorgefallene Schlacht verewigt worden ist. Hier wurden nemlich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere jetzigen Landsleute, die Dänen, von dem schwedischen General **Steinbock** geschlagen. Wir fuhren über das Schlachtfeld hin. Unser Postillon, der vor einigen Jahren einen Neffen oder Enkel dieses berühmten **Steinbocks** auf eben dieses Feld gefahren hatte, wuste uns ganz genau zu zeigen, wo die Dänen standen, von welcher Seite die angreifenden Schweden heranrückten, und wohin zulezt die Geschlagenen die Flucht ergriffen. In **Gadebusch** fand ich einen hundertjährigen Greis, welcher als ein Knabe von zwölf Jahren diese Schlacht mit angesehn hatte, und die Beschreibung des Postillons bestätigte.

Es wird einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man durch so eine Gegend kömmt, in welcher einige tausend unschuldige Menschen als Opfer — entweder fürs Vaterland, oder für den Ehrgeiz und die Habsucht der Fürsten — fallen mußten!

Wir wechselten hier die Pferde und fuhren weiter. Unser neue Postillon glich dem vorigen — dieselbe Freundlichkeit, Gesprächigkeit und Gutmüthigkeit! Wir waren schon drei Meilen gefahren, als ich wahrnahm, daß mein Rohr verloren war. Kaum hatte ich diesen Verlust bekannt gemacht, als mein ehrlicher Postillon sogleich aus freien Stücken ein Pferd ausspannte, sich darauf schwang, und zurückgallopierte. Er ritt eine starke Meile, und ich glaube, er würde noch einmal so weit

zurück-

zurückgesprengt seyn, wenn ihm nicht Leute begegnet wären, von denen er erfuhr, daß seine Bemühung vergeblich seyn würde. Sehr misvergnügt kam er wieder zurück, und statt seiner vorigen Gesprächigkeit hörten wir von nun an nur noch von Zeit zu Zeit die Worte aus seinem Munde gehn: „wenn wir den Stock nur wieder gefunden hätten!“ Das Vergnügen, eine so uneigennützige Theilnehmung bei einem solchen Menschen anzutreffen, war mir für meinen kleinen Verlust ein hinreichender Ersaz.

Abends um neun Uhr erreichten wir **Wismar**.

Diese Stadt fällt von fern gesehn nicht sonderlich ins Auge, weil sie jezt keine einzige Thurmspitze mehr hat, ohngeachtet man hier drei sehr große und verschiedene kleinere Kirchen zählt. Einige ihrer ehemaligen Thürme wurden bei verschiedenen Belagerungen, welche die Stadt gelitten hat, heruntergeschossen; einer wurde vom Sturmwinde herabgeworfen. Mit diesem leztern Unglüksfalle gieng es so zu:

Bei einem heftigen Sturm fieng man an für diesen Thurm besorgt zu werden, weil man wußte, daß er auf schwachen Füßen stand. Ein Rathsherr, ein Kirchenvorsteher und ein Zimmermann erhielten daher den Auftrag, die Gefahr zu untersuchen, und stiegen hinauf. Aber kaum waren sie bis in diejenige Gegend gekommen, wo die Glocken zu

hängen pflegen, als die hohe Spitze über ihnen plözlich schwankte, krachte, stürzte. Die erschrockenen Männer sprangen in eine Nische des dicken Gemäuers; der Thurm fiel in sich selbst herab; das Gemäuer und die armen Männer blieben stehen. Da standen sie nun, und sahen mit Grausen in den Abgrund hinab, welcher unter ihnen war: denn der einstürzende Thurm hatte die Zwischenböden zusamt den Treppen fortgerissen. Und in dieser schrecklichen Stellung mußten sie nicht blos die ganze Nacht, sondern, wie man hier versichert, einige Tage lang bleiben: weil man eher kein Mittel fand, sie aus ihrer gräulichen Lage zu befreien. Erst am dritten Tage war man durch Hülfe verbundener Leitern so weit gekommen, daß man ihnen einen Strick zuwerfen konnte, den sie oben befestigen und sich dann daran herablassen mußten. —

Wismar war ehedem eine blühende Handelsstadt, welche viel Manufacturen, starke Schiffahrt und einen ausgebreiteten Handel hatte: jezt — gleicht es einem Manne, der ehemals reich und gelehrt war, und nun in Lumpen gekleidet einhergeht und von Allmosen lebt. Seine Manufacturen sind nicht mehr; *) mit seiner Schiffahrt

Die

*) Eine einzige Zuckersiederei ausgenommen, welche erst kürzlich angelegt worden ist. Man erzählte mir, daß der Magistrat die Anlegung derselben anfangs durchaus nicht hätte zugeben wollen, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil die kleinen Krämer darunter leiden würden.

ist es aus: sein Handel liegt in den lezten Zügen. Die öden menschenleeren Straßen bewachsen mit Gras, und wenigstens die Hälfte der Häuser drohet der Einsturz. Viele derselben sind schon ausgestorben, und stehen nun, weil kein Käufer sich dazu fand, mit eingefallenen Wänden, Fenstern und Thüren da, eine Wohnung der Nachteulen und der Fledermäuse. Trauriges Denkmal von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischer Herrlichkeit!

Und die Natur hatte diesen Ort, in Ansehung seiner Lage, vor vielen andern so ausnehmend begünstiget! Die Ostsee bildete nirgend einen bequemern und sicherern Hafen, als hier. Mecklenburg, welches die Fülle seiner Producte weder zu bearbeiten noch abzusetzen weiß, weil es ihm an eigenen Fabriken und an schifbaren Flüssen und Kanälen fehlt, war ehemals froh, sie nach Wismar liefern zu können. Hier wurde seine Wolle in Tuch und Strümpfe verwandelt; von hier aus wurde sein Getraide nach Schweden, Norwegen und England versandt, und die Engländer schikten dagegen Geld und Fabrikwaaren zurük. Jezt hat dieser Umsaz beinahe gänzlich aufgehört. Von mehreren hundert Webern, die man sonst hier zählte, sind jezt nur noch zwei übrig, die aber nicht mehr arbeiten; und nur noch ein einziger Engländer kommt jährlich einmal nach Wismar, um Korngeschäfte zu machen.

Ich höre deine Frage, lieber Anton; du wünschest die Ursache dieses großen Verfalls zu wissen. Auch meine Neubegierde wollte hierüber befriediget seyn; ich forschte nach; und hier hast du das Resultat meiner Untersuchung.

Etwas haben die Verheerungen des Krieges dazu beigetragen. **Wismar** wurde schon im vorigen Jahrhundert verschiedene mal belagert und eingenommen. Im westphälischen Frieden 1648 wurde es an Schweden abgetreten. Aber auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts mußte es zweimal hinter einander eine Bombardirung und eine Belagerung ausstehen, bis es endlich von den nordischen Bundesgenossen eingenommen und seiner Festungswerke beraubt ward. Endlich wurde es auch in dem lezten siebenjährigen Kriege von den Preussen heimgesucht, denen es eine starke Brandschatzung erlegen mußte.

Allein alle diese Unglücksfälle würde es wieder überwunden haben, wenn die Regierung Sorge getragen hätte, seine Manufacturen und seinen Handel zu erhalten. — Aber das thät die Regierung nicht. Sie ließ es nicht nur an den jezt nöthig gewordenen Unterstützungen fehlen, sondern sie legte auch dem schon kranken Handlungswesen dieser Stadt neue Einschränkungen und Bürden auf, worunter es endlich ganz erliegen mußte. Und warum dieses? wirst du fragen. Darum, weil **Wismar** für eine Stieftochter der Schwedischen Monarchie gehalten ward; weil es ausserhalb der

Grenzen

Grenzen des Reichs liegt, und man nicht zu verhüten weiß, daß es bei Entstehung eines Krieges sogleich ein Raub der Feinde werde.

Deswegen achtet man es nicht der Mühe werth, den Flor dieser Stadt durch Unterstüzungen zu befördern; man schränkt sich vielmehr darauf ein, aus ihr zu ziehen, so viel sie jedesmal vermag, und sie dann ihrem Schikſal zu überlaſſen. Ich höre indeß nicht, daß man sich hier eigentlich über den Hof beschwert. Alle Klagen der Einwohner, so viel ich derselben vernommen habe — und man vernimmt dergleichen beim dritten Worte, welches man mit einem hiesigen Bürger wechselt, — waren nicht gegen den König, sondern gegen den Magiſtrat gerichtet, dem man Ungerechtigkeiten, Despotismus und Erpreſſungen Schuld giebt. Sie beklagen sich z. B. laut, daß die Bürgerschaft noch alle Jahr groſſe Summen zur Bezahlung der von den Preuſſen im Jahr 1758 gehobenen Brandschatzung aufbringen müſſe, ohngeachtet man dieſes Geld schon längſt zuſammengebracht habe. Sie beſchweren sich hierbei am meiſten über die Partheilichkeit, mit welcher das von einem jeden zu erlegende Quantum für den einen Bürger willkührlich erhöht, für den andern herabgeſezt würde. —

Ich laſſe den Grund oder Ungrund dieſer und ähnlichen Klagen, worüber ein Fremder unmöglich gründlich urtheilen kann, dahingeſtellt ſeyn: aber ich wünſchte es in meiner Gewalt zu haben, die

Beschwerden der Bürger vor die Ohren Sr. Majestät des Königs von Schweden zu bringen, um eine Untersuchung zu veranlassen, welche dazu dienen könnte, entweder die gekränkte Ehre des Magistrats zu retten, oder der unterdrükten Bürgerschaft Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Vielleicht, daß ich in dieser wohlgemeinten Absicht dasjenige, was ich hier sahe und hörte, öffentlich beschreibe, und es nachher der Vorsehung überlasse, meinen unpartheiischen Bericht dahin zu führen, wo er Aufmerksamkeit und Folgen veranlassen kann.

Den 25 Junii.

Wir haben nunmehr das Meiste von dem, was **Wismar** Merkwürdiges enthalten mag, gesehn: aber ich finde darunter nur Weniges, welches euch, meine Kinder, erzählt zu werden verdiente. Indeß doch eins und das andere zur Probe.

Unser gütige Wirth führte uns unter andern in den hiesigen Kirchen herum, wovon drei ungemein groß und ansehnlich, aber von gothischer Bauart sind. Kirchen pflege ich auf Reisen gern zu besehn; nicht eben um der Gebäude oder der darinn enthaltenen Raritäten willen, sondern um nach Möglichkeit dazu behülflich zu seyn, das viele abgeschmakte und abergläubische Zeug, welches aus den Zeiten der tiefsten Unwissenheit und des dikken Aberglaubens sich bis auf diesen Tag darinn erhalten hat, ans Licht hervorzuziehn und in seiner Ungereimtheit und großen Schädlichkeit darzustellen.

So

So sahe ich z. B. in einer dieser Kirchen, welche, nach ehemaligem katholischen Gebrauche, den angeblichen Ritter St. Georg, der, wie die alberne Fabel sagt, ein Unding, Lindwurm genannt, erlegte, geweihet ist, diesen Rittersmann und seinen Lindwurm unzählige mal an den Wänden und an den Thüren der Kirchenstühle abgebildet, und zwar einmal in Lebensgrösse, damit er um so viel eher in die Augen fallen, und seinen Zwek, die Andacht der Leute zu stören, um so viel weniger verfehlen möchte.

Auch der Teufel, dem man, ich weiß nicht warum, die Ehre erweiset, ihn für einen Taufendkünstler zu halten, hat hier, wie an vielen andern Orten, das Seinige dazu beitragen müssen, den Tempel Gottes zu schmücken. Man zeigt nemlich ein sehr künstlich gearbeitetes eisernes Gitterwerk von seiner Arbeit, welches dem Taufsteine zur Einfassung dient. — Schande über die, welche es in ihrer Gewalt hätten, dergleichen höchstschädliche Ueberbleibsel vom Pabstthum, Aberglauben und Priesterbetrug auf die Seite zu schaffen, und es gleichwohl dulden, daß dergleichen abergläubische Frazen, zum grossen Nachtheil der öffentlichen Aufklärung, auf die Nachwelt fortgepflanzt werden!

Auch am Rathhause hat man ein ähnliches Ueberbleibsel aus den Zeiten des Aberglaubens auf öffentlichem Markte zur Schau ausgehängt. Es ist ein Stein, der ohngefähr die Farbe und Gestalt

stalt von einem Stücke Rauchfleisch hat; und die Legende meldet davon folgendes. Einst, da die Bürger Wismar's wohlhabend waren, wurden sie so übermüthig, daß sie mit Stücken Rauchfleisch, welches sie verschmähten, sich einander auf der Straße warfen. Und siehe! da geschahe ein Zeichen vom Himmel; das Rauchfleisch ward in Stein verwandelt. Zum Andenken dieses Mirakels hat man einen solchen Stein am Rathhause aufgehangen, bei dessen Anblick jedes fromme Mütterchen sich kreuziget, und die heutigen Christen, welche sich mit Rauchfleisch nicht mehr werfen können, weil sie keins mehr übrig haben, selig preiset.

Der Marktplaz und das darauf stehende ansehnliche Rathhaus, welche beide von ungemeiner Grösse sind, geben eine Idee von dem ehemaligen blühenden Zustande dieser jezt bedauernswürdigen Stadt.

Aber bald hätte ich vergessen, dir, mein lieber Anton, grade das allermerkwürdigste zu erzählen, was ich an diesem Orte gefunden habe. Dies war — ein über alle Beschreibung ehrwürdiger und liebenswürdiger Greis von 85 Jahren, der rechtschaffene und verdienstvolle Professor Denso, der seinem Lehramte an der hiesigen Schule, welches er schon an sechzig Jahr bekleidet, noch immer mit der Munterkeit und dem Eifer eines jungen Mannes vorsteht. O ich kann es dir nicht ausdrücken, was ich empfand, da dieser edle Greis mit seinem unbeschreiblich freundlichen und lieb-

reichen

reichen Gesichte vor mir stand, mir, einem Unbekannten, den er zum ersten male sahe, mit Vaterwärme die Hand drükte, und, statt der gewöhnlichen Klagen alter Leute, von nichts als dem herzlichen Vergnügen redete, welches ihm seine lieben Amtsgeschäfte und dann die eigenhändige Pflege und Wartung seines lieben Gartens machten! Sein Gesicht das heitere, selige und liebvolle Angesicht eines Verklärten — und sein wohlunterhaltener Garten, in welchem er uns herumführte, bestätigten diese Versicherung.

Sein bloßer Anblik war liebreich, und was er redete, war es nicht minder. Man sahe an ihm, was für ein glükliches Alter auf wohlverlebte Jugendjahre zu folgen pflegt, und alles, was er sprach, schien die Frucht einer achtzigjährigen Erfahrung zu seyn. Und doch redete er von sich und seinen Kenntnissen mit so vieler Demuth! Und doch machte es ihn noch immer so froh, wenn er etwas nüzliches lernen konnte! Indem er uns z. B. in seinem Garten herumführte, zeigte er uns einige Bohnenbeete, welche von Schnecken abgefressen waren. „Ich wußte kein Mittel, sagte er, diese schädliche Thiere abzuhalten; aber ich fragte, wie ich in solchen Fällen zu thun pflege, bei Leuten nach, denen ich mehr Kenntnisse und Erfahrungen zutraue, als ich selbst besize. Und da lernte ich denn von einem alten Nachbar, daß Büchenasche mit Salz vermischt und auf die Blätter desjenigen Gartengewächses gestreut, welches man vor Schnecken schüzen will, ein ganz sicheres

Mittel dagegen sey. Ich wandte es bei einem frischen Bette an, und sehen Sie hier, ob es nicht geholfen hat?“ Er zeigte uns, indem er dieses sagte, mit sichtbarer Freude ein neben den vorigen liegendes Beet, auf welchem die Bohnen aufrecht standen.

Man rühmt von **Wismar**, daß es der gesundeste Ort in Deutschland sey. Der bejahrte Professor **Denso** bestätigte diesen Ruf, nicht blos durch sein Beispiel, sondern auch durch die Versicherung, daß es der Leute seines Alters und seiner Munterkeit viele in Wismar gäbe, und daß er, ausser der Influenza und den Kinderkrankheiten, nie eine Epidemie daselbst erlebt hätte.

Auch ich fühle mich hier gesunder und heiterer als ich seit langer Zeit gewesen bin, und hoffe daher mit gestärkten Kräften wieder zu euch zurükzukehren. Morgen gehen wir nach **Schwerin**. Von da aus schreibe ich vielleicht noch etwas von **Wismar** an unsern **Nicolas**; vielleicht auch, wenn ich Zeit genug dazu gewinnen kann, an meinen guten kleinen **Ari**. Lebt wohl, meine lieben Kinder! und vergeßt nicht, mir durch eure gute Aufführung ein Freudenfeß bei meiner Zuhausekunft zu bereiten.

Vierter Brief.

Schwerin, den 25. Jun. 1782.

Mein lieber Nicolas!

Heute bin ich meinen lieben Kindern schon ein wenig wieder näher gekommen; und bald bald werdet ihr mich wieder in eurer Mitte sehn. Bis dahin plaudere ich euch schriftlich noch ein bischen von Wismar und von dem Orte vor, wo ich jezt bin. Ich sage Euch; denn ich setze voraus, daß jeder von euch den Brief, den ich ihm schreibe, auch den übrigen zum Besten geben werde.

Ich habe in Wismar noch eins und das andere beobachtet, wovon ich wünschte, daß meine Kinder es selbst mit angesehn hätten, weil ich nicht zweifle, daß es sehr lehrreich für sie gewesen seyn würde. Da das nun aber nicht geschehen so will ich versuchen, euch das, was ich sahe, so gut ich kann, durch Beschreibung anschaulich zu machen.

Den Tag nach meiner Ankunft in Wismar sahe ich ein Duzend junger Leute auf dem Markte zusammenlaufen, welche durch eine auffallende Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ich bemerkte nemlich, daß jeder derselben einen weissen dicken Wulst am Hute trug, dessen eigentliche Beschaffenheit und Absicht ich nicht gleich errathen konnte. Der Trupp kam mir näher, und da

nahm ich deutlicher wahr, daß der besagte Wulst eine Sammlung von — ich weiß nicht wie vielen weissen Cocarden war, welche auf einander genäht, eine Halbkugel von der Grösse eines halben kleinen Kindskopf bildeten. Ich wich zurük, weil ich mir einbildete, daß die Obrigkeit diese Leute irgend einer wichtigen Ursache wegen und zur Warnung, daß man sich vor ihnen in acht nehmen sollte, auf eine so sonderbare Weise ausgezeichnet hätte. Aber wie wunderte ich mich, da ich hörte, daß diese ausgezeichnete Herren — — Schüler wären, und daß das, was ich für ein beschimpfendes Abzeichen hielt, eine Zierde seyn sollte, welche sie sich selbst angelegt hätten, und wodurch sie sich von uns andern gemeinen Menschen, welche nicht die Ehre haben, Schüler zu seyn, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden gedächten! Ich zuckte die Achsel, und dachte bei mir selbst: wenn doch diese guten Kinder wüßten, was gesezte und verständige Leute dabei denken, wenn sie jemand sehn, der sich von andern Menschen, nicht durch Verdienste und Tugenden, sondern durch Albernheiten auszuzeichnen sucht! —

Es ist die gewöhnliche Thorheit junger Leute auf Schulen und Universitäten, irgend etwas Sonderbares in ihrer Kleidung, in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Wesen zu affectiren. Sie meinen, es bestünde darin, ich weiß nicht was, und merken nicht, daß sie darüber belacht und als abgeschmakte Sonderlinge verachtet werden. Hüte dich, lieber Nicolas, wenn du einst in die Welt

treten

treten wirst, in eben diese Thorheit zu verfallen. Suche du vielmehr, dich durch vorzüglich gute Sitten, durch jede schöne Tugend, durch Artigkeit und ausnehmende Geschiklichkeiten auszuzeichnen. Das wird dir wahre Ehre bringen, und nur dadurch wirst du dir Liebe, Achtung und ein glükliches Fortkommen in der Welt erwerben. —

O meine lieben Kinder! Nüzt doch ja den Rath und Belehrung erfahrner Menschen, um selbst klug und verständig zu werden, bevor man euch eurer eigenen Führung überlassen wird! Es ist ein jammervoller Anblik, die Thorheiten und Laster zu sehn, in welche Jünglinge bei ihrem Eintritt in die große Welt zu verfallen pflegen, wenn sie nicht vorher in jedem Guten schon befestiget waren, und nicht aus den Belehrungen erfahrner Männer diejenige Weltklugheit erworben hatten, ohne welche man bei jedem Schritte, den man im menschlichen Leben thut, nothwendig anstoßen und straucheln muß. Ich habe ein klägliches Schauspiel dieser Art in Wismar angesehn, welches ich euch zu eurer Warnung erzählen will.

Ich fand in dem Hause, worin wir abgetreten waren, einen auf Reisen begriffenen jungen deutschen Baron von etwa zwanzig Jahren; einen zwar noch nicht bösartigen, aber unerfahrnen Jüngling, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß. Es schien, als hätten diejenigen, die ihn erzogen hatten, ihm nur die einzige Tugend der Wohlthätigkeit empfohlen, und ihn nur vor dem einzigen

Laster des Geizes gewarnt; denn er war freigebig in hohem Grade, aber von allen andern Tugenden, welche dem Menschen nöthig sind, wenn er rechtschaffen und glüklich leben will, schien er eben keine Begriffe zu haben.

Unglüklicher Weise war in eben dem Hause, worinn er mit uns zugleich logirte, auch eine nach Stokholm gehende Gesellschaft französischer Schauspieler eingekehrt; und es befand sich dabei ein freches, liederliches und schändliches Weib, welches man nur anzusehn und ein Paar Minuten anzuhören brauchte, um Augen und Ohren mit Ekel und Abscheu davon abzukehren. Der junge Baron, welcher ganz und gar kein sittliches Gefühl haben mußte, merkte von der Scheußlichkeit ihrer Sitten nichts; fand die Gesellschaft dieser Leute, und besonders dieses Weibes, allerliebst; schloß sich an sie an und war mit ihr und ihrem Begleitern nach einigen Stunden so vertraut, als wenn sie schon Jahre lang in der engsten Freundschaft mit einander gelebt hätten.

Und nun ging es zuvörderst über seinen Geldbeutel her. Die neuen Freunde wollten amüsirt seyn, und es ist billig, daß dem deutschen Dupe die große Ehre, von französischen Windbeuteln mon Ami genannt zu werden, nicht unentgeldlich zu Theil werde. Es wurden also Lustparthien angestellt, und zu Hause wurde in Champagner, Burgunder und in Punsch bis in die späte Nacht gezecht. Der junge Baron entzükt über die Ehre

seiner

seiner Verbindung mit so feinen Leuten, wollte die ganze Tischgesellschaft an seiner Freude und an seiner Freigebigkeit Theil nehmen lassen; er reichte seinen Wein und seinen Punsch an alle herum, und war untröstbar, daß mein Reisegefährte und ich nicht auch davon geniessen wollten. Er glaubte an einem für ihn so glüklichen Tage des Guten nicht zu viel thun zu können; und das tragische Ende der Farce war, daß er taumelnd und wie ein vernunftloses Geschöpf zu Bett geschleppt werden mußte.

Was nachher aus ihm geworden ist, das weiß ich nicht; denn wir reiseten ab, bevor er wieder sichtbar ward. Ohne indeß prophezeihen zu können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersehn, was für traurige Schikſale dieser verirrte unglükliche Jüngling sich nach und nach unfehlbar zuziehen wird. Verschlagene Schelme und Schurken, deren es leider! unter allen Himmelsstrichen hie und da einige giebt, werden seine unerfahrne Gutherzigkeit misbrauchen, und ihn ausplündern, indeß er sie als seine vielgeliebten treuen Freunden mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufen wird. Er wird sich an öffentlichen Orten verächtlich machen; Leute, welche mehr zum Spott als zum Mitleiden aufgelegt sind, werden ihn schrauben wollen, und er wird sich alsdann in der unglüklichen Nothwendigkeit sehn, entweder als ein verächtlicher Menſch, der Spott und Hohn ertragen muß, davon zu gehn, oder sein Leben wenigstens seine künftige Gewissensruhe, im Duell aufs Spiel zu setzen.

Durch unordentliche Lebensart, durch Ausschweifungen im Trinken, und durch schändliche Vertraulichkeit mit schaamlosen Weibsbildern, wird er seine Gesundheit schwächen, sich vielleicht die gefährlichsten Krankheiten und den Tod zuziehn, oder wenigstens seinen ganzen Körper dergestalt zerrütten, entkräften und ausmergeln, daß er forthin nur ein freches, unnüzes, ihm selbst und andern lästiges Leben führen wird.

O mein lieber Nicolas! O meine theuren Kinder alle! Schreibt doch ja dieses und jenes ähnliche Beispiel zu eurer Warnung tief in euer Gedächtniß ein, damit ihr einst, euch selbst überlassen, nie auf ähnliche Abwege gerathen möget! Habt kein Mistrauen gegen die Menschen — denn die meisten unter ihnen meinen's in der That nicht böse — aber vertraut euch auch keinem an und knüpft mit keinem enge Freundschaftsbande, dessen Redlichkeit und gute Sitten ihr nicht erst hinlänglich geprüft und bewährt gefunden habt. Vermeidet Ausschweifungen jeder Art auf das allergewissenhafteste, und geht überall, wohin ihr auch verschlagen werden möget, den graden und sichern Weg der Tugend stets einher, ohne jemals mit Wissen und Vorsaz auch nur einen Fingerbreit davon abzuweichen. Dann werdet ihr nicht nur überall wahre und redliche Freunde finden, sondern ihr werdet auch überall ein heiteres und vergnügtes Leben führen, und einem ruhigen und beglükten Alter froh entgegen gehn. —

Unsere Tischgesellschaft in Wismar bestand aus Personen von drei sehr verschiedenen Nationen, und es war kein geringes Vergnügen für mich, den auffallenden Unterschied zu beobachten, der in dem Nationalcharakter dieser Leute so sehr in die Augen fiel. Der Franzose hatte beständig das große Wort, sprach entscheidend über alles, was er verstand und was er nicht verstand, fand abscheulich alles, was nicht aus Paris oder wenigstens nach französischen Sitten und Gebräuchen gemodelt war, sang, pfiff, lachte und hüpfte, als wenn er mitten unter alten Bekannten und Freunden gewesen wäre. Der Engländer saß still, in sich selbst gekehrt, aß und trank, ohne auf das, was um und neben ihm gesprochen, gewizelt und abgeurtheilt wurde, auch nur im mindesten zu achten. Die Deutschen — versteht sich einige von denen, welche hier zugegen waren — hiengen mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit an den Blicken und Reden der Franzen, stimmten in Frankreichs Lob mit Herabsetzung ihres eigenen Vaterlandes lobpreisend ein, und fanden sich geehrt und beglükt, so oft es ihnen gelang, die Blicke und Reden der vielgeehrten Ausländer auf sich zu lenken. Am auffallendsten äusserte sich dieser Nationalunterschied bei folgendem Vorfalle.

Es sollte während der Mahlzeit Sallat zum Braten gemacht werden. Einer der Franzosen versicherte, daß man in Deutschland gar nicht verstünde, wie Sallat bereitet werden müßte, und bemächtigte sich der Schüssel, um ihn nach französischer Ma-

ter selbst anzurichten. Er schüttete ihn zuvörderst in eine Serviette, und schüttelte ihn in derselben unter dem Tische, um ihn mürber zu machen. Hierauf that er ihn wieder in die Schüssel, schüttete Salz, Essig und Oel hinzu und — durcharbeitete ihn hierauf mit seinen Händen, die er, wohlgemerkt! vorher nicht einmal gewaschen hatte. Er kostete hierauf, gleichfalls ohne Gabel, mit seinen Fingern, versicherte, daß der Sallat nunmehr ganz vortreflich schmecke, und reichte ihn der Gesellschaft. Und diese? Der Engländer stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und verließ das Zimmer; einige Deutsche hingegen nahmen nicht blos eine Portion dieses mit Händen durchgekneteten Sallats dankbar an, sondern genossen ihn auch mit grossem Appetite und mit der Versicherung, daß sie so wohlschmeckend ihn noch nie gegessen hätten. Fast hätte ich mich geschämt, ein Deutscher zu seyn. —

Es ist schon spät in der Nacht; und unserm guten kleinen Ari bin ich auch noch ein Paar Zeilen schuldig. Indeß ich diese schreibe, schlafe du sanft, mein lieber Nicolas, und träume, wenn du kannst, von dem Vergnügen, welches ihr mir bei meiner Zurükkunft machen werdet, wenn ich hören werde, daß eure ganze Aufführung in meiner Abwesenheit gut und untadelhaft gewesen sei.

Nachschrift

an meinen lieben kleinen Art.

Da bin ich nun in Schwerin, mein lieber kleiner Freund! Willst du wissen, wo das ist: so kehre nur dein Gesicht gegen Morgen, aber ein klein wenig nordwärts, und denke dir dann einen Weg, der wenigstens zwei und ein halb mal so lang ist, als der von Trittow nach Hamburg. Wo du dann mit deinen Gedanken still stehst: siehe, da ist Schwerin.

Dieser Ort ist die Hauptstadt des einen der beiden mecklenburgischen Herzogthümer, welches Mecklenburg-Schwerin heißt. Das andere wird Mecklenburg-Strelitz genannt. Es ist eine ziemlich große und dabei ganz hübsche Stadt, die eine vortrefliche Lage hat. Sie liegt nemlich an einem großen und schönen Landsee; das herzogliche Schloß aber liegt mitten darinn, auf einer Insel versteht sich, die durch Brücken mit dem festen Lande zusammen hängt.

Dieses Schwerin scheint jezt in blühendem Zustande zu seyn. Willst du wissen, woraus ich das schließe? Aus den vielen neuen und zum Theil recht hübschen Häusern, die man erst neuerlich gebaut hat und noch jezuud baut. Daraus kann man ziemlich sicher vermuthen, daß es den Leuten hier ganz wohl gehen, und daß die Zahl derselben sich vergrößern muß.

Schade,

Schade, daß man hier so ganz und gar keine Fabriken und Manufacturen von einiger Bedeutung hat! Das Land bringt so viel Wolle und so vielen Flachs hervor: allein man verkauft beides lieber roh, als daß man es verarbeitet. Und selbst die rohen Producte, besonders das viele herrliche Getraide, welches in diesem Lande wächst, weiß man kaum abzusetzen, weil es an schifbaren Flüssen und Kanälen fehlt, und daher alles zu Lande fortgeschikt werden muß, welches wie du wohl weißt, viel mehr kostet, als wenn es zu Wasser geschehen kann.

Das herzogliche Schloß, welches hier steht, mag inwendig recht hübsch seyn: von äussen hat es ein altfränkisches, unregelmäßiges und wunderliches Ansehn. Es soll eine schäzbare Sammlung von Gemählden enthalten, die — ich nicht gesehn habe. Warum nicht? Weil ich andere Dinge zu sehn und zu hören hatte, die mir wichtiger waren. Ich war mit einem des Landes kundigen Manne in Gesellschaft, aus dessen Gesprächen ich mehr als aus dem Anblicke der kostbarsten Bildergallerie lernen konnte. Deswegen ließ ich Bilder Bilder seyn, und unterhielt mich mit diesem Manne von den Verfassungen des Landes.

Der Schloßgarten ist groß und schön, aber unvollendet, und, nach dem jezigen Gartengeschmake, zu gekünstelt. Derjenige, der den Plan dazu entwarf, war ein Franzose. Er fiel aber, ich weiß nicht weswegen während der Ausführung in Ungnade, und verließ daher sein Werk, da es vielleicht erst zur Hälfte vollendet war. Wäre er völlig damit

fertig

fertig geworden, so dürfte es vielleicht jezt einer der schönsten Gärten dieser Art in Deutschland seyn.

Daß ein Franzose der Erfinder des Plans zu diesem Garten gewesen seyn müsse, hätte ich aus einem einzigen Umstande von selbst errathen wollen. Man findet nemlich darin eine gewisse Anlage, die, wenn sie nicht widersinnig klingen soll, nothwendig französisch benannt werden muß. Es ist eine — cascade seche. Einen trockenen Wasserfall würde jedermann ungeräumt finden: gegen eine cascade seche hingegen sträubt der deutsche Verstand sich lange nicht so sehr. Was doch ein bloßer Name vermag, besonders wenn es ein französischer Name ist!

Und worinn besteht denn diese Lage? Das will ich dir sagen, mein lieber Ari, damit du sie, falls sie dir gefallen sollte, in deinem eigenen Garten nachmachen kannst. Der Garte erhebt sich nach und nach, grade wie der deinige, zu einem Hügel. An diesem Hügel nun hat der Künstler gewisse mit Rasen belegte Terrassen gebildet, die ungefähr die Figur eines Wasserfalls haben. Und das ist es, was man une cascade seche nennt. Meinetwegen möchte er auch ein kaltes Feuer, oder jede andere widersprechende Idee, daneben hingepflanzt haben: wenn er das Sinnreiche nur nicht gar so weit getrieben hätte, sein ganzes Werk zu einem Widerspruche zu machen. — Aber ein großer und mannigfaltiger Garten, wie dieser, der dabei ganz und gar keine Früchte zum Nutzen und Vergnügen des Besizers trägt, scheint mir, der ich nichts schön

finden

finden kann, was nicht auch einigen Nutzen gewähret, unter allen Widersprüchen dieser Art der größte zu seyn. —

Ich hatte daher kaum von einer andern, bei weitem nicht so schönen und künstlichen, aber nützlichen Anlage gehört, welche eine Viertelmeile von Schwerin seyn sollte: als ich den schönen und kunstreichen Garten sogleich verließ, um mich dahin zu begeben. Dies ist ein Weinberg, vielleicht der nördlichste in Deutschland, den man durch vorzüglich gute Cultur in den Stand gesetzt hat, in diesem gar nicht milden Clima Weinarten hervorzubringen, wie Kenner mich versicherten, theils für Rheinwein, theils so gar für Champagner gelten können. Der Mann, der dieses leisten konnte, war mir wichtiger, als mir mancher Gelehrte ist; ich suchte ihn daher auf, und lernte durch eine halbstündige Unterhaltung genug von ihm, um mich für die Bemühung, zu ihm gegangen zu seyn, hinlänglich belohnt zu halten. Mündlich, mein lieber Art, mehr davon.

Jezt ist es Zeit zu Bett zu gehn. Bald, bald werde ich dich wieder in meinen Armen haben. Dann will ich dir von diesem korn- und viehreichen Lande mehr erzählen. Bis dahin lebe wohl, du lieber Kleiner, und vergiß nicht, deines Gartens zu pflegen, damit er hübsch in Ordnung bleibe!

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zwekmäßig

abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Zweiter Theil.

Mit Allerhöchst. gnädigst. Kaiserl. Königl. Privilegio.

Reutlingen,
gedrukt bey Johannes Grözinger,
1793.

Reise

des Herausgebers

von

Hamburg bis in die Schweiz,

im Jahr 1785.

I.

Absicht dieser Reise. Abfahrt von Hamburg. Ankunft in Braunschweig.

Meine Gesundheit hatte unter übertriebenen Stubenarbeiten viel gelitten. Ich nahm ab an Kraft und Munterkeit, meine Gestalt verfiel, und ich fühlte mich völlig unfähig, sogar zu solchen Geschäften, die ich sonst wohl spielend zu verrichten pflegte.

Umsonst wurden Arzt und Apothecker zu Hilfe gerufen! Umsonst fieng ich an, Pyrmonter Stahlwasser zu trinken! Das Uebel blieb; es wurde sogar noch schlimmer, wie zuvor. Der Gebrauch jenes Wassers, welches für so viel andre Menschen heilsam befunden ward, äusserte eine schlimme Wirkung auf meine Brust; meine Kränklichkeit schien nunmehr Auszehrung zu werden.

Seht da, ihr jungen Freunde! ein abermaliges Beispiel, wie jede Ausschweifung, jede Abweichung von dem geraden Wege der Natur ihre gewisse Strafe

mit sich führt! Die Natur will, daß wir arbeiten und zwar recht viel arbeiten sollen, aber nicht mit dem Geiste allein, auch nicht mit dem Körper allein, sondern mit beiden zugleich, wenigstens abwechselnd mit beiden und mit beiden gleichviel. Thun wir dieses nicht, lassen wir z. B. den Körper zu viel ruhen, den Geist zu viel arbeiten, und machen wir uns nach jeder vollendeten Geistesarbeit nicht alsobald eine tüchtige Körperbewegung, es sey nun durch Handarbeit oder durch Gehen, Reiten oder Fahren: so stocken unsere Säfte, so erschlaffen unsere Nerven, so verderben Magen und Eingeweide — so sind wir elend, uns und andern zur Last und unfähig zu unsers Berufsgeschäften!

Das war mein Zustand.

Zu meiner Entschuldigung muß ich indeß hinzufügen, daß die Ausschweifung, wodurch ich mir denselben zuzog, mit gewissermaßen zur Nothwendigkeit gemacht war. Der lange traurige Winter dieses Jahrs hatte mich oft am Ausgehen gehindert; ein Zusammenfluß unvorhergesehener und nicht selbst gewählter Geschäfte, wozu besonders die Beantwortung unzähliger Komplimentenbriefe von kleinen und großen, mir persönlich unbekannten Freunden gehört, hatte mich an mein Pult gefesselt; der nasse und kalte Frühling, der auf den langen Winter folgte, hatte mich abgehalten, das natürlichste und beste Stärkungsmittel, das kalte Flußbad, zu gebrauchen; selbst mein lieber Garten, dessen Bearbeitung mir sonst ein so volles Maaß von Gesundheit und Kraft verlieh, ließ mich diesmal im Stiche, weil unaufhörliches

hörliches Regenwetter mir an der Wartung desselben hinderlich war.

Eine Reise, sagte am Ende der Arzt, dürfte unter allen noch nicht versuchten Mitteln zu meiner Wiederherstellung vielleicht das kräftigste seyn. Recht, dachte ich, eine Reise, und noch dazu eine auf der ordentlichen Post, ein Paar Tage und Nächte hinter einander fort, wird am geschwindesten zeigen, ob du die Schwindsucht habest oder nicht. Also auf! und fort nach Braunschweig! Dort muß es entweder merklich besser oder merklich schlimmer seyn. Im ersten Falle muß man die Kur fortsetzen und bis in die Schweiz reisen; im andern werde ich fein hurtig wieder umkehren, mein Haus bestellen, und mich fertig machen, die lezte große Reise aus diesem Leben in ein anderes anzutreten.

Gedacht — gethan! Ich stieg am 3 August bei dem hamburgischen Baumhause in den sogenannten Post-Eber*), und fuhr über die Elbe nach Haarburg. Die Elbe ist hier eine gute Meile breit, weil sie durch verschiedene Inseln in viele Arme getheilt wird. Die Schiffsgesellschaft bestand aus mehr als sechzig Personen von allerlei Ständen, Alter, Nationen und Geschlecht. Da waren Kaufleute und Handwerkspursche, Franzosen, Engländer und Deutsche, Greise und Knaben, Männer und Weiber, Christen und Juden, alle bunt durch einander. Unser Schiff war eine kleine Welt.

*) Eigentlich Post-Eber. Ein Eber ist ein plattes Fahrzeug mit einem Segel. Der Post-Eber, von welchem hier die Rede ist, segelt täglich von Hamburg nach Haarburg, um Passagiere und Pakete zu überbringen.

Auch gieng es darinn her wie in der Welt. Einige schienen froh, andere traurig zu seyn; einige waren freundlich und liebreich, andere störrig, grob und zänkisch; einige theilten von den Erfrischungen, die sie bei sich hatten, dem Nachbar mit, andere saßen in ihrem Winkel da, und aßen oder tranken für sich allein, einige brachten feinen Wiz, andere Zoten zu Markte. Auch stand in dieser kleinen Welt — gerade so, wie es leider! in der großen zu gehen pflegt — ein künstlicher Sittenverderber auf, der zwei an sich sehr edle Künste, Musik und Dichtkunst, dazu anwandte, Seelen zu vergiften, um Geld zu verdienen. Es war ein Harfenspieler, welcher sich auf eine Bank neben den Mastbaum stellte, um die Gesellschaft, während der Ueberfahrt, mit Sang und Klang zu belustigen. Ich freute mich des Zufalls, der uns diesen Barden *) zugeführt hatte: aber wie bald verwandelte sich meine Freude in den bittersten Unwillen! Der Barde war nemlich ein elender Zotenmacher, der unser Ohr mit den schmuzigsten und schändlichsten Liedern beleidigte. Und doch — so geht es in der Welt! — wurden seine Zoten von einem großen Theile der Gesellschaft herzlich belacht, und mit innigem Wohlgefallen angehört! Je schmuziger das Lied, desto lauter das Gelächter.

Ich für mein Theil überließ mich der Betrachtung: ob es der Gesezgebung den auf keine Weise möglich sey, dem sittenverderbenden Unfug dieser Art, wenigstens an öffentlichen Oertern, auf Postwägen,

*) So nannten unsere Vorfahren ihre Sänger.

wägen, Postschiffen, in den Gasthäusern u. s. w. zu steuern? Wie, dachte ich, wenn an jedem Orte ein Paar der rechtschaffensten, aufgeklärtesten Männer zu Sittenrichtern ernannt würden? Wenn man den Wagenmeistern, Postschiffern, Gastwirthen u. s. w. zur Pflicht machte, in dem unter ihrer Aufsicht stehenden Bezirke schändlichen Unfug dieser Art nie zu dulden, und diejenigen, welche sich an Warnung nicht kehren wollten, solchen Sittenrichtern zur Bestrafung anzuzeigen? Wenn jeder rechtschaffene Reisende aufgefordert würde, um des gemeinen Bestens der Menschheit willen, mit zu wachen, daß in ihrer Gegenwart nichts Unzüchtiges und Schändliches geredet, gesungen und gethan würde, und im Uebertretungsfalle auf der nächsten Poststation, oder bei dem nächsten Sittenrichter Anzeige davon zu thun? Ich weis wohl, daß eine solche Anordnung mancher Schwierigkeit unterworfen seyn würde: aber es verdiente, dünkt mich, doch wohl untersucht zu werden, ob diese Schwierigkeiten wirklich unübersteiglich wären, oder nicht? Glüklich würde ich mich schätzen, wenn durch die beiläufige Aeusserung dieses Gedankens eine solche Untersuchung veranlaßt werden könnte!

Es ist ein schöner und großer Anblik, die Städte Hamburg und Altona von der Wasserseite liegen zu sehen. Beide sind so nahe an einander gebaut, daß man den Zwischenraum für einen großen öffentlichen Plaz nimmt, und beide für eine einzige hält. Der Wald von Masten, welcher aus der Elbe emporragt, und die vielen hohen Thürme, welche ihre

Spitzen in die Wolken strecken, verherrlichen diesen Anblik. Ich konnte mich nicht satt daran sehen, ungeachtet es nicht das erstemal war, daß ich diese Ueberfahrt machte.

Wir brachten, obgleich der Wind zur Hälfte günstig war, drei volle Stunden zu, bevor wir Haarburg erreichten. Das rührt von den vielen Krümmungen des Farwassers zwischen den Inseln her, welche keine gerade Fahrt gestatten.

Haarburg ist eine, zwar nicht große, aber ungemein nahrhafte Stadt im Fürstenthum Lüneburg. Sie liegt an der Seve, welche hier in die Elbe fällt. Man findet hier verschiedene blühende Fabriken, worunter besonders eine Wachsbleiche, eine Zuckersiederei, eine Stärkefabrik, und gute Wollenmanufakturen sich auszeichnen. Ihr Handel, besonders der mit Holz, ist gleichfalls sehr beträchtlich. Das daneben liegende feste Schloß soll jezt demolirt, d. i. seiner Festungswerke beraubt werden. Warum? Weil man heutiges Tages einsieht, daß viele Festungen, deren Unterhaltung jährlich große Summen kostet, zur Zeit eines feindlichen Einfalles oft mehr dem Feinde, als denen nüzlich werden, in deren Lande sie liegen. Jener nemlich nimmt sie ein, oder schießt sie in den Grund; diese, die ihre eigene Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln sich nicht entschließen können, finden es schwerer, sich ihrer nachher wieder zu bemächtigen, und die Folge davon ist, daß der Feind aus dem Lande, welches er einmal in Beßz genommen hat, nicht so leicht wieder vertrieben werden kann. Hierzu kommt, daß eine

Armee,

Armee, die viele Festungen zu beschützen hat, einen großen Theil ihrer Mannschaft zu Besatzungen hergeben, und sich dadurch wirklich schwächen muß. Aus diesen Gründen findet man es heutiges Tages rathsam, sich auf einige Hauptfestungen, welche die Grenzen beschützen, einzuschränken, und die übrigen minder beträchtlichen nach und nach eingehen zu lassen.

Ich hatte zu meiner Reise nach **Braunschweig** gerade die unbequemste Zeit getroffen. Es war nemlich kurz vor der dortigen Sommermesse. Ich fand daher, bei meiner Ankunft in Haarburg, das Posthaus von einigen siebenzig Kaufleuten belagert, welche alle zu gleicher Zeit fortgeschaft zu werden verlangten. Nun war man aber auf so viel Pferde und Wagen, als hierzu erfordert wurden, bei diesem Postamte nicht gefaßt. Es entstand daher viel Geräusch und Zank, theils unter den Reisenden, theils zwischen diesen und den Postbedienten, weil jeder zuerst fortgeschaft zu werden verlangte, und doch nicht alle zugleich fortgeschaft werden konnten. Die meisten von uns mußten sich bequemen, von drei Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht zu harren; da wir denn endlich nach und nach alle mit einem erbärmlichen Fuhrwerke, welches man hier Postkalesche, in andern Ländern Ackerwagen nennt, und mit elenden Bauerpferden, die schon des Tages Last und Hitze vor dem Pfluge oder Mistwagen getragen hatten, nothdürftig versorgt wurden.

Auf diese Weise wurde die erbärmliche Post von mehr als zwanzig Beiwagen begleitet, die Extraposten unge-

ungerechnet; und das hatte die Folge, daß wir auf jeder neuen Station abermals viel Verwirrung und großen Mangel an Pferden fanden. Auch hielt es schwer, in den elenden Schenken, die man auf dieser Route trifft, irgend eine genießbare Erfrischung zu bekommen, weil diejenigen, welche zuerst ankamen, gemeiniglich den ganzen Vorrath des Hauses schon in Beschlag genommen oder aufgezehrt hatten. Aber auf dergleichen kleine Widerwärtigkeiten muß derjenige, welcher reisen will, schon gefaßt seyn. Dem Verzärtelten, der das nicht zu ertragen vermag, muß man rathen, daheim zu bleiben, und auf das Vergnügen und den Nutzen des Reisens Verzicht zu thun.

Die ganze Strecke Landes zwischen Haarburg und Zelle, und von da bis nahe vor Hannover ist unstreitig eine der ödesten, unfruchtbarsten und unangenehmsten Erdflecke, die man in Deutschland sehen kann. Der Grund ist entweder trokner unfruchtbarer Sand, oder sumpfiges Moos. Es ist ein gräulicher Anblik, oft Meilenweit keinen Baum, keine Hütte, kein angebautes Feld, sondern überall nichts als dürres Heidekraut zu sehn, welches dem Boden, den es bedekt, ein so finsteres melancholisches Ansehn giebt, daß man die Augen unwillkührlich schließt, und sich freut, wenn man von einer Station zur andern schlafen, oder wenigstens wachend träumen kann.

Es ist eine sehr natürliche Frage, welche jedem, der diese traurigen Gegenden durchreiset, nothwendig einfallen muß: warum die Regierung denn gar keine

keine Anstalten mache, sie auf eine oder die andere Weise anzubauen? Dieser Frage sezt man eine doppelte Antwort entgegen. Erstlich, sagt man, fehlt es uns hierzu an Menschen; das Fürstenthum Lüneburg ist unter allen deutschen Provinzen am schwächsten bevölkert; woher die vielen Hände, welche zum Anbau unsrer unermeßlichen Heiden erfordert würden? — Aber woher nahm denn der König von Preussen die vielen tausend neuen Anbauer, welche Brandenburgs Sandschollen und Sümpfe in fruchtbare Kornfelder und Wiesen umgeschaffen haben? Man lud Ausländer ein; man gab ihnen Wohnungen, Werkzeuge und Vieh; man befreite sie auf zehn oder zwanzig Jahre von allen Abgaben: und es fanden sich der in andern Ländern gedrükten Menschen viele Tausende ein. Aber vielleicht bedürfte es nicht einmal der fremden Anbauer; es wäre vielleicht schon genug, wenn man nur die Verfügung träfe, daß jedes einheimischen Landmanns Sohn, der auf einem von ihm selbst gewählten Flek der Heide sich anbaute, frei vom Soldatenstande, und frei von Abgaben seyn sollte. Wie viele würden, von ihren Aeltern unterstüzt, dies Mittel gern ergreifen, um sich das unschäzbare Gut der goldenen Freiheit zu erwerben? —

„Aber, sagt man zweitens, das erste, was zur Landwirthschaft erfordert wird, ist Vieh; um dieses zu halten muß man im Sommer Gras, im Winter Heu haben. Nun fehlt es aber in diesen dürren Heidegegenden an Wasser und an Niedrigungen, um Wiesen anzulegen. Woher also die nöthige Fütterung?“

Ich antworte, daß ich in denjenigen Gegenden der Heide, durch welche ich bei Tage fuhr, mehr als zehn Niedrigungen bemerkte, welche die schönsten Wiesen abgeben könnten. Würde nun bei jeder derselben anfangs nur eine einzige Kolonistenfamilie angesetzt, so würde dieselbe sich bald im Stande sehn, so viel Vieh zu halten, daß sie mit dem überflüßigen Dünger auch verschiedene höhere Stellen in künstliche Wiesen verwandeln könnte. In eben dem Maaße, wie sie nach und nach hierinn weiter gienge, könnte sie denn auch ihren Feldbau erweitern. Dann würden innerhalb 10 Jahren vielleicht schon zehn Familien in einer solchen Gegend leben können, die anfangs nur eine einzige ernährte. In den höchsten, zum Ackerbau durchaus untauglichen Gegenden müßte man Fichtenwälder anlegen. Ob endlich nicht auch in manche dürre Gegend aus nahen oder fernen Bächen und Flüssen Wasser geleitet werden könne, das mögen diejenigen entscheiden, welche das Innere dieses Landes genauer zu kennen, als ich.

Ich habe mir diese kleine kameralistische Ausschweifung deswegen hier erlaubt, weil sie mir Gelegenheit verschaft, meinen jungen Lesern eine Lehre zu geben, welche sie vor einer Lächerlichkeit bewahren kann, in welche die meisten Reisenden zu fallen pflegen. Diese besteht darinn, daß man sich oft erlaubt, über Verfassungen fremder Länder, besonders über das, was uns fehlerhaft darinn zu seyn scheint, entscheidend zu urtheilen, bevor man jene Verfassungen vollkommen kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt hat. Wie? wenn das auch hier der

Fall

Fall in Ansehung dessen wäre, was ich über den Anbau der Lüneburger Heiden so eben daher philosophirt habe? Wie, wenn die Regierung diesen Anbau nicht aus Nachläßigkeit, sondern vielmehr aus Gerechtigkeitsliebe und aus Abscheu vor allem, was Despotismus heißt, unterlassen hätte? Ich will mich erklären.

Vermuthlich haben gewisse Dorfschaften und gewisse Gutsbesitzer das Recht, auf dieser Heide theils ihre Schaafe zu weiden, theils Bienen darauf zu halten: denn das ist der Nutzen, den man aus solchen mit Heidekraut bewachsenen Steppen zu ziehn pflegt, und im Lüneburgischen wirklich zieht. Vielleicht sind jene Dorfschaften und Gutsbesitzer bisher durch Güte nicht zu bewegen gewesen, darein zu willigen, daß dieses ihr Eigenthum ihnen durch den Anbau solcher Steppen geschmälert würde, und die hannöversche Regierung, welche eine der gerechtesten und mildesten in Deutschland ist, wollte deswegen lieber auf eine sehr beträchtliche Landesverbesserung Verzicht thun, als durch gewaltsame Maaßregeln dem Rechte ihrer Unterthanen zu nahe zu treten, und in das Eigenthum derselben irgend einen despotischen Eingriff thun. Und wenn dem nun also wäre, verdiente sie deshalb getadelt, oder nicht vielmehr gelobt und geehrt zu werden? Die Antwort ergiebt sich von selbst.

Denkt an dieses Beispiel, ihr jungen Leser! so oft ihr in fremden Landesverfassungen etwas Tadelnswürdiges zu bemerken glaubt, und im Begriff steht, ein rasches Urtheil darüber zu fällen. Ich

für

für mein Theil will in der Folge meiner Reisebeschreibung auch daran denken; und das soll mich bewahren, daß ich nicht in eben diesen Fehler falle. Und seht, ihr Lieben, so muß man Bemerkungen nutzen, um immer verständiger, billiger und gerechter zu werden! Dann kann das Reisen selbst, dann kann auch das Lesen guter Reisebeschreibungen einen unbeschreiblich großen Nutzen für uns haben. —

Ich fahre fort.

Je weiter man gegen Zelle kommt, desto mehr verliert sich nach und nach das Oede und Traurige der Heidegegend, und das Auge des Reisenden, welches so lange keinen Gegenstand fand, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen konnte, ergözt sich nunmehr von Zeit zu Zeit an dem Anblicke kleiner Waldungen, in welchen allerliebste Dörfer wie verstekt liegen. Diese Walddörfer haben etwas so Lachendes und Reizendes, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Statt des Kothes oder der holperichten Steinwege, die man in andern Dörfern anzutreffen gewohnt ist, findet man hier einen schönen, ebenen, grünen Anger, und jeder Bauerhof hat seine eigene artige Einfassung von Holzwerk, die ihm ein gar angenehmes Ansehn giebt. Was aber jedem Reisenden in diesen Dörfern nothwendig befremdend scheinen muß, das ist die Bemerkung eines fast allgemeinen Mangels an Obstbäumen. Die Bewohner derselben scheinen ihre Schweine höher als sich selbst zu schätzen, und mehr für diese, als für sich zu sorgen. Denn statt der Obstbäume haben sie ihre eingezäunten Hofplätze

rund

rund um die Wohnung herum fast durchgängig mit Eichen bepflanzt; vermuthlich, weil sie lieber Spek und Wurst als Obst essen, und die Schweinezucht für nüzlicher als den Obstbaum halten. Wohl bekomme den Herren ihr Spek! Wir reisen weiter.

Wir waren noch etwas mehr, als eine Meile weit von **Zelle** entfernt, als uns mit der einbrechenden Nacht ein sehr heftiger Gewitterregen überfiel. Ich glaubte gegen jede Witterung durch Oberrok und Mantel hinlänglich geschüzt zu seyn: allein ich hatte mich geirrt. Der Regen ergoß sich so gewaltig, und so unaufhörlich, daß eine sechsfache Bekleidung nicht hinreichte, ihn abzuhalten. Ich wurde bis auf die Haut durchgenäßt; und langte um Mitternacht in Zelle an.

Zelle ist ein ziemlich großer und gar nicht unangenehmer Ort, von etwa 1405 Häusern, wovon aber die in den Vorstädten den größern Theil ausmachen. Er liegt an der schifbaren **Aller**, welche bekanntlich in die **Weser** fällt. Dies gewährt den Einwohnern den Vortheil eines ziemlich beträchtlichen Handels nach **Bremen**, besonders mit Korn und Holz, wofür man Wein, Spezereien und andere ausländische Kaufmannsgüter zurükerhält und von hieraus sowohl ins Hannöverische, als auch ins Braunschweigische weiter sendet.

Weil **Zelle** ehemals die Residenz der Herzoge von Lüneburg war, bis dieses Land zu Anfange dieses Jahrhunderts mit Erlöschung der Zellischen Linie, an Hannover fiel: so sieht man hier auch

noch ein ansehnliches fürstliches Schloß, welches mit Wall und Graben umgeben ist. Die Stadt selbst hat gleichfalls einige, wiewohl sehr unbedeutende Festungswerke. Was ihr aber mehr, als diese werth seyn muß, ist das **Oberappellationsgericht** des Churfürstenthums Hannover, welches man hieher verlegt hat. Aber ich muß meinen jungen Lesern wohl erst einen Begriff von einem solchen Gerichte machen.

Richter — auch die weisesten und gerechtesten unter ihnen — sind Menschen, können also irren, und aus Irrthum eine gerechte Sache für Unrecht erklären. Deswegen hat man in allen wohlgeordneten Staaten die gute Einrichtung getroffen, daß man von dem einen Gericht, dessen Urtheilsspruch uns ungerecht zu seyn scheint, sich an ein anderes wenden, oder wie man zu sagen pflegt, **appelliren** kann, um seine Sache von neuem untersuchen zu lassen. Derjenige Gerichtshof nun, welcher unter allen der höchste ist, das heißt, an welchen man zulezt appellirt, wird das Oberappellationsgericht genannt.

Meine jungen Leser begreifen, daß ein Ort, an welchem ein solches Gericht ist, oft von Fremden besucht wird, die ihre Sache daselbst ausmachen wollen. Diese verzehren denn allda ihr Geld, und das bringt Nahrung für einen solchen Ort. Deswegen sagte ich, daß das in **Zelle** befindliche Oberappellationsgericht der Stadt so wichtig wäre.

Aber sie hat auch noch andere Quellen der Nahrung und des öffentlichen Wohlstandes. Es giebt

hier

hier nemlich auch einige gute Fabriken, wie z. B. Wachsbleichen, Gold- und Silber-, Hut- und Strumpfmanufakturen. Ueberdem sagt man dieser Stadt zum Ruhme nach, daß daselbst noch vorzüglich gute Sitten herrschen sollen, welches einige Leute bewogen hat, sich entweder selbst dahin zu begeben, oder wenigstens ihre Kinder da erziehen zu lassen. Und daraus sehen wir denn, daß es für ganze Städte eben so wichtig, als für einzelne Personen ist, den Ruf einer unbescholtenen guten Lebensart zu haben! —

Bei meiner Ausfahrt aus Zelle fiel mir etwas in die Augen, wovon ich lieber gar nicht reden möchte, wenn ich nicht glaubte, daß es die Pflicht beobachtender Reisenden wäre, ihre Mitmenschen auf Misbräuche aufmerksam zu machen, welche abgeändert werden **können** und daher auch **sollten**. Indem ich nemlich aus der Vorstadt fuhr, erblikte ich hart am Wege einige hundert Krähen, welche einen kleinen Berg bedekten. Unser herbeirollendes Fuhrwerk bewog dies schwarze Heer, sich in die Luft zu erheben, und da zeigte es sich denn, daß der angebliche Berg eine scheußliche Sammlung von Skeletten und Ueberbleibseln verstorbener Thiere war. Galgen und Rad standen daneben.

Der berühmte Weltumsegler **Cook** erzählt von einer der durch ihn entdekten Inseln der Südsee, daß die sie bewohnenden Wilden gewisse Unreinigkeiten, welche der menschliche Körper täglich auswerfen muß, so sorgfältig zu verheimlichen suchen, daß man auf der ganzen Insel auch nicht eine Spur davon

bemerkte. Was würden diese Wilden von uns denken, wenn sie in das gesittete Europa kämen, und die unverzeihliche Nachläßigkeit bemerkten, mit welcher man hier zugiebt, daß die Luft neben den öffentlichen Landstraßen und nahe vor den Thoren ansehnlicher Städte, durch hingeworfenes Aaas mit pestilenzialischen Dünsten angefüllt werde? Würden sie nicht in Versuchung gerathen, sich selbst für die Gesitteten, uns für die Wilden zu halten? Und würden sie in dieser Betrachtung so ganz Unrecht darinn haben?

Aber fort mit dieser ekelhaften Vorstellung! Wir fuhren weiter.

Ein Theil des Weges zwischen **Zelle** und **Braunschweig** ist ein Sandmeer; ein anderer Theil geht über unermeßliche Anger, welche die schönsten Wiesen abgeben und einige tausend Fuder Heu hervorbringen könnten, wenn der hiesige Landmann zu bewegen wäre, sich eine vernünftigere, für ihn und das Land zehnmal vortheilhaftere Landwirthschaft gefallen zu lassen. Jezt nemlich gehören diese meilenlangen Anger ganzen Dorfschaften zu; sie liegen allem und jedem Vieh offen, und gewähren daher nur eine kärgliche Weide, welche keinem sehr zu statten kommt. Schritte man nun zu einer Vertheilung derselben und gäbe jedem Landmann dasjenige Stük, welches ihm zukäme, zum **Eigenthume**; umzöge hierauf jeder den ihm zugefallenen Antheil mit einem Graben, oder wo dieses nicht nöthig wäre, mit Zaun oder Hecke, um die darauf wachsende Grasung zu schonen: so würde er sicher noch einmal so viel erhalten, oder sein überflüßiges Heu in sölche Gegenden verkau-

verkaufen können, wo Mangel daran ist. Aber zu einer solchen Vertheilung der gemeinen Weide, welche nun schon in mehreren Ländern mit dem glüklichsten Erfolg eingeführt worden ist, hat man den hiesigen, etwas trotzigen und auf seinem Kopf einfältiger Weise bestehenden Landmann bis jezt noch nicht bewegen können.

Zu einem Beweise der grossen Unwissenheit der meisten Städter in Ansehung der natürlichen Produkte unsers eignen Landes und aller landwirthschaftlichen Gegenstände überhaupt, muß ich meinen jungen Lesern folgende Anekdote erzählen. Wir fuhren bei einem Acker vorbei, auf welchem Flachs in voller Blüthe stand. Einer meiner Reisegefährten, ein sonst verständiger Kaufmann aus einer angesehenen Stadt, warf seine Blicke darauf, und fragte neugierig: was doch das für Getraideart wäre? Ob Gerste oder Waizen? — Hätte man diesem Manne ein Theegesträuch oder einen Kaffeebaum gezeigt: er würde ihn vielleicht erkannt haben. Aber unsern deutschen Flachs, unsere vaterländische Gerste und unsern Waizen kannte er nicht. Ist es denn nur rühmlich und nüzlich, das zu kennen, was einige tausend Meilen fern von uns ist, und hingegen verzeihlich oder gleichgültig, mit den Naturgütern unsers eigenen Vaterlandes unbekannt zu bleiben?

In eben dem Maaße, in welchem man sich dem an das Lüneburgische grenzenden Herzogthume **Braunschweig** nähert, nimmt die Cultur des Landes zu. Die öden Heiden und Moore verschwinden und weite wohlbestellte Feldmarken und fruchtbare

Wiesengründe treten an ihre Stelle. Aber ehe ich das churhannöverische Gebiet für diesmal verlasse, theile ich erst meinen jungen Lesern aus den interessanten **Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland** dasjenige mit, was ich mit meinen eigenen Beobachtungen über dieses Churfürstenthum und mit anderweitigen Nachrichten übereinstimmend gefunden habe.

„So fruchtbar auch einige Bezirke der hannöverischen Staaten seyn mögen: so sind sie im Ganzen doch ohne Zweifel der schlechteste Theil von Deutschland. Ihr Umfang beträgt ohngefähr 700 Quadratmeilen, und doch enthalten sie schwerlich 700000 Einwohner *). Im lezten schlesischen Kriege fanden die französischen Kommissärs bei einer Zählung in den gesamten Hannövertschen Ländern nicht viel über 500000 Seelen. Wenn man aber auch die obere größere Zahl annimmt, so findet man doch in dem ganzen übrigen Deutschland keinen Umfang von gleicher Größe, der im Durchschnitte nicht mehr als 1000 Seelen auf einer Quadratmeile enthielte. Zwischen Schwaben, Sachsen, Oestreich, Böhmen und andern Provinzen Deutschlands und diesen Ländern ist der Abstand ungeheuer. Jene Staaten zählen im Durchschnitte 2500 Seelen auf einer Quadratmeile und zum Theil noch mehr **). Die Natur

*) Nach einer neuern Berechnung hat man über eine Million darinn finden wollen, welches aber gar nicht wahrscheinlich ist. Der Herausgeber.

**) Im Baadenschen z. B. und in einigen Theilen von Sachsen zählt man 3500 bis 4000 Einwohner auf jeder Quadratmeile. Der Herausgeber.

tur hat hier fast alle Schuld der geringen Bevölkerung. Es giebt hier zu Lande ungeheure Sandheiden, die kaum anzubauen sind. Fast alles Land zwischen Hannover und Hamburg ist todter Sand."

„Die sämtlichen Einkünfte dieser Lande betragen ohngefähr 4,800000 rheinische Gulden, welches noch nicht 2,700000 Thlr. in Konventionsmünze seyn würde.) Die Länder des Churfürsten von Sachsen, die nur um eine unbedeutende Kleinigkeit größer sind, als die Hannöverischen Staaten, werfen mehr als noch einmal so viel ab."

„Die Regierung dieser Lande ist sanft, und die Staatsverwaltung in den Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpressungen weis man hier nichts. Wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Fast alles wird zum Besten dieser Länder wieder verwandt. Vielleicht ist unter allen deutschen Regierungen die hiesige die gelindeste, und es herrscht in diesen Staaten durchaus ein Geist der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark kontrastirt."

So weit der reisende Ausländer.

Wir langten noch vor Sonnenuntergang in **Braunschweig** an. Ich untersuchte hier zuvörderst meinen Gesundheitszustand, und fand zu meinem Vergnügen, daß er sich merklich gebessert hatte. Meine Brustschmerzen hatten sich größtentheils verloren, und das Rütteln, Schütteln und Stossen des unbequemen Postwagens hatte meinen Nerven neue Spannung, meinem Blute einen frischern Lauf verliehen. Ich fieng also an zu glauben, daß ich dem

Tode diesmal noch entlaufen würde, und beschloß die angefangene Reisekur muthig fortzusetzen.

2.

Aufenthalt in Braunschweig. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten dieses Orts.

Die gute Stimmung, worinn die Bemerkung meiner zurükkehrenden Gesundheit mich versezte, hatte mich muthwillig gemacht. Ich wußte, daß ich hier einige meiner ehemaligen Schulfreunde wiederfinden würde, die mich wohl seit zwanzig Jahren nicht gesehn hatten, und beschloß, mich ihnen durch eine Posse anzukündigen.

Ich gieng zu dem einen derselben, einem sehr beliebten und mit Recht geschäzten Prediger dieser Stadt, und ließ mich ihm unter dem Namen eines gewissen eben so berühmten als berüchtigten Geistlichen melden, der sich durch theologische Feder- und Kanzelkriege, wo nicht furchtbar, doch gehäßig und verächtlich gemacht hat. Es war Sonnabend; mein Freund war eben mit der Verfertigung seiner Predigt auf den folgenden Tag beschäftiget; es war ihm unangenehm, unterbrochen zu werden; aber, ich weiß nicht, war es Neugierde, den geistlichen Kämpfer zu sehn oder Furcht, den theologischen Unwillen desselben gegen sich zu erwecken: er kam zum Vorschein, und führte mich unter gewöhnlichen Komplimenten in sein Visitenzimmer. Ich hatte meine Stimme zum tiefsten Baß hinabgestimmt; die Schelmerei glükte; und ich ergözte mich nicht

wenig

wenig an der Verlegenheit des Mannes, der seine wahren Gesinnungen gegen die Person, die er vor sich zu haben glaubte, unter den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen vergebens zu verbergen suchte. Zufälliger Weise näherten wir uns dem Fenster; ein helleres Licht fiel auf mein Angesicht; ich ward erkannt. Meine Leser mögen sich die Scene selbst ausmalen.

Indeß wir beide die gelungene Täuschung belachten und uns zugleich der lebhaftesten Freude des Wiedersehns überliessen, sahen wir einen gemeinschaftlichen Freund, der auch ein Geistlicher ist, die Strasse heraufkommen. Auch diesen beschlossen wir anzuführen. Mein Freund lief ihm entgegen, meldete ihm, was für einen seltsamen Besuch er bei sich hätte, und überredete ihn, herein zu treten, um den furchtbaren geistlichen Ritter gleichfalls kennen zu lernen. Es geschah. Die Täuschung gieng auch diesmal nach Wunsch von statten, und die lauteste Freude folgte auf das endliche Wiedererkennen.

Ausser diesen und einigen andern lieben Schulfreunden, die ich hier wiederfand, hatte ich auch das unvermuthete Vergnügen, hier meinen ehemaligen Schullehrer, den jetzigen Hrn. Generalsuperintendenten Richter anzutreffen; einen Mann, der sich als Rektor einer von ihm zuerst emporgebrachten Schule zu Holzminden ungemein große Verdienste erworben hat. Ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehn und ihm meine immerwährende Dankbarkeit einmal wieder persönlich zu bezeigen, machte mir unbeschreiblich viel Vergnügen.

Braunschweig ist bekanntlich der Hauptort des eben so benannten Herzogthums und die Residenzstadt des Herzoges. Sie wird von dem kleinen **Ockerflusse** durchschnitten, den man unter der vorigen Regierung mit vielen Kosten schiffbar zu machen vergebens sich bemüht hat *). Diese ansehnliche Stadt hat eine halbe Meile im Umfange, und ist sehr wohl befestiget. Aber die Strassen derselben sind krumm und ziemlich enge, die Häuser altfränkisch, einige wenige öffentliche und einige neuere Privathäuser ausgenommen. Was aber dieser Stadt vorzüglich zur Zierde und zur Bequemlichkeit gereicht, sind die breiten und ebenen Steine, welche längst den Häusern einen reinlichen und bequemen Weg für die Fußgänger bilden. Die Zahl der Einwohner wird nur auf 23000 geschätzt, welches, im Betrachte der Größe der Stadt, nicht viel ist.

Von den hiesigen Schlössern, Naturalien- und Kunstkabinet, Zeughause und andern dergleichen Sehenswürdigkeiten werden meine lieben Leser mir die Beschreibung gern erlassen, weil dieselbe weder unterhaltend noch lehrreich für sie seyn dürfte.

Desto lieber, denke ich, werden sie etwas von einigen merkwürdigen **Menschen** hören wollen, welche dieser Stadt zu einer grössern Zierde gereichen, als alles, was die Kunst hervor zu bringen vermag. Und hier würde ich zu allererst **den edlen und großen Vater dieses jezt glüklichen Landes,** den

*) In **Büschings Erdbeschreibung** steht, daß er schiffbar gemacht worden sey. Dies muß man in seinem Exemplar berichtigen.

den guten und aufgeklärten Herzog nennen, wenn die Gnade, die Er mir bei meinem Hierseyn, und die ausserordentliche Güte und Großmuth, die Er mir nachher erwies, mir nicht zu schweigen geböten, um auch den entferntesten Verdacht der Schmeicheley zu vermeiden.

Auch von Deutschlands Lieblingshelden, dem großen und guten Herzoge Ferdinand von Braunschweig, würde ich, aus eben der Ursache, hier zu reden mich enthalten, wenn ich nicht der Nachwelt die Bekanntmachung einer Anekdote von ihm schuldig wäre, welche in den Jahrbüchern der Menschheit aufbewahrt zu werden verdient. Sie ist diese.

Es lebte in Hamburg ein bekannter, ungemein arbeitsamer und verdienstvoller Gelehrter, mit Namen Schmiedlin. Dieser hatte unternommen, ein deutschfranzösisches Wörterbuch zu schreiben, welches das vollständigste und vollkommenste in seiner Art werden sollte; und die ersten Bände, die er davon lieferte, entsprachen dieser Absicht völlig. Allein der Mann hatte kein Vermögen; er mußte also, um die Kosten eines so großen Werks zu bestreiten, sich an einen Reichern wenden. Dieser schoß die nöthigen Summen dazu unter der Bedingung vor, daß er an dem Gewinne, den der Verlag dieses Werks versprach, Theil nehmen sollte, und zu Schmiedlins und seiner Familie Unterhalt wurde von den einlaufenden Subscriptionsgeldern ein Jahrgehalt von 800 Thlr. festgesezt.

Schmiedlin arbeitete jezt mit einem Fleisse, wovon nur wenig Menschen sich einen Begriff machen können,

können, und vollendete nach und nach sieben Theile seines Werks. Dennoch war er nicht im Stande, die Erwartung des mit ihm verbundenen Mannes zu befriedigen, nach dessen Meinung er noch viel geschwinder arbeiten und noch viel mehr in kürzerer Zeit vollenden sollte. Die unmäßige Anstrengung, wozu ihn dies veranlaßte, und der Kummer über die Vorwürfe, die er dulden mußte, warfen ihn endlich auf das Siechbette. Nun konnte er vollends gar nicht schreiben. Sein verbundener hielt sich daher berechtigt, ihm das Jahrgeld vorzuenthalten, welches zu seiner und seiner Familie Unterhalt ausgesezt war. Da lag er nun also schwach, entkräftet und mit Herzeleid beladen, und sahe sich genöthiget, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, nach und nach zu verkaufen, was er hatte.

Unter diesen Umständen führte die Vorsehung mich, der ich nie Umgang mit ihm gehabt hatte, dem Ansehen nach zufälliger Weise in seine Wohnung. Ich erschrak, Zeichen des Mangels in einem Hause zu finden, welches ich einige Jahre vorher im besten Wohlstande gesehn hatte. Man bemerkte meine Befremdung, und kam mir mit offenherzigen Klagen entgegen. Mit Schaudern hörte ich, daß ein so verdienstvoller Mann wirklich in Gefahr schwebte, mitten in dem reichen und durch Wohlthätigkeit gegen Arme so berühmten Hamburg zu verhungern.

„Haben Sie denn keine Freunde?“ rief ich endlich aus, indem ich von meinem Erstaunen noch nicht zurückkommen konnte. „Gehabt!“ war die Antwort; „seitdem ich in dies Elend versunken bin, scheinen meine

meine ehemaligen Freunde mich nicht mehr zu kennen. „Abscheulich! sagte ich; aber vielleicht kennt man Ihre Verlegenheit nicht ganz. Wer sind Ihre Freunde? Ich will hin, um sie mit Ihrer Lage bekannt zu machen.“ Man nannte mir eine ganze Gesellschaft von Männern, die sich zu Werken der Menschenliebe verbunden hatten. Ich eilte zu ihnen, schilderte die Noth des Freundes und forderte sie auf, ihn zu retten: und man verwies mich an den Vorsteher dieser wohlthätigen Gesellschaft. Auch zu diesem fuhr ich hin, suchte ihn zu erweichen, und da dieses nicht verschlagen wollte, ihn zu erschüttern: umsonst! „Man könne für den Mann nichts thun; man habe schon einmal etwas für ihn gethan; man habe nichts mehr.“ Dies war die Antwort, die man allen meinen dringenden Vorstellungen und Bitten kaltblütig entgegengesezt.

Unwillig verließ ich das Haus des Mannes; fuhr zu einigen meiner eigenen Freunde herum, welche keine Mitglieder einer wohlthätigen Gesellschaft waren; und kaum war eine Stunde verflossen, so hatte ich schon eine Summe von beinahe 150 Thlr. zusammen gebracht. Mit diesen eilte ich nun zu der Wohnung des nothleidenden Kranken; und — nie sah ich eine rührendere Scene; nie mehr Thränen des Danks, der Freude und der Entzückung fliessen!

Ich eilte jezt nach Hause, sezte mich hin und beschrieb dem edlen Herzoge **Ferdinand**, dem ich schon bei einer ähnlichen Gelegenheit bekannt zu werden das Glük hatte, den ganzen Vorgang und fügte nur dieses hinzu: „ich selbst wäre unfähig, den

Mann

Mann zu retten; aber ich fühlte in solchen Fällen die Pflicht, **wenigstens um Hülfe zu schreien.** Nun kennte ich aber unter den FürstenDeutschlands keinen, zu dem ich in Fällen dieser Art meine Stimme mit gröſserer Zuversicht erheben könnte, als zu Ihm. Ich überliesse es übrigens Seinem eigenen gnädigsten Gutbefinden, die Art der Hülfe, die Er dem unglüklichen Manne angedeihn lassen wollte, selbst zu bestimmen."

„Und mit der rükkehrenden Post hatte ich das „verbindlichste Danksagungsschreiben für die Gele„genheit, die ich gegeben hätte, einen unverschul„deter Weise unglüklich gewordenen Mann von Ver„diensten zu retten. Diesem Schreiben waren hun„dert Dukaten zur vorläufigen Erquickung des „Kranken und, auf den Fall seiner Genesung, eine „Anweisung auf tausend Thaler zur Fortsetzung „seines Werks beigefügt.

Wie flog ich mit dieser Nachricht nach dem Hause des Jammers, um es in eine Wohnung der Freude zu verwandeln! Aber ach! — ich kam zu spät. **Schmiedlin** hatte schon einige Stunden vorher sein mattes abgehärmtes Leben ausgehaucht. Nie ward mir eine gröſsere Freude verdorben. Ich meldete dem fürstlichen Menschenfreunde, was geschehen war, und erhielt Befehl, die hundert Dukaten der Wittwe zuzustellen.

Hat Deutschland der edlen Fürsten mehr, an die ich mich bei dieser Gelegenheit mit gleichem Erfolge hätte wenden dürfen? — Dann wohl meinem Vaterlande! Wohl der Menschheit! —

Genug

Genug hiervon.

Ich komme zu einem Manne, dessen Beyspiele und Unterrichte die Welt einen großen Theil der biedern, edlen und großen Denkungsart verdankt, welche bis jezt Gottlob! ein Hauptunterscheidungszeichen der Braunschweigischen Prinzen war. Dieser Mann ist der ehrenwerthe und liebenswürdige Greis **Jerusalem**. Junger Leser, entblöße dein Haupt, ich habe dir den Namen eines der besten und würdigsten Menschen genannt. Ich hatte das Glük, diesen guten und verdienstvollen Geistlichen von Person zu kennen, zwar schon lange; aber mit jedem male, daß ich ihn wiedersah, wuchs meine Liebe und Verehrung gegen ihn. Jüngling, willst du den Lohn eines enthaltsamen, tugendhaften, weisen und gemeinnützigen Lebens sehn? Schaue ihn an, diesen edlen Greis; bemerke die lächelnde Ruhe und Zufriedenheit, die engelreine Heiterkeit der Seele, welche aus allen seinen Blicken und Mienen so liebenswürdig und so rührend hervorstralt, höre ihn von dem nahe bevorstehenden Uebergange aus diesem in ein anderes Leben mit der Freudigkeit eines guten Kindes reden, welches aus der engen Schulstube in das geräumigere und angenehmere Zimmer seines geliebten Vaters abgerufen zu werden erwartet, um von seiner wohlangewandten Zeit fröhlich Rechenschaft zu geben und dann neue Beweise der väterlichen Liebe zu empfangen; ergreife seine Hand, fühle den warmen herzlichen Druk, womit er dich segnet, und wenn dir dann ein elektrisches Feuer der Tugend, wenn ich so reden darf, durch alle deine Adern läuft; dann fühle den hohen Werth

der

der Rechtschaffenheit, und gehe hin und lebe und thue so wie er, um so wie er des glüklichsten Alters und einer Seelenruhe zu genieſſen, welche selbſt der herannahende Tod mit allen seinen Schrekbildern nicht zu stören vermag!

Es ist besonders merkwürdig, und die Folge eines enthaltsamen Lebens, daß diesem würdigen Greise in seinem 78sten Jahre noch der Gebrauch aller seiner Seelenkräfte, sogar des Gedächtnisses, zu Gebote steht, so daß man kaum einigen Abgang derselben wahrnehmen kann. Zum Beweise diene folgende Anekdote. Ihre Königl. Hoheit, die verwittwete Frau Herzogin, welche zur Belohnung ihrer seltenen Tugenden eines eben so glüklichen Alters genießt, fragte ihn, da wir die Ehre hatten von ihr zugleich eingeladen zu seyn, ob er mich schon vorher gekannt hätte? und der liebe Greis bejahte nicht nur diese Frage, sondern wußte sich auch noch, als wäre es gestern geschehen, des ersten Besuches zu erinnern, den ich vor etwa zwanzig Jahren als ein nach der Universität reisender Schüler bei ihm abgelegt hatte. Er versicherte sogar, daß er noch im Stande wäre, die Dinge zu nennen, über welche wir damals mit einander geredet hätten. Um meine Verwunderung hierüber mit mir zu theilen, erwäge man, daß ich damals ein roher, höchstunbedeutender junger Mensch, Jerusalem hingegen schon lange der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung war! —

Auch unter den übrigen zahlreichen Gelehrten dieser Stadt, giebt es Männer, welche sich mit Ruhme

Ruhme ausgezeichnet haben, und einen rechtschaffenen und liebenswürdigen Karakter mit allgemein anerkannten Verdienſten verbinden. Die Namen Ebert, Gärtner, Schmidt, Eſchenburg, Zimmermann, Remer, Feddersen, Leiſewiz u. a. werden von meinen jungen Leſern einſt, nach erworbener Kenntniß unſerer Litteratur, mit eben der Hochachtung genannt werden, womit ſie jezt das aufgeklärte Publicum nennt. Die erſten drei gehören unter diejenigen verdienſtvollen deutſchen Gelehrten, denen unſer Vaterland ſeit ohngefehr dreißig Jahren den beſſern Anbau der ſchönen Wiſſchaften, d. i. der Poeſie und der Wohlredenheit und die Verbreitung eines guten Geſchmaks verdankt.

Braunſchweig gehört unter die vorzüglichſten Handelsſtädte in Deutſchland, ohngeachtet es weder an einem ſchifbaren Strome noch an einem Seehafen liegt. Aber die Wege zwiſchen hier und Hamburg, Hannover, Hildesheim, Halberſtadt und Magdeburg, ſind faſt immer, vornehmlich aber um die Zeit der beiden hieſigen Meſſen, mit Frachtfuhren bedekt, woraus man auf den beträchtlichen Waarenumſaz ſchlieſſen kann, welcher an dieſem Orte geſchehen muß. Davon kann auch folgendes zum Beweiſe dienen. Ohngeachtet die Abgaben, welche auf dem hieſigen Pakhofe von den hier eintreffenden Kaufmannsgütern entrichtet werden, ziemlich mäßig ſind; ſo machen ſie doch jährlich eine Summe von ungefehr 200000 Thaler aus.

Unter den hieſigen Fabriken zeichnen ſich beſonders drei Wachsbleichen, deren jede an 150000

Pfund bleichen soll, und die Fabrik der Hrn. Grabenhorste aus, welche Salmiac und das sogenannte Glauberische Wundersalz, ein schätzbares Arzeneimittel, verfertigen lassen.

Zur Zeit der Messen ist Braunschweig ein sehr lebhafter Ort; allein, das Vergnügen abgerechnet, welches der Anblik so vieler Menschen und des Kaufmännischen Gewühls verursachen kann, ist diese Zeit für einen Fremden, der nicht selbst Kaufmann ist, hier vielleicht die unbequemste. Denn erstlich ist es alsdann in den hiesigen Gasthöfen um ein beträchtliches theurer, als sonst; und zweitens herrscht alsdann fast durchgängig, besonders an den öffentlichen Tischen der Wirthe ein Ton, der nicht für jedermann der angenehmste ist. Ich möchte ihn den Kaufmannston nennen, weil man ihn an allen Orten, wo Messen gehalten werden, z. B. in Frankfurt und Leipzig, wiederfindet. Ein affektirter Freisinn mit etwas Uebermuth und Geldstolz begleitet, und ein erzwungenes oft sehr ins Abgeschmakte fallendes Witzeln sind die Hauptunterscheidungszeichen desselben. Die Herrn Handelsleute fühlen nämlich, daß sie zur Zeit der Messe an einem solchen Orte die Hauptpersonen sind; ihr Stand ist einer der unabhängigsten, und die halbe, oft verfehlte Kultur des Geistes, welche den meisten unter ihnen zu Theil ward, pflegt in einen Gernwitz auszuarten, der für Seelen, die sich ein wenig weiter ausgebildet haben, oft noch viel beschwerlicher zu hören ist, als schlechter Unverstand.

Aber auch hier, wie in allen Dingen, giebt es der Ausnahmen viele. Denn auch unter den Braunschweigischen Kaufleuten lernte ich einige sehr ehrenwerthe Männer kennen, welche Aufklärung, Würde und feine Sitten auf die liebenswürdigste Weise vereinigen. Ich bin meinen jungen Lesern hiervon ein Beispiel schuldig, welches lehrreich für sie werden kann. Ich theilte es daher mit, ohngeachtet ich es mit einiger Beschämung für mich selbst erzählen muß.

Es war am zweiten Tage meines Hierseyns. Um mir die Mühe zu erleichtern, einige Männer, die ich besuchen wollte, auszufinden, hatte ich einen Lohnbedienten bestellt. Dieser blieb mir etwas zu lang aus; ich machte daher erst einen Gang allein, und hinterließ in meinem Quartiere, daß man den Bedienten, wenn er kommen würde, nach einem gewissen bekannten Kaufmannshause schicken möchte, um meiner Ankunft allda zu warten. Daselbst würde ich mich nach einer halben Stunde einfinden, um mich von ihm weiter führen zu lassen.

Ich hatte den Herrn dieses Hauses nie gesehn. Als ich daher nach einer halben Stunde mich dahin verfügte, und in der Hausthür einen sehr wohlgekleideten Mann, neben ihm einen andern, zwar in anständiger aber schlichter blauen Kleidung stehen sah, nahm ich es halben Blik und ohne erst darüber nachzudenken, für entschieden an, daß jener der Hausherr, dieser — noch schäme ich mich des Irrthums — der bestellte Lohnbediente wäre. Um mich in diesem Irrthume zu bestärken, redete mich,

sobald ich still stand, nicht der schöngekleidete, sondern der blaue Herr an, und verlangte zu wissen, was zu meinen Diensten stünde? „Hier, guter Freund, antwortete ich, indem ich eine Karte aus der Tasche zog, sind die Namen derer, die ich heute besuchen möchte.“ Wohl, versezte der blaue Mann, mein Sohn soll mit Ihnen gehn, um Ihnen die Wohnungen zu zeigen. „Nicht doch, war meine Antwort, ich brauche ihn selbst; —“ und erst indem ich dieses ausgesprochen hatte, schoß es mir, wie ein Bliz in die Seele, daß ich mich in der Person, die ich vor mir zu haben glaubte, vielleicht geirrt hätte. Ein einziger Blick in des Mannes edle Physiognomie und auf sein ganzes anständiges Wesen geworfen, überzeugte mich, daß dem wirklich so wäre. Aber eh ich noch Zeit hatte, meinen beleidigenden Irrthum zu entschuldigen, überhäufte mich der gute Mann, dem ich gänzlich unbekannt war, mit den größten Höflichkeiten, führte mich in sein Comtoir und zwang mich gleichsam, seinen eben so artigen Sohn zu meinem Begleiter und Führer zu nehmen. —

Was sagen meine jungen Leser zu diesem Benehmen? War es nicht edel, nicht ausnehmend schön und großmüthig?

Mich für mein Theil ergözen sittliche Bemerkungen dieser Art auf meinen kleinen Reisen zehnmal mehr, als der Anblik der seltensten Kunstsachen. Ich kann daher, da ich des Lohnbedienten einmal erwähnt habe, mir das Vergnügen nicht versagen, meiner Erzählung auch noch von diesem eine kleine

Ge-

Geschichte einzuweben, welche die alte Bemerkung, daß es gute und brave Menschen in allen Ständen gäbe, von neuem bestätigen kann.

Derjenige, den ich zu meiner Bedienung während meines Hierseyns erhielt, war ein schon etwas bejahrter Mann von schwerfälliger stotternder Sprache, welches jede Unterhaltung mit ihm beschwerlich machte. Ich hatte mich daher wenig mit ihm eingelassen, und entließ ihn den Abend vor meiner Abreise ziemlich gleichgültig, indem ich ihm seine mir geleistete Dienste nach der hiesigen Polizeytaxe d. i. den Tag mit einem halben Thaler bezahlte. Er gieng. Am folgenden Morgen früh zwischen vier und fünf Uhr, da ich mich zu meiner Abreise anschickte, sahe ich ihn wiederkommen. „Herr, sagte er, indem er mir einen freundlichen guten Morgen wünschte, Sie werden wohl unser Geld noch nicht recht kennen. Ich sollte nur anderthalb Thaler bekommen, und Sie haben mir einen halben Gulden mehr gegeben. Hier ist er wieder!“ Indem er das sagte, legte er mir den halben Gulden auf den Tisch. Jezt war mir der Mann, der mir gestern noch so gleichgültig vorkam, auf einmal interessant geworden. Ich gaffte ihn mit großen Augen an, und nun mußte ich nothwendig nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Ich fragte ihn, wie er heiße? und er antwortete Mackwitz. Indem ich diesen Namen hörte, fiel mir ein witziges Wortspiel, welches Lessing *)

*) Dessen Grab, im Vorbeigehen gesagt, jezt hier fast niemand mehr nachweisen kann, ohngeachtet nach seinem Tode nur erst einige Jahre verflossen sind.

auf einen Lohnbedienten dieſes Namens machte, deſſen er ſich, ſo oft er in Braunſchweig war, zu bedienen pflegte. Hurtig fragte ich ihn: ob er etwa den ſeligen Leſſing gekannt habe? „Ob ich ihn gekannt habe?“ antwortete er mit Wärme. „O es war immer mein guter lieber Herr, der ſich, ſo oft er hier war, von keinem andern bedienen ließ.“ Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dieſes ſagte, im Auge; und nun fieng er an, mit einem Strome von Beredſamkeit zu erzählen, wie gut der ſelige Herr geweſen wäre, wie er alles weggegeben hätte, ſo oft er von Nothleidenden wäre angeſprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorſtellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem abgedankten armen Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geſchenkt hätte, und wie dieſer gottloſe Menſch nach Leſſings Tode ſo undankbar geweſen wäre, auf öffentlichem Caffeehauſe ihn einen Ketzer zu ſchelten, deſſen Seele zum T** gefahren wäre: wie er, Mackwitz, ſich darob erboſt und dem Fähndrich ins Angeſicht geſagt hätte, daß er ein undankbarer böſer Mann wäre, und ob er nicht mehr wüßte, wie viel Leſſing ihm kurz vor ſeinem Tode geſchenkt hätte? worüber dieſer denn einen entſetzlichen Lerm mit ihm angefangen und ihn beſchuldigt hätte, daß er von Gott und ſeinem Worte wohl eben ſo wenig, als Leſſing ſelbſt wiſſen möchte, u. ſ. w. Er erzählte mir hierauf von Leſſings Krankheit und Tode, wobei er nicht blos zugegen geweſen, ſondern auch, da er ihm im Arme ſtarb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der

lie-

liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten, wie z. E. goldene Hemdeknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man hätte ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können, sezte er hinzu, und wenn es zehnmal so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemals ansehn können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte.“ Er für sein Theil, sagte er, wüßte ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedrukten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche waren, welches doch nicht zu glauben stünde — gekriegt, und worüber er sich jedesmal entsezlich geärgert hätte, Schuld an seinem Tode wären. —

Der ehrliche Alte hatte mir durch dies alles eine wahre Zuneigung eingeflößt; ich trennte mich jetzt ungern von ihm, und als ich fünf Monate nachher wieder nach **Braunschweig** kam, und die Reihe des Dienens, nach einer hiesigen Polizeiordnung, gerade einen andern Lohnbedienten traf, kaufte ich diesen ab, um die Erlaubniß zu haben, wieder meinen **Mackwitz** zu nehmen.

Ehe ich nun aber **Braunschweig** für diesmal verlasse, muß ich noch eins und das andre nachholen, welches der Wißbegierde meiner jungen Leser nicht unwürdig zu seyn scheint.

Dieser Ort gehörte vor Zeiten zu den sogenannten Hänsestädten — meine jungen Leser wissen, was dieser Name sagen wolle — und er genoß

auch nachher vieler Vorzüge und Freiheiten, die er nach und nach zu erweitern suchte, daß er sogar den Herzogen die Bedingungen vorschrieb, unter denen er ihm huldigen wollte. Diese bemüheten sich lange vergebens, die Stadt durch Gewalt zu bezwingen. Sie hielt sechs verschiedene Belagerungen aus, ohne ein einzigesmal genommen zu werden. Endlich glükte es im Jahre 1671 dem Herzoge **Rudolph August**, sich ihrer nach einer kurzen Belagerung durch ihre eigenen Kanonen, die sie ihm, freilich nicht zu diesem Gebrauche, geliehen hatte, zu bemächtigen. —

Zwei Erfinder, wovon der eine einen neuen Nahrungszweig für diese Stadt, der andre ein sehr nüzliches Werkzeug zur Beschäftigung vieler tausend Hände in mehrern Ländern erfand, verdienen hier auch genannt, und von meinen jungen Lesern gemerkt zu werden. Das waren **Christian Mumme**, welcher das nach ihm benannte weit und breit berühmte Bier, und der Bildhauer **Jürgen**, welcher den Gebrauch und die Verfertigung der Spinnräder erfand. Beide erwarben sich dadurch ein Verdienst um ihre Zeitgenossen und um die Nachwelt, welches in meinen Augen größer und beneidenswerther ist, als das Verdienst des Odendichters oder Epopeensängers *), wenn auch jene bei der Nachwelt kaum genannt, und diese von ihr vergöttert werden sollten. Denn alles, was eine nüzliche Geschäftigkeit befördert,

*) Ein Epopeensänger ist ein Dichter, der ein Heldengedicht verfertiget hat, zum Exempel **Homer** und **Virgil**.

dert, müßige Hände in Thätigkeit sezt, und Nahrung und Wohlstand in einzelne Familien und in ganze Länder bringt, das ist, nach meinem Urtheile, schäzbarer, als die erstaunlichen Früchte des Geistes, die nur zu einer vorübergehenden, oft nicht sehr nüzlichen Beschäftigung der Einbildungskraft dienen können, welche in unsern imaginationskranken Zeiten nur leider! schon zu sehr geschäftig ist. —

Unter den hiesigen Schul- und Erziehungsanstalten zeichnet sich, ausser der Martinsschule, welche einige sehr geschikte Lehrer hat, auch das sogenannte Carolinum aus. Dies ist eine, besonders für junge Leute von guten und bemittelten Familien errichtete Anstalt, in welcher sowohl die gewöhnlichen Schulwissenschaften, als auch vornehmlich die neuern Sprachen, nebst der sogenannten schönen Litteratur gelehrt, und sowohl die bildenden Künste, als auch die künstlichen Leibesübungen — Tanzen, Fechten und Reiten — getrieben werden.

Ueberhaupt bemüht man sich jezt hier, wie in andern Ländern, hier aber vielleicht am eifrigsten, der Jugend eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Erziehung zu verschaffen: weil man immer mehr und mehr überzeugt geworden ist, daß ohne dieselbe weder das Glük einzelner Menschen, noch der Wohlstand ganzer Staaten befördert werden könne. O wohl uns, daß unser Leben in solche Zeiten gefallen ist, in welchen man die größte Wahrheit endlich einsehn, und darnach zu handeln beschlossen hat! Und wohl euch, ihr lieben jungen Menschen, die ihr nun schon angefangen habt, den

großen Nutzen davon einzuerndten, weil man euch in den Stand sezt, Kenntnisse, Fertigkeiten und Tugenden zu erwerben, für welche sonst auf Schulen wenig oder gar keine Uebung war! Vor Zeiten mußte man es beinah dem bloßen Zufalle überlassen, ob ein junger Mensch geschickt, tugendhaft und glüklich werden würde, oder nicht: künftig wird die Erwerbung jeder nüzlichen Geschiklichkeit und jeder schönen Tugend von dem eigenen Willen eines jeden Jünglings abhangen, weil es ihm weder an Gelegenheit, noch an Anleitung dazu fehlen wird. Glükliche Jugend!

3.

Ritt von Braunschweig über Hildesheim nach Deersen, einem Braunschweigischen Dorfe am Sollinger Walde. Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten zu Hildesheim.

Meine Reise sollte nun eigentlich von hier nach Göttingen gehen: allein eine heilige Pflicht und ein sehr starker Trieb, diese Pflicht zu erfüllen, bewogen mich, erst einen Abstecher von dreizehn Meilen, und zwar zu Pferde, zu machen.

Ich bin nämlich so glüklich, noch eine alte gute Mutter am Leben zu haben. Diese wohnt zu Holzminden; und seit länger als acht Jahren hatte ich sie nicht gesehen. Ihr vorbeizureisen war mir nicht möglich. Ich beschloß daher, da nicht gleich eine fahrende Post dahin abgieng, den Weg zu ihr zu Pferde zu machen.

In

In dieser Absicht hatte ich mir ein Miethpferd bestellen lassen: aber ein elenderes, abgenuzteres und steiferes Thier, als dasjenige war, welches man mir brachte, ist von einem lateinischen Reuter wohl nie bestiegen worden. Wollte ich indeß mich nicht aufhalten, so mußte ich es schon nehmen. Ich nahms, und, indem ich meinem Schuzgeiste mich und meinem Hals empfahl, trabte es? — nein; dazu war es vor der Hand weder durch gute Worte, noch durch Sporn und Peitsche zu bewegen — schritt es fein bedächtig und langsam mit mir zum Thore hinaus.

Es hatte seit acht Tagen fast unaufhörlich geregnet. An dem Tage meiner Abreise schien der Himmel vollends seinen ganzen gesammelten Wasservorrath herabschütten zu wollen. Die Wege waren erbärmlich, und da der meinige überdem durch ein fettes schweres Erdreich lief: so hatte meine Rosinante *) den ganzen Ueberrest seiner ehemaligen Kräfte nöthig, um in dem zehen Lehm nicht bei jedem Schritte stecken zu bleiben.

Nachdem ich eine gute Meile zurükgelegt hatte, kam ich nach **Vechelu**, einem dem **Herzoge Ferdinand** zugehörigen niedlichen Lustschlosse, wo dieser große Heerführer, zur Zeit der Sommermonate, ein von allem höfischen Prunk und Zwange entferntes philosophisches Leben führt, und den Musen opfert. — Nicht weit von hier tritt man über die Grenzen des **Bisthums Hildesheim.**

Wenn

*) So hieß der erbärmliche Gaul des irrenden Ritters **Donquichott.**

Wenn ein der Erdbeschreibung unkundiger Reisender in einen ihm noch unbekannten Theil von Deutschland kommt, welcher sich durch einen vorzüglich fetten und fruchtbaren Boden auszeichnet: so darf er in den meisten Fällen, ohne erst zu fragen, annehmen, daß es ein geistliches Gebiet entweder ehemals gewesen, oder noch jezt sey. Es war nemlich eine Zeit, da die Diener der Kirche die Herren der Erde waren, selbst Königen und Fürsten Gesetze vorschreiben, und mit Ländern und Gütern schalteten, wie sie wollten. Damals wußten sie denn die reichsten und angenehmsten Landschaften für sich selbst auszusuchen; die armen weltlichen Herren hingegen mußten sich glüklich schätzen, wenn man sie nur die kahlen und unfruchtbaren Sandschollen in Ruhe besitzen ließ. Daher kommt es denn, daß sowohl alle ehemalige als auch noch jetzige Bisthümer, Probsteinen, Abteien und Klöster, so viel ich deren kenne, in den fruchtbarsten und schönsten Bezirken derjenigen Provinz liegen, wozu sie gehören. Sollte heutiges Tages eine neue Ländervertheilung statt finden: so dürfte sie wahrscheinlicher Weise etwas anders ausfallen.

Diese Bemerkung, die ich schon oft zu machen Gelegenheit hatte, drang sich mir abermals auf, da ich durch die fetten Fluren des Bisthums Hildesheim ritt; und ich hatte eine Ursache mehr, über die ehmalige Habsucht der Geistlichen unzufrieden zu seyn, weil ein sandiger, dürrer und unfruchtbarer Boden mir und meinem armen Thiere jezt zehnmal besser zu statten gekommen wäre. Aber ich merk-

merkte diese nicht allzulautere Quelle meiner Unzufriedenheit bald, schüttelte den Kopf über mich selbst und ritt weiter.

Auf der Mitte des Weges ruhete ich einige Stunden bei einem Freunde, einem sehr thätigen und in seinen mit Klugheit getriebenen Geschäften glüklichen Kaufmanne, Namens Hundeiker, aus; einem Manne, der in seinen jüngern Jahren die pädagogische Laufbahn, theils als wirklicher Erzieher, theils als Schriftsteller mit Wärme und Einsicht betrat, ungeachtet er nie, wie man sagt, studiert hatte. Ein abermaliges Beispiel, daß man gute Kenntnisse und aufgeklärte Begriffe auch ausserhalb den Mauern einer Universität durch eigenen Fleiß erwerben könne! Die Pflicht für seine eigene Familie zu sorgen, nöthigte ihn indeß, auf die Erziehung fremder Kinder Verzicht zu thun, und sich ganz und gar seinem eigentlichen Berufe, der Handlung, zu widmen. Seitdem blühet nicht nur der Wohlstand seines Hauses, sondern seine hervorstechenden Einsichten haben ihn auch zum Orakel seines Dorfs, und der ganzen umliegenden Gegend gemacht. Er fühlt jezt, was ich vor etwa zehn Jahren ihm voraussagte, daß **ein kleiner Wirkungskreis, den man ganz ausfüllt, nüzlicher ist und glüklicher macht, als ein größerer, für den unsre Kräfte unzureichend sind.**

Ich sahe bei diesem Manne eine — Kleinigkeit, die aber in meinen Augen etwas Wichtiges und der Bekanntmachung Würdiges war; eine Wiege, die statt der gewöhnlichen Schaukelfüße, vier hölzerne Rä-

Räder hätte, worauf sie hin und hergerollt werden konnte. Das ist eine kluge Erfindung, wodurch der Zwek der Wiege eben so gut erreicht, und ihr Gebrauch zugleich unschädlich gemacht wird. Meine jungen Leser werden mir verzeihen, daß ich diese Nachricht, die nicht eigentlich für sie gehört, weil sie, um einzuschlafen, wahrscheinlicher Weise keiner Wiege mehr bedürfen, hieher gesezt habe. Ich wußte nicht gleich einen andern Plaz dafür, und besorgte, sie wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Auch hat man mir gesagt, daß diese Reisen, ungeachtet sie eigentlich nur für euch bestimmt sind, doch hin und wieder auch wohl von einem Vater oder einer Mutter in die Hand genommen werden sollen. Für diese also mag die obige Nachricht hier stehen.

Nachdem mein armes Thier wenigstens zwanzigmal auf seine alten Knie gesunken, und eben so oft bald mit den vordern, bald mit den hintern Füßen stecken geblieben war, langte ich endlich glüklich Abends zwischen fünf und sechs Uhr zu Hildesheim, der Hauptstadt dieses Bisthums an, und beschloß allda zu übernachten.

Hildesheim ist ein alter Ort von ziemlichem Umfange, ehemals befestiget, jezt seiner Festungswerke größtentheils beraubt. Ungeachtet dieser Ort vielleicht nicht über 6000 Einwohner zählen mag: so hat er doch mehr Kirchen, als das große Hamburg für seine 90000 Menschen braucht. Es sind hier nämlich, wenn ich anders recht gehört habe, acht protestantische, und wenigstens vier katholische so-

sogenannte **Gotteshäuser** — ein Ausdruk, gegen welchen, so oft ich ihn nennen höre, meine ganze Seele sich empört, weil er den kindischen Begriff von Gott, dem Allgegenwärtigen, voraussezt, daß er, gleich uns armen eingeschränkten Menschen, zwischen vier Mauern wohnen könne. Haben denn die Leute, die sich diese unschikliche Benennung angewöhnt haben, nie den biblischen Ausspruch gelesen: **Gott, sintemal er ist ein Geist, wohnt er nicht in Tempeln mit Händen gemacht.**

Ich besah den **Dom**, ein Gebäude, welches der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht unwürdig ist, wenn auch schon die pompöse Versicherung meines Führers, „daß dergleichen Gebäude an Grösse und Pracht in der ganzen weiten Welt nicht mehr zu finden sey“ um neun Zehntel, wie ich vermuthe, übertrieben seyn sollte. Dieser ehrliche Mann hatte nichts wichtigeres, als mir zuvörderst die hier befindlichen Denkmäler ehemaliger **Wunder**, und den Reliquiensaz *) zu zeigen. Dazu gehörte z. B. ein an der Decke der Kirche gemalter Engel, der

mirabile dictu!

sich jedesmal zu wenden scheint, je nachdem der Zuschauer diesen oder jenen Standort nimmt. Denn man

*) **Reliquien** nennt man in der römisch-katholischen Kirche alle Ueberbleibsel ehemaliger, für heilig gehaltener Personen, z. B. Knochen, Zähne, Haare u. s. w. Auch die Kleidung und der Hausrath solcher angeblichen Heiligen wird dazu gerechnet, und als ein Heiligthum mit der größten Sorgfalt aufbewahrt.

man mag sich hinstellen, an welche Seite, oder in welche Ecke der Kirche man will, so läßt dieser wunderbare Engel einen doch nie aus den Augen. Ich versicherte den guten Mann, daß ich in dem Garten von Sanssouci, und zwar an dem darinn befindlichen japanischen Tempel schon ehemals ein ähnliches Wunder, nemlich einige am Plafond gemalte Affen gesehen hätte, welche eben die Wunderkraft besäßen, sich nach dem jedesmaligen Standorte des Zuschauers mit ihrem grinzenden Affengesichte hinzuwenden; worüber er denn in ein heiliges Erstaunen zu gerathen schien.

Er zeigte mir ferner, nebst verschiedenen andern heiligen Ueberbleibseln, ein Stük von einem der Wasserkrüge, in welchen unser Herr einst auf einer Hochzeit das Wasser in Wein verwandelte. Nach der Leiter hingegen, die Jakob im Traume sahe, item nach dem Pantoffel der Jungfrau Maria, den sie verlor, da sie über das Gebirge Endlich gieng, frägt der wißbegierige und fromme Reisende hier umsonst, sintemal diese merkwürdigen Heiligthümer nicht in dem katholischen Dome zu Hildesheim, sondern in dem protestantischen Dome zu Magdeburg aufbewahrt werden. Dies zur Nachricht für die Herren Katholicken, wenn sie etwan übermüthiger Weise wähnen sollten, daß die Herren Protestanten gar keine Reliquien und Heiligthümer zu schätzen, und in ihren Kirchen zu verwahren wüßten! Quasi vero.

Jezt kam der Mann zu dem größten aller Wunder, wodurch dieser Dom vor allen andern

Do-

Damen in der Welt verherrlichet worden ist. Das ist ein gewaltig großer Rosenstok, welcher ausserhalb der Kirche einen großen Theil der östlichen Mauer bedekt. Den Hut ab, junger Leser! und vernimm die erstaunliche Geschichte dieses heiligen Rosenstoks mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit!

Kaiser **Ludwig der Fromme** (mein Führer, der sich zwar auf die Geschichte der Wunder, aber nicht auf die Kaisergeschichte verstand, nannte ihn **Pius II.** der zwar Papst, aber nie Kaiser gewesen ist) war einst in derjenigen Gegend, in welcher jezt Hildesheim steht, — damals eine Wüstenei, mit Wald und Busch bedekt — auf der Jagd. Fromm und andächtig, wie er war, hatte er nicht vergessen, sein Reliquiarium, d. i. sein Bündel Reliquien, mitzunehmen, um, selbst während des Jagdgetümmels, der Heiligen zu gedenken, welche keine Jäger waren, und durch die heiligen Ueberbleibsel von ihnen vor Gefahren beschirmt zu werden. Nun weiß ich nicht, wie es kam, daß der fromme Mann hungrig geworden, oder wollte er ausruhen, oder hatte er irgend ein anderes menschliches Bedürfniß, kurz, denn dies ist alles, was die Geschichte von diesem merkwürdigen Umstande mit Gewißheit zu erzählen weiß, er hieng sein Reliquiarium an einen sich gerade da, wo er war, befindlichen wilden Rosenstock auf; und da es zu gleicher Zeit, und zwar plözlich zu schneien anfieng, welches ihn nach Hause zu eilen bewog: so hatte er — der Himmel verzeihe ihm die Unvorsichtigkeit! — das Unglük, sein theures Reliquiarium zu vergessen. Kaum war er nach

Hause gekommen, so bemerkte er den Verlust, und Hals über Kopf mußten die Jäger hin, um den zurükgelassenen Schaz aufzusuchen und heimzuholen. Der Schnee war unterdeß eben so geschwind wieder verschwunden, als er gefallen war; aber — o Wunder! — nur an der einzigen Stelle, wo der Rosenbusch stand, war der Schnee noch nicht geschmolzen, vermuthlich, damit man diese Stelle und das allda befindliche Reliquiarium um desto leichter wiederfinden möchte. Man fand also auch beide wieder, und zwar — o größeres Wunder! den Rosenbusch in voller Blühte, ungeachtet er gestern noch nicht einmal Laub gehabt hatte. Der fromme Ludewig sahe dieses doppelte Wunder als einen Wink an, daß der erst zu Elze, einer kleinen hildesheimischen Stadt, erbaute Dom auf diese Stelle verlegt werden sollte. Dies geschahe, und zwar so, daß des Rosenstoks dabei geschont ward. Dieser grünt seitdem — es war im Anfange des neunten Jahrhunderts, also nun schon über neunhundert Jahre her — in Ewigkeit fort, um den Beweis des Wunders auf die späteste Nachwelt fortzupflanzen.

Mein Führer erklärte mir hiebei zugleich den Ursprung des Namens Hildesheim. Dieser Name, sagte er, lautete ursprünglich Hilleschnei, und war aus den plattdeutschen Wörtern Hille, d. i. hurtig, und Schnei, d. i. Schnee, zusammengesezt, anzudeuten, daß das Wunder des eben so plözlich entstandenen, als wieder verschwundenen Schnees die Erbauung dieses Orts veranlaßt habe. Nach und

nach

nach wurde denn aus Hille Hilde, und aus Schein Schein gemacht; und so entstand der Name Hildesheim.

Noch zeigte mein Cicerone *) mir zwei große metallene und ungemein künstlich gegossene Thorflügel dieses Doms, wovon die wunderbare Geschichte also lautet: der Bischof Godofredus, der eben so kunstreich als heilig war, hatte dieses Thor selbst gegossen. Jezt wollte er es nach der Kirche tragen lassen; allein es war so schwer, daß es durch Menschenkräfte nicht fortgeschaft werden konnte. Was that hierauf der heilige Mann? Er nahm den Teufel zu Hülfe. Vermöge der Herrschaft, die er, als Heiliger, über diesen Fürsten der Finsterniß ausüben durfte, zwang er ihn, die beiden Thorflügel auf eigenem Rücken fortzuschleppen. Der Teufel gehorchte, und die Thorflügel waren an ihrem Platze. So hat (wiewohl in einem andern Sinne) der Teufel den Heiligen, so wie diese jenem wohl nicht selten die Hand geboten!

Ich hoffe, meine jungen Leser sind schon zu verständig, als daß sie über das Abgeschmakte und Lächerliche dieser Wundermährchen erst noch eines Fingerzeiges bedürften.

Ehe ich aber den Dom zu Hildesheim verlasse, muß ich noch eines bekannten hier befindlichen Götzenbildes erwähnen, welches von den ehemaligen

*) So nennt man in Italien diejenigen, welche die Fremden herumführen, um ihnen die Alterthümer und Kunstsachen zu zeigen und zu erklären.

abgöttischen Deutschen unter dem Namen der **Irmensäule** angebetet wurde. Es besteht dasselbe aus einer ungefähr zehn Fuß hohen Säule von grünlichem Marmor, worauf man jezt das Bild der Jungfrau Maria hingestellt hat. Und so wird denn dieses Denkmal aus den Zeiten des Heidenthums noch immer angebetet, nur daß die Figur des leblosen Dinges, dem diese Anbetung wiederfährt, jezt eine weibliche ist, ehemals vermuthlich eine männliche war. Sollten denn unsre Brüder, die Katholiken, nicht endlich auch zu der Einsicht gelangen, daß es Abgötterei sey, wenn man sich vor Bildern niederwirft, und sein Gebet an dieselben richtet, die Bilder mögen mit einem Reifrocke oder mit Beinkleidern angethan seyn?

Die protestantischen Pfarrer dieses Landes — ob alle oder nur die meisten, weis ich nicht — werden, wie Kanonikate, für baares Geld **verkauft**. Dies ist ein gar böser, schädlicher Gebrauch, der die Folge hat, daß unter den hildesheimischen Geistlichen oft ganz unwissende, ja sogar sittenlose Leute gefunden werden, die ihren bessern Mitbrüdern und dem ehrwürdigen Amte, welches sie bekleiden, Schande machen. Denn, wenn in den benachbarten Ländern irgendwo ein verdorbener Kandidat alle Hoffnung zur Beförderung ins Predigtamt aufgeben muß: so geht er ins Hildesheimische, nachdem er, etwa durch eine Heurath, oder auf eine andere Weise, das zur Erkaufung einer Pfarre erforderliche Geld erworben hat. Und nun ist ihm seine Versorgung gewiß. — Ich bedaure das Konsistorium,

rium, und diejenigen einzelnen braven Geistlichen dieses Landes, welche von dem übrigen Theile ihrer unwürdigen Mitbrüder eine ehrwürdige Ausnahme machen, daß es nicht in ihrem Vermögen steht, diesen höchstschädlichen Misbrauch abzuschaffen. Denn da nicht das protestantische Konsistorium, sondern die katholischen Domherren, Patrone solcher Pfarren sind, und diese das Recht, sie zu verkaufen, zu den rechtmäßigen Quellen ihrer Einkünfte rechnen: so ist, so lange diese Verfassung bleibt, nicht wohl abzusehn, wie und wodurch einem so ärgerlichen Unwesen gesteuert werden könne.

Der größte Theil der Einwohner des Stifts **Hildesheim** bekennt sich zu der protestantischen, der übrige kleinere Theil zu der katholischen Konfession. Das Hauptprodukt des Landes ist nicht — wie in den meisten Geographien steht, — Getraide, sondern Flachs, dessen Bearbeitung und nachheriger Verkauf den vorzüglichsten Nahrungszweig desselben ausmacht. Indeß bringt der gute Böden des Landes auch Getraide von allerlei Art in Ueberfluß hervor.

In Ansehung des Kunstfleisses sind sowohl die katholischen Länder überhaupt, als auch diejenigen insonderheit, welche geistliche Regenten haben, gewöhnlicher Weise weit zurükgeblieben. So auch Hildesheim, welches nur einige wenige, und zwar nicht gar viel bedeutende Manufakturen aufzuweisen hat, worinn grobes Tuch, Strümpfe und Eisenwaaren verfertiget werden. Der Grund dieser fast allgemeinen Beobachtung ist folgender.

In katholischen Ländern giebt es erstlich der Festtage, und überhaupt der zwekloſen Religionsübungen zu viel, wodurch die Leute zum Müßiggange verwöhnt werden. Dann wurde zweitens auch die Verachtung der zeitlichen Güter hier oft und zu nachdrüklich von den Kanzeln herab eingeschärft, um die Leute desto williger zu machen, ihre zeitlichen Güter den Klöstern zu schenken, als welche einen heiligen Gebrauch davon zu machen wußten. Drittens waren auch bisher in den meisten katholischen Ländern der Zehnten und anderer geistlichen Abgaben soviel, daß die Luſt zu erwerben dadurch sehr vermindert werden mußte. Was aber die geistlichen Regenten insbesondere betrifft, so dürfen diese nach den Gesetzen ihrer Kirche bekanntlich nicht heirathen. Sie haben daher auch keine Kinder, auf welche sie die Regierung ihres Landes erblich fortpflanzen können. Sie wissen vielmehr, daß man nach ihrem Tode einen neuen Regenten wählen werde, der weder ihr Freund noch Vetter ist, und dessen Umstände zu verbessern ihnen daher nicht sehr am Herzen liegen kann. Deswegen ist es eine seltene Erscheinung, wenn ein geistlicher Regent irgend eine Landesverbesserung vornimmt, wovon der Vortheil erst nach mehrern Jahren eingeerndtet werden kann. Nun bedürfen aber die meisten Manufakturen, wenn sie gedeihen sollen, anfangs einer Unterstützung, und der Nutzen, den sie dem Landmanne und dem Regenten bringen, kann erst in der Folge beträchtlich werden. Aber wer weiß, denkt da der geistliche Herr, ob unser einer das erleben wird, und wozu

sollen

sollen wir für unsern Nachfolger sorgen? Also keine Unterstützungen! Also auch keine Fabriken!

Genug von Hildesheim!

Am folgenden Morgen ritt ich, nachdem ich mein altes Pferd zurükgeschikt und ein neues gemiethet hatte, weiter. Dieses neue Pferd war zwar etwas besser auf den Beinen, aber für meine lange Statur so klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten. Mein Schikſal wollte es nun einmal so haben, daß ich auf dieser Reise kein rechtliches Thier besteigen sollte.

Sobald man von **Braunschweig** aus über **Hildesheim** hinaus ist: so ändert sich die Scene. Die unermeßlichen Ebenen zwischen hier und **Hamburg** haben jezt ein Ende; und nun steigt Berg an Berg empor, zwischen denen nur schmale Thäler sich hinwenden. Wenn man, so wie ich, ein paar Dutzend Jahre in lauter platten Gegenden, wo die Natur nur hie und da höchstens ein Hügelchen aufwarf, zugebracht hat: so thut der Anblik stattlicher Berge, welche ihre Häupter nach den Wolken strecken, einem ungemein wohl. Ich konnte mich lange nicht satt daran sehen; aber so oft ich von Empfindungen des Großen und Schönen, welches die Natur hier aufgestellt hat, warm zu werden begann: sorgte der Himmel allemal für eine Abkühlung, indem er von Zeit zu Zeit einen reichlichen Regen herabgoß.

Mein Weg gieng durch ein kleines Hildesheimisches Städtchen, **Gronau** genannt, dem ich hoffentlich

lich nicht zu nahe treten werde, wenn ich — lieber gar nichts davon sage. Denn, um nur des angeblichen Pflasters der Strassen zu erwähnen, so ist dasselbe so Beispiellos elend, daß Reuter und Pferd Ursach haben, sich einander Glük zu wünschen, wenn sie, ohne Hals oder Bein gebrochen zu haben, durchgekommen sind.

Ich für mein Theil kam Gottlob! glüklich durch; und nun ritt ich gerade auf das Gebirge zu, welches ein großes herrliches Amphitheater vor mir bildete. Ich war noch eine halbe Stunde davon entfernt, als über die Mitte dieses Amphitheaters ein pechschwarzes Gewitter hervorkroch, und bald darauf anfieng, grade da, wohin ich mußte, einen heftigen Plazregen herabzugiessen. Die Perspektive war mir sehr angenehm: allein was war zu thun? Wollte ich die Tagreise von sechs Meilen, die ich heute zu machen hatte, mit meinem kleinen kraftlosen Pferde vollenden: so durfte ich mich nicht aufhalten. Allein indem ich eben mich in meinen noch fast nicht trocken gewordenen Mantel hüllte und die Hutkrempen herunter ließ, bemerkte ich auf einmal eine für mich günstige Veränderung in der Luft. Die anziehende Kraft der Berge riß nemlich das mir drohende Wettergewölk zusehends aus einander, und zwar so, daß der eine Theil sich längst dem Gebirge rechter Hand, der andere längst dem Gebirge linker Hand hinziehen und die zwischen beiden liegende kleine Ebene trocken lassen mußte. Ich ritt also unvermuthet wieder in Sonnenschein, indem ich rechts und links in einer kleinen Entfernung einen

Hefti-

heftigen Gewitterregen unter Blitz und Donner herabstürzen sah. Ich habe nachmals mehrmals Gelegenheit gehabt, diese anziehende Kraft der Berge, die sie gegen Gewitterwolken äussern, eben so deutlich wahrzunehmen.

Ich war jezt an dem Fuße eines Gebirges, welches sich von hier, wiewohl mit einigen Lücken, bis in die Schweiz erstrekt und also eine Bergkette von ohngefähr 80 Meilen bildet. Man kann es daher füglich für einen Anhang der **Alpen** halten, von denen es nur durch den Rheinstrom zwischen **Basel** und **Schafhausen** abgeschnitten wird. Eine zweite ähnliche Bergkette, welche von den Alpen abläuft, ist diejenige, welche jenseits des Rheins sich durch **Elsas** und **Lothringen** erstrekt und das **Vogesische Gebirge** genannt wird. Von **Basel** bis **Darmstadt** sind diese beiden pararellelaufenden Bergreihen oft nur einige Meilen weit aus einander und der prächtige Rheinstrom fließt zwischen beiden hin. Sowohl jene als dieser scheinen daher von der Natur recht eigentlich dazu bestimmt zu seyn, **Deutschland** von **Frankreich** abzusondern und für jedes dieser Länder eine eigene Schuzmauer zu bilden. Diese Betrachtung kann dem deutschen Herzen, dem es beim Anblik der herrlichen Länder, Lothringen und Elsas, wehe thut, daß diese beiden Perlen aus der Krone der deutschen Provinzen verloren giengen, einigermassen zur Beruhigung dienen. Sie lagen ja, muß man denken, ausserhalb der natürlichen Grenze des deutschen Reichs!

Der wenig befahrne Weg, auf dem ich ritt, gieng, bevor er aufwärts lief, durch eine sumpfige Niedrigung. Ich mußte hindurch, weil auf beiden Seiten Hecken und Gräben waren, welche das Ausbeugen unmöglich machten. Mit Vorsicht suchte ich mir indeß eine Stelle aus, die mit Strauchwerk bekegt, und, wie es mir schien, erst kürzlich befahren war: allein kaum hatte ich die Mitte dieses Sumpfs erreicht, als mein Pferd plözlich bis an den Sattel darinn versank. Ich selbst machte mich zwar durch einen glüklichen Sprung in dem nämlichen Augenblicke davon los und wurde von dem Gesträuch getragen: aber nun hätte es ganz das Ansehn, daß ich die noch übrigen drei Meilen meiner heutigen Tagreise würde zu Fuß machen müssen, weil mein kraftloses Pferd so fest stekte, daß ich beinahe verzweifeln mußte, es wieder befreit zu sehn. Indeß unterließ ich nicht, ihm durch einen tüchtigen Peitschenschlag Muth zuzusprechen. Es ermannte sich hierauf; strengte, indem ich es bei der Stange aufwärts riß, alle seine Kräfte an, und so gelang es ihm endlich, sich glüklich wieder los zu machen. Ein neues starkes Regenwetter, welches unterdeß eingefallen war, diente dazu, ihm den Koth wieder abzuwaschen.

Nachdem ich den Gipfel dieses Berges erreicht hatte, genoß ich einer Aussicht, die ich meinen jungen Lesern malen möchte, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß alle wörtliche Malereien dieser Art ihres Zweks verfehlen, weil man die einzelnen Bilder, aus denen eine solche Schilderung bestehen muß,

nicht

nicht neben einander stellen kann, sondern auf einander folgen lassen muß, wobei die Einbildungskraft ermüdet und es nicht leicht möglich findet, sie alle zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. Ich halte daher von weitläuftigen Beschreibungen schöner Gegenden nicht viel, weil der Leser doch keinen recht bestimmten und anschauenden Begriff dadurch erlangt, sondern durch alle unsere schönen Schilderungen höchstens nur bewogen wird, uns zu **glauben**, daß das, was wir sahen, ungemein schön gewesen sey.

Um indeß meine Leser einigermassen ahnden zu lassen, wie viel schönes ich hier sagen könnte, wenn ich wollte, kann ich nicht umhin, von dem großen und reichen Naturgemälde, welches jezt vor mir lag, nur einen und den andern Hauptzug hinzuwerfen.

Ich stand auf einer ansehnlichen Höhe. Fast senkrecht unter mir hatte sich ein kleines ärmliches Dörfchen, **Marienhagen** genannt, in einem tiefen und dabei so engem Thale verstekt, daß es von oben ganz das Ansehen hatte, daß ein mit ausgebreiteten Armen in der Mitte stehender Rieße die beiden gegenüberstehenden Bergwände mit den Händen berühren könnte. Die Spitze des entgegenstehenden steilen Berges war sogar mir, der ich auf dem Rücken des andern Berges hielt, so nahe, daß ich sie beinahe mit einem Steinwurfe erreichen konnte. Das enge Thal, worinn das Dörfchen liegt, dehnt sich nach der Nordseite hin, zwischen langen halb beackerten, halb mit schöner Waldung gekrönten Bergen, immer mehr und mehr aus, bis es sich endlich in der großen unabsehbaren Ebene verliert, worinn

die

die Stadt **Hannover** liegt. Der Anblik dieser beackerten Berge war damals, wegen der noch stehenden mannigfaltigen Saaten, wunderschön. Hier lief ein gelblicher Streif von schon gereiftem Winterkorne, dort ein grüner von Sommergetreide, neben diesem ein dritter von goldgelb blühendem Rübesaamen herab, auf welchem wiederum ein röthlichter Strich von frisch gepflügtem Ackerlande folgte. Richtete ich endlich meine Augen gegen Osten, so erblikte ich eine Gruppe von mehr als zwanzig Bergen, deren einer über den andern hervorgukte, bis die Häupter der lezten sich in den Wolken verloren.

Ich sagte, indem ich so da stand und über die tausendfältigen Naturschönheiten, die vor mir ausgebreitet lagen, ganz entzükt war, zu mir selber: etwas schöneres kannst du doch auf deiner ganzen Reise selbst in der Schweiz nicht sehn! und ich gestehe, daß ich diese Vermuthung nachher wirklich bestätiget fand.

Mein Weg lief jezt bergauf bergab, und wurde hie und da so steil, daß ich ihn zu Fuß erklettern und mein Thier nachziehen mußte; bis ich endlich das ehemalige Kloster **Amelungsborn** erreichte, welches jezt ein braunschweigisches Amt ist. Dieses liegt auf einer Anhöhe zwischen zweien Bergen, **Homburg** und **Eberstein** genannt, auf welchen ehemals Grafen eben dieses Namens ihre Raubschlösser hatten, und unter sich in beständiger Fehde begriffen waren. Endlich ward zwischen beiden eine Aussöhnung beliebt. Der eine bat den andern zu Gevatter, und die erste Zusammenkunft zwischen beiden

beiden sollte bei Gelegenheit der Taufe in der Klosterkirche zu Amelungsborn geschehen. Beide erschienen zur bestimmten Zeit, und traten durch entgegengesezte Thüren in die Kirche: allein kaum hatten beide einander zu Gesicht bekommen, als ihr alter Groll von neuem erwachte und in Feuer und Flammen ausbrach. Sie zogen, als wäre es Verabredung gewesen, zugleich vom Leder, rannten wüthend auf einander los, und — durchbohrten sich beide. Man begrub sie hierauf neben einander in eben dieser Kirche, wo sie nun schon lange friedlich modern, indeß ihre abgeschiedenen Geister vermuthlich es noch jezt beseufzen, daß sie in ihren jüngern Jahren nicht gelernt hatten, Herren ihrer Leidenschaften, besonders ihres Zorns zu seyn. Zu einem warnenden Denkmale für die Nachwelt sind beide auf einem und eben demselben Steine ausgehauen, der ihre vermoderten Gebeine dekt. —

Indem ich unweit dieses Klosters aus dem Gehölze kam, erblikte ich — ich bin unfähig zu schreiben, mit welchen Empfindungen — den zwar unberühmten, mir aber über alles werthen Ort meiner Geburt, ein am Sollinger-Walde liegendes braunschweigisches Dorf **Deersen**, ehemals vielleicht **Deitersheim** genannt. Es war, was ich in diesem Augenblicke fühlte, nicht blos Freude über das Wiedersehn der Gegend, worinn ich meine erste Jugendzeit verlebt hatte; nicht blos Vorschmak des nahen Vergnügens, welches mir in der Umarmung eines lieben Bruders bevorstand; auch nicht blos Wehmuth über den Anblik der Kirche, in welcher

nun

nun schon seit mehr als zwanzig Jahren die Gebeine meines braven Vaters ruhen: nein! es war vielmehr dies alles zugleich und tausend andere schmelzende Vorstellungen, besonders auch der Gedanke an die wunderbare Leitung der allgütigen Vorsehung, die mich, seitdem ich diese vaterländische Gegend zum erstenmal verließ, immer so väterlich geführt hatte, was sich meiner ganzen Seele in diesem Augenblicke bemächtigte, und mir eine Thräne aus den Augen preßte. Meine Empfindungen rißen mich fort. Ohne weder auf den holperichten Weg, noch auf die erschöpften Kräfte des Pferdes Rüksicht zu nehmen, sezte ich diesem unwillkührlich die Sporen in die Seite, und hörte nicht eher auf, im vollesten Galoppe zu jagen, bis ich vor dem Hause hielt, in welchem ich einst geboren ward.

4.

Ein Beispiel, wie die Dinge in der Welt zu verschiedenen Zeiten uns ganz verschieden vorkommen. Kurzer Aufenthalt in meiner vaterländischen Gegend.

Die erste Bemerkung, die ich, nach einem vollen Genuß der Freude des Wiedersehens, in diesem Hause machte, war die, daß mir nicht blos jedes Zimmer, sondern auch das ganze Haus, ja der ganze Ort zusamt der Gegend, worinn er liegt, um sehr vieles kleiner vorkam, als ich sie sonst gekannt hatte. Ein Saal z. B., den ich in meiner Kindheit

für

für eben so groß und prächtig hielt, als ich nachher im männlichen Alter etwa den Rittersaal auf dem königl. Schlosse zu **Kopenhagen** fand, war unterdeß zu einer gewöhnlichen höchst simpeln Stube zusammengeschrumpft; der Garten hinter dem Hause, den ich mir seit meiner Jugendzeit unermeßlich groß dachte, schien von seinem ehemaligen Umfange nur noch kaum den zehnten Theil zu haben; ein Teich vor dem Hause, welcher dem Knaben ein Stük des Weltmeers geschienen hatte, kam dem Manne jetzt als ein mäßiger Fischbehälter vor. So auch alle übrige Gegenstände. Alles hatte an Größe und Herrlichkeit verloren, alles schien mir nach einem stark verjüngten Maaßstabe umgeschaffen zu seyn.

Was ist das, sagte ich zu mir selbst? Sind die Dinge um dich her, oder sind deine Augen anders geworden? Oder, wenn keines von beiden, woran liegt denn die wunderbare Verkleinerung, die du hier überall wahrnimmst? — Die Antwort, die mein eigenes Nachdenken mir auf diese Frage gab, war folgende:

In meiner Kindheit hatte ich mein väterliches Haus nur mit den benachbarten Häusern der Landleute, die Zimmer in jenem nur mit den kleineren und noch viel simpleren in diesen vergleichen können, wobei denn jenes an Größe und Schönheit allemal ausnehmend hervorstach. Eben so hatte ich auch den Garten meines Vaters nur mit dem noch kleineren und schlechteren Garten des Nachbars zusammenhalten können; und was den Teich betrift: so hätte ich damals noch nie ein Gewässer von gleichem,

geschweige

geschweige von größerem Umfange gesehn. Alle diese Dinge mußten daher damals mir nothwendig als die **größten in ihrer Art** vorkommen, weil ich etwas größeres von derselben Art noch nicht kannte. Nun hatte ich aber jezt, seit meiner Jugendzeit, tausend größere Häuser, Säle, Gärten und Gewässer kennen gelernt, wogegen alles, was ich hier wiederfand, nur eine armselige Figur machte. Was Wunder, daß dies alles mir jezt so klein und dürftig schien?

Ich habe es für nüzlich gehalten, meine jungen Leser mit dieser wahrgenommenen Veränderung in meiner eigenen Vorstellungsart bekannt zu machen, weil sie daraus lernen können, wie unvernünftig diejenigen handeln, die da verlangen, daß alle Menschen über einerlei Dinge einerlei unveränderliche Gedanken, Meinung und Glauben haben sollen. Gleichsam, als wenn es von uns abhienge, uns die Sachen so vorzustellen, wie wir **wollen**, und nicht vielmehr so, wie sie sich uns jedesmal selbst darbieten, oder wie wir sie **erkennen**! Hätte man z. B. mir in meiner Kindheit gesagt: deines Vaters Haus, Garten u. s. w. sind nichts weniger als groß und prächtig, sondern vielmehr höchst mittelmäßig und simpel, und, wofern du dich unterstehst, daran auch nur im mindesten zu zweifeln oder das Gegentheil davon zu behaupten, so soll dein Leib hier lebendig gebraten und deine Seele nach dem Tode im ewigen Höllenpfuhl gemartert werden; wenn man, sage ich, so zu mir gesprochen hätte: so würde man durch die hinzugefügten triftigen Bewegungsgründe

gründe mich freilich wohl zu einer erzwungenen Bejahung, nie aber zu einem wirklichen Glauben, d. i. zu einer Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Sache haben bewegen können. Oder wenn umgekehrt jemand, der aus diesem Dorfe selbst niemals gekommen wäre, jezt von mir hätte fordern wollen, mit ihm zu glauben, daß alle darinn befindliche Dinge wirklich so groß und köstlich wären, als ich sie in meiner Kindheit mir vorstellte: würde es etwa nur von mir abgehangen haben, sein Begehren zu erfüllen? Mit dem Munde, ja! Aber auch mit meinem Herzen? Auch mit wirklicher Ueberzeugung? Nimmermehr!

Was folgt daraus? — Dieses, daß man niemand zwingen müsse, etwas zu glauben, was ihm selbst nicht glaubwürdig vorkommt; und daß derjenige, der dieses dennoch thut, dadurch deutlich an den Tag lege, daß er ein Mensch ohne Einsicht und Ueberlegung sey, der über die Natur seiner Seele und über die Veränderlichkeit seiner eigenen Vorstellungen niemals nachgedacht hat. —

Das Dorf, worinn ich jezt war, liegt hart am **Sollinger Walde**, welcher bergigt ist, einen ansehnlichen Umfang hat, und theils unter Braunschweigischer, theils unter churhannöverischer Hoheit steht. Dieses ganze waldichte Gebirge enthält unter einer gar nicht dicken Erdkruste einen unerschöpflichen Vorrath von röthlichem **Mergelschiefer**, einer Steinart, welche die Natur in lauter dünnen horizontalen Schichten auf einander gepakt hat, die sich mit leichter Mühe von einander absondern oder spal-

ten lassen, um sie theils zu breiten Pflastersteinen, theils zu dünnen etwas länglichten Platten einzurichten, womit man in dieser ganzen Gegend die Häuser, statt der Ziegel, zu bedecken pflegt. Für den hiesigen Landmann ist dieser große Steinvorrath ein wahrer Schaz. Denn so oft er keine andere Arbeiten hat, geht er hin zu seiner Grube, spaltet Steine, und führt sie nach **Holzminden**, wo sie ihm zu einem festgesezten Preise abgekauft werden. Hier werden sie geschliffen, und alsdann auf der Weser nach Bremen und von da nach Holland gesandt.

Seht, ihr jungen Leser, so hat der gütige Himmel einer jeden Gegend irgend etwas gegeben, wovon die Bewohner derselben, wenn sie nur fleißig seyn wollen, sich ernähren können! Derjenige ganze Theil des Herzogthums Braunschweig, welcher an die **Weser** stößt, und deswegen der **Weserdistrikt** genannt wird, ist, wegen seiner bergigten und steinigten Beschaffenheit, nicht im Stande, alle seine Einwohner durch Getraidebau zu nähren: aber sie leiden dennoch keinen Mangel. Was ihnen am Getraide abgeht, das ersezt ihnen ein Ueberfluß an Holz, Steinen und Flachs, welcher in dieser Gegend vorzüglich gut gedeiht. Die unverbrauchbaren Wälder gaben Gelegenheit, Glashütten anzulegen; die Steine werden verkauft, und der Flachs beschäftigt Junge und Alte in allen Zwischenzeiten, und macht einen sehr ergiebigen Nahrungszweig aus, indem man ihn spinnt und webt, die verfertigte Leinwand aber nach **Bremen** oder **Hamburg** verkauft.

Nach-

Nachdem ich hier eine Nacht verweilt hatte, ritt ich, am folgenden Tage, in Begleitung meines Bruders, nach Holzminden, dem Aufenthalte meiner Mutter. Aus Besorgniß, daß die Freude über meine unerwartete Erscheinung (denn ich hatte nicht Zeit gehabt, sie von meiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen) ihr das Herz brechen könnte, schikte ich einen Boten voran, um sie darauf vorzubereiten. Jezt kam ich selbst, und — doch der Leser wird wohl fühlen, daß dergleichen Scenen sich nicht beschreiben lassen. Also kein Wort davon!

Holzminden ist zwar nur eine kleine offene, aber so schön und glüklich gelegene Stadt, als ich je eine gesehn habe. Sie liegt in einer eingeschränkten Ebene am Weserstrome. Rund herum bilden in einer Entfernung von etwa einer halben Meile malerische Berge, und der hohe Sollingerwald einen Kranz, der nur hie und da eine kleine Lücke offen läßt, um dem Luftstrome einen freien Durchzug zu gewähren. Diese Lage sichert das Städtchen vor kalten und heftigen Winden, ohne ihm den Vortheil einer reinen und gesunden Luft zu rauben. Alle Feld- und Gartenfrüchte reifen daher in dieser von allen Seiten beschirmten Ebene wenigstens um vierzehn Tage früher, als in der Gegend meines Geburtsortes, ungeachtet dieser nur eine Meile weit davon liegt; und epidemische Krankheiten kommen nie hieher. Man versicherte mich sogar, daß die sogenannte Modekrankheit oder Influenza, welche ganz Europa überzog, diesen Ort allein vorbeigegangen wäre. Hierzu kommt, daß es in keiner

andern niedersächsischen Gegend wohlfeiler zu leben ist, als hier; und daß kein anderer Ort eine grössere Bequemlichkeit zur Handlung, und besonders zu allerlei Fabriken gewährt, weil Holz, Lebensmittel, und Arbeitslohn hier sehr wohlfeil sind, und der vorbeifliessende Weserstrom die Zufuhr und Ausfuhr erleichtert. Ich vermuthe daher, daß mancher unternehmende Mann diesen Ort zu seinem Aufenthalte wählen würde, wenn die Vortheile, die er gewährt, schon allgemein bekannt geworden wären. Deswegen habe ich es der Mühe werth geachtet, hier ein Wort davon zu reden.

Eine Fabrik von Belang, die hier schon lange blüht, ist eine Eisenhütte, worinn das Eisen durch eine künstliche Schneidemaschine auf einmal in mehrere dünne Stangen zerschnitten, auch auf andere Weise bearbeitet wird. Eine andere Manufaktur, die einzige in ihrer Art, ist noch im Werden, und dürfte vielleicht bald allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Ein hiesiger Kaufmann nämlich hat die artige Erfindung gemacht, aus gewöhnlichem Flachse eine Art von Baumwolle zu verfertigen, welche vor der besten wirklichen Baumwolle an Feinheit, Glanz und Weisse einen sichtbaren Vorzug hat; und was das Merkwürdigste dabei ist, so erbietet sich dieser Mann, die daraus verfertigten Waaren um viele Prozente wohlfeiler zu liefern, als die gewöhnlichen baumwollenen Zeuge irgendwo gekauft werden können. Ist dies gegründet, so steht zu erwarten, daß diese Fabrik in kurzer Zeit ausserordentlich emporkommen werde.

Auch

Auch dem Könige von Preussen, dessen Adlerblik in jeden Winkel von Europa drang, sind die Handlungsvortheile, welche diese Gegend darbietet, nicht entgangen, und er hat durch einen Kontrakt mit der braunschweigischen Regierung davon Gebrauch zu machen gewußt. Vermöge dieses Kontrakts muß ihm eine gewisse ansehnliche Zahl von Eichbäumen von bestimmter Güte aus dem Sollingerwalde geliefert werden. Diese nimmt ein dazu angesezter Kommissarius in Empfang, läßt sie theils zu Stäben, theils zu Schiffbauholz schneiden und behauen, und sendet sie dann die Weser hinab, nach Bremen, von wannen sie nach Holland verkauft werden. — So ehrt der größte Monarch der Erde den nüzlichen Kaufmannsstand durch sein eigenes Beispiel, indem er dadurch zeigt, daß er es nicht unter seiner Würde halte, sich selbst in kaufmännische Spekulationen einzulassen, indeß mancher Dorfjunker glauben würde, die Asche seiner Ahnen zu beschimpfen, wenn er seinen zerrütteten Vermögensumständen durch Handel und Betriebsamkeit wieder aufzuhelfen suchte!

Die holzmindische Schule zeichnete sich bisher zu ihrem Vortheile vor vielen andern aus. Sie ist diejenige, der ich selbst meine erste Bildung zu verdanken habe. Hier war es, wo ich zum eigenen Fleisse, und zu einer regelmäßigen Arbeitsamkeit mich gewöhnte; und wenn ich nachher mich in den verschiedenen Lagen, worein ich nach dem Willen der Vorsehung gerieth, mich für meine Nebenmenschen einigermaßen nüzlich machen konnte: so ist

dieſes mehr jener Gewöhnung zu einer ordentlichen und raſtloſen Selbſtthätigkeit, als irgend einem hervorſtechenden Talente zuzuſchreiben, deſſen ich in der That mir nie bewußt geweſen bin. Der jetzige würdige Rektor dieſer Schule, mein lieber Schulfreund **Peterſen**, hat das viele Gute, welches ſein verdienſtvoller Vorgänger, unſer gemeinſchaftlicher Lehrer **Richter**, hier zuerſt einführte, nicht nur zu erhalten, ſondern auch durch eigene beträchtliche Verbeſſerungen, anſehnlich zu vermehren geſucht.

Ungern verlaſſe ich einen Ort, wo ich einen großen Theil des Morgens meines Lebens, freilich nicht ohne Sorgen und Mühſeligkeiten, die eine Folge meiner Dürftigkeit waren, aber doch auch unter mancher ſüſſen Jugendfreude und in nüzlicher Geſchäftigkeit verlebte. Allein, es iſt Zeit, daß wir weiter gehn.

Ich hätte von hier aus durch den Sollingerwald geradesweges nach **Göttingen** abgehen können; allein — warum ſollte ich es nicht geſtehn? — eine bloſſe Grille nöthigte mich, beinahe zwei Meilen umzureiſen. Was das für eine Grille war? Ich will ſie ehrlich erzählen.

Unter den anſehnlichen Bergen, welche die Gegend meines Geburtsorts bekränzen, iſt einer, den ich ſeit meiner Kindheit vor allen Bergen in der Welt lieb gewann, und auch beſtändig lieb behalten werde. Er heißt der **Holzberg**. Hundertmal hatte ich abweſend als Jüngling und als Mann mich im Schlaf auf den Gipfel dieſes Berges hingeträumt,

und

und war dann jedesmal durch diese Einbildung so glüklich geworden! Ja sogar auch wachend hatte ich oft auf den Flügeln der Einbildungskraft über diesem Lieblingsberge geschwebt, und mich durch den Anblik der über alle Beschreibung herrlichen Gegend gelabt, die man von ihm herabsehen kann. Da ich nun jezt so nahe bei ihm war, und nicht voraussehen konnte, ob ich in diese Gegend noch einmal je zurükkehren würde: so war es mir unmöglich, sie zu verlassen, ohne erst ihn noch einmal erstiegen zu haben. Ich gieng also, in Ermangelung eines Pferdes, zu Fuß nach Deersen zurük, und trat von da aus, in Begleitung meines Bruders und eines Freundes, die beschlossene Wallfahrt nach meinem lieben Berge an.

Damit aber meine jungen Leser, die vielleicht keinen Lieblingsberg haben, mich wegen dieser Grille nicht etwan auslachen mögen, so muß ich ihnen von dem Berge, der mich so unwiderstehlich an sich zog, wohl erst eine kleine Beschreibung machen.

Er ist zuvörderst von ansehnlicher Höhe und Länge, indem er sich von Nordosten nach Südwesten über eine Viertelmeile weit erstrekt. Der größte Theil seiner Seitenfläche besteht aus lauter Wiesen, die durch Hecken von einander abgesondert sind, welches allein schon ihm ein sehr artiges Ansehn giebt. Da, wo diese Wiesen aufhören, d. i. gegen den Gipfel des Berges, erhebt sich eine hohe senkrecht aufgestürzte Felsenwand, und bildet, so zu sagen, das Haupt desselben. Auf diesem ehrwür-

digen Haupte thront ein herrlicher Buchenwald, den die vorbeiziehenden Wolken streifen.

Dieser Berg versorgt die ganze umliegende Gegend, bis über eine Meile weit, mit wohlriechenden Futterkräutern voll heilsamer Säfte. Man sieht daher zur Zeit der Heuerndte einige hundert Menschen an ihm wimmeln, die nebst den unzählbaren von ihnen errichteten Heuschobern, ihm ein sehr lebhaftes und lustiges Ansehn geben.

Steht man nun aber vollends auf dem Gipfel dieses Berges, und zwar grade über seiner senkrechten Felsenwand, welche den höchsten Thurm beschämt: so übersieht man ein Gemisch von Bergen Thälern und Ebenen, von Fruchtfeldern, Wiesen, Teichen, Gärten, Häusern und Wäldern, welches ich zu malen unfähig bin. Und dies alles zeigt sich, von dieser Höhe herabgesehn, so unbeschreiblich schön! — Ich konnte nicht umhin, mir hier noch einmal zu sagen, daß wir Deutschen Unrecht haben, nur in fremden Ländern die Natur anzustaunen, und vor den großen und prachtvollen Gemälden, die sie in so mancher Gegend unsers eigenen Vaterlandes ausgespannt hat, wie vor einer bloßen Pfuscherei, unempfindlich vorüberzugehn. Auch ich habe in einigen andern Ländern manche reizende und manche große Naturscene zu beobachten Gelegenheit gehabt: aber etwas Schöneres und Reizenderes, als mein eigenes niedersächsisches Vaterland mir in mancher bekannten Gegend darlot, fand ich nirgends.

Genug vom Holzberge.

Aber

Aber ehe ich diese Gegend, und mit ihr das Braunschweigische verlasse, muß ich noch eins und das andere zu einer vollständigen Kenntniß dieses zwar nicht großen, aber in mancher Betrachtung ungemein merkwürdigen Landes, hinzufügen. Die vielen tapfern, großen und guten Fürsten, welche der dieses kleine Land beherrschende Heldenstamm — von **Heinrich dem Löwen** bis auf **Karl Wilhelm Ferdinand den Menschen** — hervorgebracht hat, haben oft die Augen von ganz Europa hieher gezogen, und es ist noch gar nicht lange her *), daß die Prinzen dieses Hauses der Damm waren, an welchem Frankreichs Macht, welche ganz Deutschland zu überschwemmen drohte, ihre furchtbarsten Wogen brach. Ein solches Land verdient doch wohl, daß meine jungen Leser es ein wenig genauer kennen zu lernen sich bemühen.

Es besteht dasselbe aus drei von einander abgesonderten Stücken, einem nördlichen, einem südlichen und einem westlichen. Diese werden durch einen Theil des Fürstenthums **Halberstadt** und durch das Bisthum **Hildesheim**, welche dazwischen liegen, von einander abgeschnitten. Der nördliche Theil ist ziemlich eben, und trägt Getraide von allerlei Art, auch Flachs, Tabak, schöne Gartenfrüchte und Hopfen. Der südliche und westliche Theil hingegen sind sehr bergicht und voller Waldungen. Ersterer faßt ein Stük des berühmten **Harzgebirges** in sich, welches der Kommunionharz genannt wird, weil die darinn befindlichen Bergwerke

*) In dem lezten siebenjährigen Kriege.

den beiden braunschweigischen Linien, nämlich der fürstl. wolfenbüttelschen, und der churhannöverischen gemeinschaftlich gehören.

Ausser den ergiebigen Berg- und Salzwerken, welche man in diesem Lande hat, blühen daselbst auch mancherlei Manufakturen, wozu besonders die Eisen- und Stahlfabricken, die Glas- und Spiegelhütten, die Lederbereitungen, und vornemlich auch die Porzelanmanufaktur zu Fürstenberg an der Weser gehört, die mit denen zu Berlin und Meissen in manchem Stücke um den Vorzug streitet. Der Flachsbau ist indeß für den größten Theil dieses Landes der allgemeinste, und zugleich wohlthätigste Nahrungszweig.

Allein, troz dieser guten Nahrungsquellen war dies Land durch einen Zusammenfluß verschiedener Ursachen so tief in Schulden gerathen, daß es in dieser Betrachtung und in Verhältniß seiner Größe sich beinahe mit England messen konnte. Alle bisherige Einkünfte, verbunden mit den neuen Auflagen, welche die Noth dem Lande aufzubürden gebot, wollten nicht mehr hinreichen, die jährlichen Interessen der Schulden abzutragen. Da erwekte die Vorsehung das Herz und den Geist des jetzigen Herzoges, der damals noch Erbprinz war, daß er nach der von seinem Herrn Vater ihm übertragenen Macht durch weise Maaßregeln, und durch eine feste männliche Entschlossenheit das arme Land von einer Last befreite, die es nicht mehr tragen konnte. Er fieng mit der Einschränkung seines eigenen Hauses an; verminderte den äusserlichen Glanz desselben, um

seine

seine wahre innere Würde um so viel mehr zu erhöhen; dankte die überflüßigen Kriegsknechte ab, führte den Geist der Sparsamkeit, der Ordnung und der guten Wirthschaft in alle Theile der Staatsverwaltung ein; beförderte den Ackerbau, die Handlung und Gewerbe, und — gab ein großentheils aus geworbenen Ausländern bestehendes Korps in englischen Sold, um in Amerika gebraucht zu werden.

Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich auch diese leztere Maaßregel unter die weisen und guten gezählt habe? Ich muß mich also wohl erklären.

Der deutsche Menschenhandel, der damals Mode ward, hat auch in meinen Augen etwas so gräuliches und verabscheuungswürdiges, daß ich eher meine Feder zerstampfen, und auf das Bücherschreiben Verzicht thun, als ein einziges Wort, ich will nicht sagen zur Rechtfertigung, sondern nur zur Entschuldigung dieses Gräuels niederschreiben wollte. Allein von einem solchen Menschenhandel, als andere deutsche Fürsten sich damals erlaubten, war im Braunschweigischen nicht die Rede. Der Herzog, ein naher Verwandter des englischen Hauses, schikte seinem königlichen Schwager — nicht etwa seine eigene durch Gewalt zusammengetriebene Unterthanen, sondern gröstentheils freiwillig geworbene Leute, zum Theil auch unnüze, den Staat belastende Landläufer als Freund und Bundesgenosse zu; und er wandte das dafür erhaltene Geld nicht etwa zur Erbauung prächtiger Schlösser, oder zur Anlegung kostbarer Gärten u. s. w., sondern lediglich zur Til-

Tilgung der Staatsschulden und zur Erleichterung der Bürden seines Volkes an. Denn in eben dem Maaße, in welchem die Schulden mit diesem Gelde getilgt wurden, dachte man auch darauf, die zur Zeit der Noth erhöhten Abgaben des Landes herab zu setzen, so, daß diejenigen Braunschweiger, welche damals in Amerika bluteten, sich mit Wahrheit sagen konnten: Unser Blut fließt zum Besten unsers Vaterlandes!

Wo wäre denn nun hier etwas Unrechtes oder Tadelnswürdiges? Man sieht, es paßt auch hier, was im Sprichwort gesagt wird: wenn zwei einerlei thun, so ist es nicht immer einerlei.

Ich schließe diese kleine Ausschweifung mit der für meine Vaterlandsliebe sehr erfreulichen Bemerkung, daß dieses Land, unter der weisen, thätigen und zugleich sanften Regierung seines guten Beherrschers, nicht nur nach und nach ganz schuldenfrei, sondern dann auch zuverläßig eines der glüklichsten in Deutschland werden wird.

5.

Reise über Eimbeck nach Göttingen.

Ich ritt am folgenden Morgen in Begleitung meines Bruders, nach **Eimbeck**. Der Weg dahin ist sehr uneben, weil er über Berg und Thal auf einem größtentheils steinigten Grunde fortläuft. Allein er beträgt auch nur zwei Meilen.

Ich

Ich bemerkte auf diesem Wege zwei neben einander in die Erde gepflanzte Steine, und hörte von ihnen, daß sie ein Denkmal einer ehemals in Deutschland üblichen ziemlich barbarischen Todesstrafe wären. Wann nemlich jemand irgend einer Feldhieberey schuldig befunden war: so mußte er sich zwischen diese Steine und zwar so legen, daß der Kopf und ein Theil des Halses hervorragte. Dann fuhr man mit einem Pflug hart an den Steinen hin, so daß der Kopf des Missethäters durch die Pflugschaar von dem Rumpfe abgeschnitten ward. Die Menschheit schaudert bei dieser Vorstellung! —

Ich besuchte in Eimbeck einen würdigen Schulmann, den Hrn. Conr. Wellenkamp, der ehemals mein Hausfreund war. Die Freude des Mannes, mich auf eine so unvermuthete Weise wieder zu sehn, war sehr groß, und die meinige ihr gleich. Ich hatte auch hier, wie anderwärts, Gelegenheit zu bemerken, wie sehr man jezt überall angefangen hat, das Bedürfniß einer bessern Erziehung zu fühlen, und wie sehr die edleren und aufgeklärteren Menschen jedes Orts diejenigen schätzen und lieben, die dieses wichtige Werk mit vorzüglicher Einsicht und Eifer zu betreiben scheinen. Herr Wellenkamp genießt dieser Ermunterung in vollem Maaße, wenn auch gleich, wie das leider! noch an den meisten Orten der Fall ist, die dürftigen Einkünfte der Schulstelle, die er bekleidet, weder den Bedürfnissen seines Standes noch seinen Verdiensten angemessen sind. Kaum war es, wie das an kleinen oder mittelmäßigen Orten gar bald zu geschehen

pflegt, ruchtbar geworden, daß er Besuch bekommen habe: so strömten seiner kleinen Küche aus den ersten Häusern der Stadt Haasen, Rebhüner und — ich weiß nicht was für andere Zuspüsse zu; und da er wegen eines Pferdes und einer Karriole, worinn er mich nach Göttingen zu begleiten wünschte, verlegen war: fand sich alsobald ein junger Mann, der ihm ein von ihm selbst gemiethetes Fuhrwerk dieser Art freundschaftlich abtrat und auf das Vergnügen einer beschlossenen Lustreise für ihn Verzicht that.

Ich hatte auch hier, wie an jedem andern Orte, den ich auf meiner Reise berührte, das Vergnügen, die Bekanntschaft vieler jungen Freunde zu machen, die mich aus meinen schriftstellerischen Kleinigkeiten kennen gelernt und liebgewonnen hatten. Wohl zwanzig derselben fanden sich auf einmal bei mir ein, und der unverkennbare Ausdruk des Wohlwollens und der Liebe, der ihnen allen auf dem Gesichte lag, war mir ein sehr süßer Lohn für die kleinen Bemühungen, die ich zum Besten der jungen Welt etwa angewandt haben mag.

Einbeck ist der Hauptort des Fürstenthums **Grubenhagen**, welches bekanntlich zu dem Churfürstenthum Hannover gehört. Es ist eine ziemlich ansehnliche, ehemals einigermaßen befestigte Stadt an dem kleinen Flusse **Ilme**, der nicht weit von hier in die **Leine** fällt. Sie ist nicht, wie in meinem **geographischen Kartenspiele** und in allen Geographien steht, eine Manufakturstadt, sondern eine bloße Ackerstadt, weil die meisten Einwohner

sich

sich vom Feldbau nähren. Denn, wenn auch gleich hie und da etwa ein kleiner Wollenfabrikant wohnt, der einige Dutzend Stücke grobes Tuch oder Strümpfe webt: so kann man doch den Ort um deswillen noch nicht mit dem Namen einer Manufakturstadt belegen.

Man hatte jezt eben den Anfang mit der Roggenerndte gemacht. Ich bemerkte dabei einen zweifachen Gebrauch, der in dem ganzen nördlichen Niedersachsen unbekannt ist, und welcher nachgeahmt zu werden verdient. Der erste besteht darinn, daß man das Getraide nicht, wie anderwärts, mit der Sense haut, sondern mit einer kleinen gekrümmten Handsichel schneidet, welches zwar etwas langsamer von statten geht, aber auch den Vortheil gewährt, daß die Halme ordentlich zu liegen kommen und beim Aufbinden derselben weniger verloren geht. Auch können dieses Geschäft die Weiber eben so gut als die Männer verrichten, dahingegen das Mähen mit der Sense eine so saure Arbeit ist, daß nothwendig Männerkräfte dazu gehören. Der zweite Gebrauch, der noch mehr meinen Beifall hat, besteht in der wohlersonnenen Art, die Garben auf dem Felde dergestalt aufzurichten, daß sie sowohl gehörig austroknen, als auch von einfallenden Regenschauern minder leiden können. Man sezt nemlich neun Garben pyramidalisch zusammen und stülpt die zehnte, bei den Aehren aufgebundene dergestalt umgekehrt darüber, daß die sämtlichen Aehren davon bedekt und gegen den Regen, wie durch einen Mantel geschüzt werden. Hört das Regenwetter

auf,

auf, und nimmt man diesen Mantel ab, um auch die Aehren, so lange es nöthig ist, von der Sonne dören zu lassen.

Dieser zweifache Gebrauch herrscht von hier bis in die Schweiz in den meisten Gegenden.

Eine kleine Schulanekdote, die ich hier hörte, setze ich deswegen her, weil meine jungen und alten Leser daraus sehen können, wie schädlich es sey, wenn Kinder gewöhnt werden, oder sich selbst gewöhnen, bei dem, was sie lesen, nur auf die Worte und nicht auf den Sinn derselben zu achten; eine Gewohnheit, welche besonders durch das Auswendiglernen einzelner Vokabeln ohne Zusammenhang entsteht. Eine verwöhnte junge Seele denkt sich nachher oft bei dem, was sie lieset, das ungereimteste und widersinnigste Zeug, ohne es selbst zu merken, und hat also von dem, was sie lieset, nicht nur keinen Nutzen, sondern offenbaren Schaden, weil sie sich immer mehr und mehr mit unrichtigen Begriffen und Vorurtheilen anfüllt.

Ein Knabe dieser Art hatte unter andern auch das lateinische Wort potentia (die Macht) gelernt. Sein Lehrer, der ihm dieses Wort vorgesagt hatte, war ein Obersachse gewesen; er sprach also auch das Wort Macht eben so gedehnt aus, wie wir Niedersachsen das Wort Magd auszusprechen pflegen. Der Knabe, ein Niedersachse, hatte daher mit dem Worte potentia den Begriff von einer Magd verbinden gelernt. Jezt kam er in die hiesige Schule. Es wurden in der Klasse, worinn er gesezt ward,

Lat-

Hungens erbärmliche lateinische Gespräche gelesen. Die Reihe des Uebersetzens kam auch an ihn, und das Gespräch, welches er übersetzen sollte, war überschrieben: De magna potentia Dei, von der großen Macht Gottes. Er übersezt also folgender Gestalt: de von magna der großen potentia Magd Dei Gottes, ohne auch nur im mindesten zu ahnden, daß diese Uebersetzung etwas Ungereimtes enthalte. Zu solcher Gedankenlosigkeit kann eine Seele hinabsinken, die man gewöhnt hat, nur auf Wort und Schall, aber nicht auf den Sinn und Zusammenhang der Worte zu achten! —

Von meinem Freunde begleitet, fuhr ich noch denselben Nachmittag von Eimbeck nach Göttingen, einen Weg von vier starken Meilen, den wir unter heftigen Regengüssen innerhalb vier Stunden vollendeten. Man tritt nemlich bei Eimbeck in die schöne Kunststrasse *) ein, die seit einigen Jahren zwischen Hannover und Cassel zu Stande gekommen ist, und welche den Reisenden eine ungemeine Bequemlichkeit, aber auch nur für ungemein viel Geld gewährt. Zwar kostet auch die Anlegung eines solchen Weges in der That sehr ansehnliche Sum-

*) So übersetze ich das französische Wort Chaussée, wofür wir noch kein deutsches haben. Eine Chaussée aber ist nichts anders, als eine künstlich angelegte Strasse, die etwas gewölbt und höher ist, als das Land, wodurch sie hinläuft, und die man, statt des unbequemen Steinpflasters, mit kleingeschlagenen Steinen überdekt hat.

Summen *), aber bei der starken Frequenz dieser Straße und besonders bei der herzlich schlechten Unterhaltung derselben zwischen Eimbeck und Hannover, wo man oft kaum mehr merken kann, daß man auf einer Kunststrasse fährt, scheint das Wegeld, welches man von Zeit zu Zeit geben muß, eine etwas zu hoch angesezte Auflage zu seyn, die manchem Reisenden sehr beschwerlich fallen muß. Man erlegt z. B. von Göttingen bis Hannover, d. i. für eilf Meilen, wenn man in einer zweispännigen Chaise und zwar an einem Werktage fährt, 21 ge. hannöverisches Kassengeld; ist es aber grade Sonntag oder ein Festtag, so muß man doppelt so viel bezahlen.

Indeß wenn dies in Vergleichung mit der Kleinigkeit die man in andern Ländern z. B. im Heßischen und in der Pfalz, für die Bequemlichkeit einer solchen Kunststrasse bezahlen muß, etwas viel zu seyn scheint: so wird man doch auf eben diesem Wege am Ende einer jeden halben Meile immer wieder von neuem daran erinnert, daß die Regierung dieses Landes demohngeachtet in der That von milden und menschenfreundlichen Gesinnungen belebt seyn müsse. Sie hat nemlich bei Anlegung dieses Weges nicht blos für ihre eigene Einnahme allein, sondern auch für das Vergnügen und die Erquickung des matten Wanderers gesorgt, indem sie bei jedem Halbemeilenzeiger eine schattichte Laube und in derselben eine Ruhebank von Rasen anlegen ließ, deren

sich

*) Man berechnet die Kosten einer Meile auf 24000 Thaler.

sich jeder unentgeldlich bedienen kann, so lange es ihm gefällt. Ich gestehe, daß der Anblik dieser Lauben mich jedesmal wieder aussöhnte, so oft ich über die Unbequemlichkeit, bei jedem Weghause aufgehalten und in Kontribution gesezt zu werden, zu murren geneigt war.

Uebrigens kostet diese hannöverische Kunststrasse weit mehr zu unterhalten und wird doch gleichwohl nie so schön werden, als die ähnlichen Wege in der Pfalz, im Baadenschen und in Frankreich sind; und zwar deswegen nicht, weil man hier keine andere als Kalksteine hat, die so weich sind, daß sie gar bald in Staub und bei anhaltendem Regenwetter in Koth verwandelt werden.

Nicht weit von Eimbeck trift man zwei wichtige Salzwerke Sälz der Helden und Sülbek an.

Der hiesige Landmann findet es noch immer rathsam, einen Theil seiner Aecker mit Tabak zu bepflanzen, ohngeachtet der Anbau dieser Pflanze sehr viel Arbeit und Sorgfalt erfordert, und die gewonnenen Blätter jezt nur noch halb so theuer verkauft werden können, als zur Zeit des amerikanischen Krieges, während welchem nur sehr wenig Tabak aus Virginien nach Europa kommen konnte. Damals wurde der Centner hiesiger Landblätter mit zehn, jezt nur noch mit fünf Thalern bezahlt. Und doch findet der Landmann noch immer seine Rechnung dabei. Wie groß mußte nicht erst der Vortheil dieses Anbaues zur Zeit jenes Krieges seyn!

Auf der Mitte des Weges zwischen Einbeck und Göttingen liegt **Nordheim**, eine mittelmäßige Landstadt von ohngefähr 500 Häusern, deren Einwohner ihren Unterhalt größtentheils durch Ackerbau erwerben.

Wir nähern uns jezt der Universität **Göttingen**. Daselbst werde ich meinen jungen Lesern, die vielleicht noch nie Gelegenheit hatten, einen sogenannten **Musensohn**, d. i. einen Studenten zu sehn, einen Begriff von den Eigenthümlichkeiten zu machen haben, wodurch das Völkchen der jungen Studierenden auf allen deutschen Universitäten sich von den übrigen Menschenkindern sorgfältig zu unterscheiden sucht. Folgende an sich unbedeutende Kleinigkeit mag sie darauf vorbereiten.

Zwei von Einbeck nach Göttingen zurükkehrende Studenten fuhren, wie wir, in einer Karriole. Unterwegens holte uns ein gleichfalls heimkehrender Postillion mit vier ledigen Pferden ein, womit er eine Extrapost gefahren hatte. Bei jedem andern Reisenden würde dieser Postknecht stillschweigend vorbeigeritten seyn, und jeder andere Reisende hätte ihn ebenfalls stillschweigend vorüberreiten lassen. Nicht so der Student. Dieser hat auf der ganzen weiten Welt nichts wichtigers, als **Eulenspiegelstreiche** anzugeben; und er würde sich selbst verachten, wenn er irgend eine Gelegenheit dazu unbenuzt vorbeigehen ließe. Kaum hatte daher der Postknecht die hinter uns fahrende Karriole der Studenten eingeholt: als zwischen diesen und jenem ein so lebhaftes Gespräch entstand, als wenn drey der

ältesten und vertrautesten Freunde einander unvermuthet wiedergefunden hätten, ohngeachtet einer den andern jezt vielleicht zum erstenmale sah.

Wir hörten bald, daß einer der Musensöhne mit dem Sohne der Post sehr hitzig, als hienge das Wohl des heiligen römischen Reichs davon ab, in Unterhandlung trat, um diesen zu bewegen, seine Stelle in der Karriole einzunehmen, und ihn dagegen das Sattelpferd besteigen und die vier ledigen Postpferde führen zu lassen. Lange blieb der Schwager unbeweglich fest bei seiner Weigerung: aber da der Musensohn nicht aufhörte, ihn um Gottes Willen zu bitten, daß er ihm doch diese einzige Liebe und Gefälligkeit erweisen möchte, und da er ihm endlich vollends, ich weiß nicht wie viel, Geld zur Belohnung dafür bot: so wurde das harte Postherz endlich weich und der Student erreichte seine Absicht. Kaum hatte dieser die **Postmuse** bestiegen — so nennt man nemlich in der witzigen Studentensprache, was wir andern in der unsrigen ein Postpferd nennen — und kaum hatte der **Philister** — so heißt in eben dieser Sprache jeder, der kein Student ist — neben den andern Studiosen in die Karriole gesezt: als jener in vollem Galoppe vorausjagte und ganz das Ansehen hatte, als wenn er mit seinen vier Postmusen in die weite Welt zu reiten gedächte. Vergebens rief ihm der Schwager nach, daß er halten und dem Spaße ein Ende machen möchte: jener fuhr unaufhörlich fort zu jagen, und der Freude zu genießen, sich von allen, die ihm begegneten, seines sonderbaren Aufzuges wegen,

angaffen und belachen zu laſſen. Erſt nahe vor Göttingen gefiel es ihm endlich, Halt zu machen, und den geängſtigten Philiſter wieder in Beſiz ſeiner Pferde zu ſetzen.

Ich vermuthe, daß meine jungen Leſer aus dieſer kleinen Erzählung wohl ſchon von ſelbſt werden gemerkt haben, daß das Eigenthümliche des Studentenweſens vornemlich darinn beſteht, daß dieſe jungen Leute gemeiniglich etwas **Sonderbares** und **Drolliges** zu ſeyn, zu ſagen und zu thun affektiren. Ich werde Ihnen bald Gelegenheit geben, ſich dieſen eben nicht ſehr empfehlungswürdigen Charakter völlig auszumalen.

Als wir in **Göttingen** angekommen waren, und der Wirth nicht gleich ein Zimmer für uns in Bereitſchaft hatte, ließ er uns einſtweilen in ſein eigenes Wohnzimmer treten. Die größere Gaſtſtube gegen über war mit Studenten oder, wie ſie ſich lieber nennen hören, mit **Burſchen** angefüllt. Mein Freund hatte die Gefälligkeit, ſich für mich nach der Poſt zu verfügen, um mir meinen vorangeſchikten Koffer bringen zu laſſen, und ich ſezte mich unterdeß in einen Winkel, um wachend von meinen zurükgelaſſenen Lieben in **Tritow** zu träumen.

Mittlerweile mochten die Studenten — nicht doch! — die Burſchen, wollte ich ſagen, in der Stube gegenüber neugierig geworden ſeyn, zu erfahren, wer wir beiden angekommenen Kerle (denn in der Kraftſprache dieſer Herren iſt ſelbſt der Staatsminiſter, vor deſſen Kammerdiener ſie nach

drei

drei oder vier Jahren sich ehrerbietig krümmen werden, nur ein Kerl, ein Philister oder Schuft!) doch wohl eigentlich seyn möchten; und einer von ihnen, unstreitig ein sogenannter Matador, d. i. einer der ersten und angesehensten, mochte es über sich genommen haben, das Land der Philister auszukundschaften. Er trat daher mit einer wahren Bramarbasmine, einem mächtig großen und wohlverstanden! verkehrt aufgesezten Hut auf dem Kopfe, und mit einem festen gebieterischen Tritte in mein Zimmer; warf, ohne weder seinen Hut zu rühren, noch sonst irgend etwas von dem zu thun, was unter gesitteten Leuten in dergleichen Fällen üblich ist, einen, seiner Meinung nach, demüthigenden oder wohl gar erschreckenden Blik auf mich, und gieng hierauf, wie ein Held, mit vieler Würde steif vor mir vorüber. Es mußte ihm aufgefallen seyn, daß dieses sein heroisches Manöver auf die lange hagere Figur in der Ecke auch nicht den mindesten Eindruk gemacht hatte, weil sie so kalt und ruhig sitzen blieb, als ob die fürchterliche Erscheinung vor ihr sie ganz und gar nicht angienge. Er mochte deswegen beschlossen haben, es dem Kerl etwas näher zu legen: denn nicht lange, so kehrte er durch dieselbe Thür, aus welcher er hinausgegangen war, in der obgemeldeten Attitüde zurük, und gieng nun einigemal und zwar diesmal — pfeiffend und mit unterschlagenen Armen vor mir auf und nieder. Ich, der unterdeß den Kopf auf den Tisch gestüzt hatte, und über die abgeschmakte Albernheit und pöbelhafte Grobheit solcher jungen Thoren meine Betrachtungen anstellte, kam abermals nicht aus

meiner Lage, noch weniger aus meiner Fassung; weil meine Einbildungskraft mir sehr lebhaft die Eselsohren zeigte, die durch die Löwenhaut, womit mein Held sich behangen hatte, gar sichtbar hervorragten. Eine solche Fassung bei so einem Knochen von Philister *) zu finden, mußte ihn befremden. Er verließ das Zimmer und kam nicht wieder.

Am folgenden Tage speisete ich zu Mittage an der öffentlichen Wirthstafel, und der grössere Theil der Tischgesellschaft bestand aus Studenten. Mein Bramarbas war auch da, und hatte sich gerade gegen über hingepflanzt. Auch hier behielt er seinen großen verkehrt aufgesezten Hut während der ganzen Mahlzeit auf dem Kopfe, ungeachtet die ganze übrige Gesellschaft, so wie es gesitteten Leuten geziemt, mit entblößtem Haupte saß. — Erst am dritten Tage, da er vermuthlich erfahren hatte, daß ich vor zwanzig Jahren gleichfalls der hohen Ehre genoß, ein Student zu seyn, würdigte er mich einiger Achtung und legte, da wir uns abermals zu Tische sezten, den Hut ab.

Was

*) Auch ein Ausdruk aus der feinern Studentensprache; doch muß man wissen, daß das Wort Knochen nicht immer ein Scheltname, sondern oft der größte Lobspruch ist, den ein wackerer Bursche dem andern giebt, wenn er seine herzliche Zufriedenheit über ihn bezeugen will, in welchem Falle aber allemal das Beiwort fidel hinzu gefügt wird. Der Kerl ist ein fideler Knochen heißt denn so viel als: er ist ein treuherziger lustiger Bruder, der mitmacht und kein Lustverderber ist.

Was sagen meine jungen Leser zu den Sitten dieses Musensohns? — Aber, daß mir niemand von diesem einzigen rohen Jüngling auf alle übrige junge Studirende schließe! Das würde in der That eben so ungerecht seyn, als wenn man in Deutschland nach einem einzigen französischen Windbeutel die ganze französische, und in Frankreich nach einem einzigen deutschen Gek von Baron die ganze deutsche Nation beurtheilen wollte. Fern sey es von mir, ein so übereiltes Urtheil durch die obige Erzählung bei einem einzigen meiner Leser veranlassen zu wollen! Ich bin vielmehr der Universität Göttingen das Zeugniß schuldig, daß sie mir nach allem, was ich hier zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatte, im Ganzen genommen, eine der am meisten gesitteten in Deutschland zu seyn schien, so wie sie, theils in Ansehung der vortrefflichen hiesigen Lehrer jeder Art, theils in Ansehung der vielen und kostbaren Hilfsmittel zur Erlernung der Wissenschaften, unstreitig jezt die Königin unter allen deutschen Akademien ist. Fleiß und Wohlanständigkeit scheinen, wo nicht unter den meisten doch unter einem großen Theile der hiesigen Studirenden, herrschender Hauptton zu seyn; und an dieser bessern Hälfte möchte man eher eine zu weit getriebene Feinheit im Aeußerlichen, besonders einen durch Prachtliebe und zu weit ausgedehnte Nachahmung der hohen Lebensart entstehenden viel zu großen Aufwand, als Roheit und bäurisches Studentenwesen zu tadeln finden.

Dem allen ohngeachtet bleibt es wahr, daß unsere deutschen Universitäten, selbst die besten nicht

ausgenommen, in Ansehung der Sitten noch immer einer großen Verbesserung bedürfen; wahr, daß ein Theil der Studirenden auch auf den Universitäten, auch zu Göttingen, aus unerzogenen rohen Jünglingen besteht, die ihre Zeit mit Faullenzen und unter schändlichen Ausschweifungen hinbringen und die ihre ganze Ehre darinn setzen, recht auffallend sonderbar, grob und lüderlich nicht blos zu seyn, sondern auch zu scheinen; wahr also, daß die Universitäten, selbst die besten nicht ausgenommen, ein Schlund sind, welcher die Unschuld, die Gesundheit und das ganze künftige Wohlergehen vieler Jünglinge unwiederbringlich verschlingt, und alljährlich eine Anzahl an Leib und Seele verwahrloseter jungen Männer auswirft, welche der menschlichen Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen gereichen; wahr endlich, daß dieses traurige Uebel, auch bei dem besten Willen und Eifer der akademischen Lehrer nicht ganz gehoben werden kann, so lange noch es den Regierungen mehr darum zu thun seyn wird, auf ihren Universitäten recht viele Geld verzehrende Jünglinge jeder Art, als lauter gesittete und fleissige versammelt zu sehn. —

Ich glaubte, diese mit Fleiß abgekürzte Nachricht von dem sittlichen Zustande unserer Universitäten denen unter meinen jungen Lesern schuldig zu seyn, welche sich den Wissenschaften widmen, mithin dergleichen Oerter künftig selbst besuchen werden. Für solche mögen diese Blätter ein Warnungszeichen mit der Inschrift seyn: **Jüngling! hier gieng manches Menschen Unschuld und mit ihr manches Menschen Glükseligkeit zu Grunde!**

6.

6.

Aufenthalt in Göttingen. Reise von da über Minden nach Cassel.

Göttingen, die ansehnlichste Stadt in dem zum Churfürstenthume Hannnver gehörigen Fürstenthume **Calenberg**, mag etwa tausend Häuser und gegen acht tausend Einwohner haben. Sie wird von einem Arme der **Leine** durchflossen und liegt in einer rund mit Bergen umgebenen Ebene, welche zwar nicht zu den vorzüglich schönen, aber doch auch in der That nicht zu den häßlichen und traurigen Gegenden gezählt zu werden verdient. Das schöne Pflaster längst den Häusern, welches auch hier, wie zu Braunschweig, aus breiten Steinen besteht, gewährt den Fußgängern eine große Bequemlichkeit.

Diese Stadt hat mehr als einen beträchtlichen Nahrungszweig; fruchtbare Aecker und Gärten, blühende Wollenmanufakturen, Handel mit Mettwürsten, welche vielleicht in der ganzen weiten Welt nicht wohlschmeckender gemacht werden als hier, und vornemlich die Universität, welche allein schon einen Geldumlauf von mehr als 200,000 Thaler verursachen muß. Die Anzahl der Studenten kann nur von einem halben Jahre zum andern angegeben werden, weil dieselbe um Ostern und Michaelis wegen der Abgehenden und Neuankommenden allemal einer Ebbe und Fluth unterworfen ist. Sie mag im Durchschnitt zwischen 800 und 1000 seyn.

Unter die hiesigen Merkwürdigkeiten rechne ich vornemlich die berühmten und verdienstvollen Lehrer dieser hohen Schule, welche gröstentheils Gelehrte vom ersten Range sind. Ich besuchte die Herrn Kästner, Feder, meinen vieljährigen verehrungswürdigen Freund, Heyne, Michaelis und Schlözer, und freute mich, in ihnen Männer von Person kennen zu lernen, die ich so lange schon hochgeschäzt hatte. Mein Wunsch, dieses Vergnügens bei mehrern würdigen Professorn dieser Universität theilhaftig zu werden, wurde mir durch eine kleine Unpäßlichkeit vereitelt.

Indeß hatte ich kurz vor meiner Abreise von hier noch das Vergnügen, einen Mann kennen zu lernen, der mit dem liebenswürdigsten Charakter eben so viel Bescheidenheit, als Verdienste verbindet. Er heißt Mayenberg und er bekleidet eine Polizeibedienung bei der Stadt. Den patriotischen Bemühungen dieses wackern Mannes verdankt man die jetzige gute Harmonie zwischen der Universität und dem Stadtmagistrate, die Verlegung der Kirchhöfe ausserhalb den Thoren der Stadt, die Anlegung eines Werkhauses, die Verbesserung der hiesigen Armenanstalten und eine sehr heilsame Veranstaltung zur Reinigung der Gassen, deren faule und stinkende Ausdünstungen ehemals die Luft vergifteten; — lauter Verdienste, wovon ein einziges hinreichen würde, jemanden den rühmlichen Namen eines Patrioten zu erwerben! Solche Männer kennen zu lernen, sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen die Hand zu drücken, hat für denjenigen, dessen

Seele

Seele noch für jedes Gute empfänglich ist, hundertmal mehr Nutzen, als das Angaffen aller möglichen Natur- und Kunstseltenheiten. Man fühlt sich in der Atmosphäre solcher Männer, ich weis nicht wie, veredelt; der Trieb zu allem, was gut und gemeinnützig ist, wird dadurch gestärkt, und man verläßt sie, wo nicht mit dem Vorsatze, doch mit dem lebhaften Wunsche, ihnen ähnlich zu werden. Ich rathe daher meinen jungen Lesern, doch ja keine Gelegenheit, solche Bekanntschaften zu machen, jemals zu versäumen, und sollten sie darüber auch auf alles andre Sehenswürdige eines Orts Verzicht thun müssen. Ich wenigstens pflege, auf meinen Reisen es so zu halten, und ich darf sagen, daß ich bisher mich ganz wohl dabei befunden habe.

Von der unvergleichlichen Bibliothek zu Göttingen, welche jährlich mehr und mehr anwächst, von der hiesigen Sammlung von Naturalien und kostbaren Instrumenten, dem Observatorio *) u. s. w. sage ich meinen lieben Lesern nichts, weil die genaueste Beschreibung davon weder lehrreich noch unterhaltend für sie seyn würde. Dagegen sey es mir vergönnt, ihnen ein Paar gemeinnützige Anstalten zu beschreiben, von denen ich wünschte, daß sie an jedem Orte, wo man Gelegenheit dazu hat, nachgeahmt werden möchten.

Die erste ist eine sogenannte **Industrieschule**. Aber meine jungen Leser wissen noch nicht, was

*) Ein **Observatorium** oder eine **Sternwarte** ist ein zur Beobachtung der Sterne angelegter erhabener Ort auf einem Thurme oder hohen Gebäude.

was dieser Mann sagen wolle: ich will ihn dafür erklären.

Bis jezt herrschte hier wie überall in Ansehung der niedrigen Stadt- und Landschulen der höchst schädliche Gebrauch, daß in einem einzigen, oft gar nicht geräumigen Zimmer, und vor einem einzigen gemeiniglich sehr kärglich besoldeten Lehrer sich wohl fünfzig bis hundert Kinder von verschiedenem Alter und Geschlechte versammelten, um von diesem einzigen Lehrer alle zu gleicher Zeit unterrichtet zu werden. Das konnte nun der Mann nicht, er mußte sich also darauf einschränken, sich jedesmal nur mit einigen zu beschäftigen, die übrigen alle aber unterdeß ihrer Faulheit oder ihren Unarten zu überlassen. Da war es denn ganz natürlich, daß die Kinder in solchen Schulen wenig lernten, und statt nüzlicher Kenntnisse, nichts als einen Hang zur Trägheit und allerlei Unarten, die sie sich einander mitgetheilt hatten, mit nach Hause brachten. Auch die Luft wurde in einer solchen Lehrstube durch die Ausdünstungen so vieler Menschen so verderbt, daß die Gesundheit aller dadurch litt, und daß alle, wo nicht kränklich wurden, doch wenigstens ein bleiches Ansehn davon bekamen.

Da trat nun ein Professor in Göttingen, Namens Sextro hin, und machte einen Plan, wie man diesen schädlichen Misbrauch, ohne große Kosten abstellen könnte. Er verlangte hierzu weiter nichts, als daß der Schullehrer eine vernünftige Frau haben möchte, die sich auf einige ganz gewöhnliche Handarbeiten, z. B. Stricken, Nähen und

Spinnen

Spinnen, verstünde, und daß in jedem Schulhause, statt der bisherigen einzigen Schulstube, zwei Zimmer, ein geräumiges und ein kleineres angelegt werden möchten. Dann, sagte er, braucht der Schullehrer jedesmal nur etwa sechs oder acht Kinder auf einmal zu sich in das kleinere Zimmer kommen zu lassen, um sie jedesmal nur etwa eine halbe Stunde lang zu unterrichten, und wenn diese hierauf zu den übrigen zurükkehren: so treten eben so viel andere bei ihm ein. Die übrigen im großen Zimmer verrichten unterdeß, unter der Aufsicht seiner Frau, eine oder die andere von den obgenannten Handarbeiten.

Da konnte nun jemand einwenden: „ja, aber auf diese Weise würde jedes Kind insbesondere doch gar zu wenig Unterricht erhalten und den größten Theil der Tageszeit mit Handarbeit hindringen müssen! Allein Hr. Sextro antwortete mit Recht: daß ein Kind, wenn es täglich auch nur eine halbe Stunde lang mit wenigen andern zugleich gehörig unterwiesen würde, im Grunde mehr lernen könnte, als wenn man es, wie bisher, mit hundert andern zugleich schlecht unterrichtete. Auch fügte er mit großer Wahrheit hinzu: daß arbeiten lernen auch lernen sey, und daß also nach der von ihm vorgeschlagenen Einrichtung die Kinder wirklich mehr Gutes aus der Schule mit nach Hause bringen würden, als bisher.

Bei diesem guten Vorschlage würde es nun aber wohl geblieben seyn, wenn nicht grade ein Geistlicher in Göttingen gewesen wäre, der zur Ausfüh-

rung

sung derselben Gelegenheit und Lust gehabt hätte. Es war der Herr Pastor **Wagemann**. Dieser, welchem die Aufsicht über die hiesige Armenschule anvertraut war, überzeugte sich von dem Nutzen einer solchen Einrichtung und — führte sie wirklich ein. So entstand die erste Industrieschule.

Ich besuchte dieselbe und fand sie meiner Erwartung gemäß. Der größte Theil der Kinder war in einem großen Raume mit Stricken, Spinnen, Nähen u. s. w. beschäftiget, indeß ein kleiner Theil derselben jedesmal in dem andern Zimmer von dem Lehrer unterwiesen wurde. Alle halbe Jahre stellt man von dem, was die Kinder verfertiget haben, eine öffentliche Versteigerung an. Da finden sich denn der angesehenen Menschenfreunde und Menschenfreundinnen viele ein, überbieten sich einander scherzend, und bezahlen für die kleinen Sachen gern noch eins so viel als sie werth sind. Den Ertrag wendet man theils zum Ankauf neuer Materialien, theils zum Besten der Kinder an.

Nur eins fand ich an dieser lobenswürdigen Anstalt auszusetzen; dieses nemlich, daß die Handarbeiten der Kinder mit zu weniger Körperbewegung verbunden waren. Ich rieth daher, daß man den ehemaligen Stadtkirchhof, welcher an dieses Haus stößt und jezt nicht mehr gebraucht wird, zu einem Garten machen möchte, um die Kinder truppweise täglich ein Paar Stunden darinn arbeiten zu lassen. Hr. **Wagemann** bezeugte dieser Idee seinen Beifall; und es ist mir daher wahrscheinlich, daß man sie jezt in Ausübung gebracht habe.

Warum

Warum hat man nicht schon längst allen unsern niedrigen Stadt- und Landschulen diese zweckmäßige Einrichtung gegeben? Ich wünsche, daß diejenigen unter meinen jungen Lesern, welche auf das Wohl ihrer Mitmenschen einst einigen Einfluß haben werden, sich dieser Frage einmal zu rechter Zeit wieder erinnern mögen.

Die zweite nüzliche Anstalt, die ich hier vorfand, war ein von einer wohlthätigen Privatgesellschaft errichtetes Hospital oder Verpflegungshaus für kranke und gebrechliche Menschen. Dieses Haus unterscheidet sich von ähnlichen Anstalten dieser Art durch einen doppelten Vorzug. Man bemerkte nemlich darinn eine in solchen Häusern nicht sehr gewöhnliche Reinlichkeit und Ordnung, und das Vergnügen, welches dieser Anblik macht, wird ausnehmend vergrössert, wenn man erfährt, wie ungemein nüzlich man zugleich diese Anstalt für eine doppelte Classe von jungen Studirenden zu machen sucht. Es wird nemlich hier sowohl den angehenden jungen Geistlichen, als auch denen, welche sich der Arzneikunst widmen wollen, Gelegenheit gegeben, sich zu ihrem künftigen Stande auf eine sehr zweckmäßige Weise vorzubereiten. Jene müssen die Kranken besuchen, um ihnen Trost und geistlichen Unterricht zu ertheilen, und diesen wird von zweien Professoren der Arzneikunst in eben diesem Hause ein medicinisches Kollegium und zwar jedesmal über solche Krankheiten gelesen, die sie hier gerade vor Augen haben. Diese Methode gewährt den großen Vortheil, daß sie die Natur dieser Krankheiten und die

Mittel dagegen jedesmal durch Erfahrung kennen lernen, welches unstreitig eine weit bestimmtere und zuverläßigere Erkenntniß verschaft, als der bloße wörtliche Unterricht zu geben vermag. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese weise Veranstaltung auf allen andern Universitäten nachgeahmt würde.

Zwei Fragen, die einem aufmerksamen Reisenden hier nothwendig einfallen müssen, habe ich mir nicht zu beantworten gewußt; die erste:

warum an einem Orte, wo man für den Unterricht in jeder gemeinnützigen menschlichen Wissenschaft so sehr gut gesorgt hat, noch immer kein eigentlicher Lehrer der nöthigsten aller Wissenschaften, der **Erziehungskunst** angesezt ward?

Und die andere:

Warum an einem Orte, wo die Naturlehre, wie jede andere Wissenschaft, so große Kenner und Beförderer hat, auf keinem einzigen Gebäude, so viel ich bemerken konnte, ja nicht einmal auf dem, welches den so außerordentlich großen Bücherschaz enthält, ein **Wetterableiter** gesehen wird?

Aber es ist Zeit, daß wir **Göttingen** verlassen, um unsere Reise fortzusetzen.

Mein Weg gieng von hier über **Minden** nach **Cassel**. Die dahin führende Kunststrasse ist mit einem schwärzlichen Steinart bedekt, welche **Basalt** heißt und von einigen Naturforschern für ein vulkanisches Produkt, d. i. für eine Wirkung ehemaliger feuerspeiender

steiander Berge gehalten wird. Andere hingegen ziehen diesen Ursprung derselben in Zweifel und halten sie für eine von der Natur auf eben die Weise, wie andere, erzeugte Art von wirklichen Steinen. Eine Auseinandersetzung der Gründe dieser beiden entgegengesezten Meinungen gehört nicht für diesen Ort. Ich begnüge mich daher nur noch hinzu zu fügen, daß man auf einem der Berge zwischen Göttingen und Minden sogar noch den Crater, d. i. den Schlund oder die Vertiefung unterscheiden will, woraus dieser Berg ehemals seinen Feuerstrom ergossen haben soll.

Je weiter man gegen Minden kommt, desto enger rücken die beiden Bergreihen, zwischen denen die Kunststrasse hinläuft, zusammen, bis sie endlich einander so nahe kommen, daß das Thal zwischen beiden nicht viel breiter bleibt, als der Weg ist, auf dem man hindurch fährt. Es entstehen hierdurch einige sehr romantische kleine Berggegenden, worunter diejenige, worinn die Stadt Minden selbst liegt, unstreitig bei weitem die angenehmste und vielleicht eine der niedlichsten in Deutschland ist.

Es liegt nemlich dieser Ort zwischen einer Gruppe von Bergen, welche auf die sonderbarste Weise dergestalt zusammengeschoben sind, daß sie den beiden Flüssen, der Werre und Fulde, nur einige schmale Thäler offen gelassen haben, durch welche sie in vielen Krümmungen sich herwinden, um sich bei Minden zu vereinigen und durch diesen ihren Zusammenfluß die Weser zu bilden. Der Ort, wo diese Vereinigung geschieht, gewährt die angenehmsten Aus-

sichten, die eine malerische Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Die hiesigen Einwohner haben an solchen Stellen, wo die Aussichten sich am schönsten zeigen, Lusthäuser erbaut, denen sie einen sehr naiven plattdeutschen Namen gegeben haben, der mir in Niedersachsen besser, als das italienische Wort Belvedere oder das französische Bellevüe klingt. Sie nennen nemlich dies kleine Häuschen ein **Sühdekum**; welches auf hochdeutsch so viel als **Sieh — dich — um!** heißt; eine Benennung, die so passend ist, daß die Erfindung derselben dem sinnreichsten Worterfinder Ehre machen würde.

Meine Ankunft zu **Minden** erfolgte des Abends ziemlich spät. In dem Gasthofe, worinn ich abtrat, fand ich noch eine lustige Gesellschaft junger Leute versammelt, die mich beim Eintritt in das Zimmer auf eine so cordiale Weise begrüßten und bei ihrer Flasche **Ale** *) so viel Freiheitssinn und erzwungene Spaßhaftigkeit affektirten, daß ich sie für Studenten hielt. „Die Herren sind gewiß aus Göttingen?“ fragte ich, nachdem wir schon ein Paar Worte mit einander gewechselt hatten. „Ganz und gar nicht! war ihre Antwort; „wir sind hier in loco zu Haus, junge Kaufleute, ihnen zu dienen; kommen fast alle Abende, die Gott werden läßt, hier zusammen, um uns lustig zu machen; treibens hier grade eben so, wie die Herren in Göttingen; halten auch auf Freiheit, auf Liberty, mein Herr! so gut, wie einer in Göttingen!“ Ich machte ihnen mein Kompli-

*) Englisch Bier. Man liest äl.

Kompliment über ihre Liberty, und bat den Wirth, mich nach meinem Zimmer zu führen.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie ansteckend die Universitätssitten für eine ganze umliegende Gegend sind. Es ist in der That höchst traurig, daß aus eben den Werkstätten der Wissenschaften, welche dazu bestimmt sind, Weisheit und Tugend zu verbreiten, auf eine bei ihrer jetzigen Einrichtung durchaus unvermeidliche Weise, auch zugleich mancherlei Thorheiten und Laster unter die Menschen ausgehn müssen! Junger Leser, hast du ein Herz, welches fähig ist, das Schauderhafte des Gedankens zu fühlen: „an dem größern Verderbniß der Sitten unter seinen Brüdern, und also auch an der Verminderung ihrer Glükseligkeit Schuld zu seyn:“ o so hüte dich, dafern auch du einst in die Gesellschaft leichtsinniger Jünglinge geräthst, an ihren Ausschweifungen Theil zu nehmen, damit du künftig bei dem Anblicke des vielfachen Menschenelendes, welches Thorheit und Laster leider so allgemein verbreiten, nur Mitleid, aber nicht den Vorwurf des Gewissens fühlen darfst, zur Vermehrung desselben durch dein Beispiel mitgewirkt zu haben.

Münden — welches man, im Vorbeigehn gesagt, nicht mit der preußischen Stadt **Minden** verwechseln muß — ist zwar nur ein kleiner, aber wegen seiner romantischen Lage ungemein angenehmer und ziemlich lebhafter Ort im Fürstenthum **Calenberg**. Er ist mit einer Menge schönliegender Gärten umgeben, welche alle mit kleinen Lusthäu-

stern geziert sind, wodurch die schon an sich so reitzende Gegend ein noch viel lebhafteres Ansehn gewonnen hat. Ackerland hat diese Stadt gar nicht, einige wenige Morgen ausgenommen, welche zwischen den Bergen versteckt liegen. Aber dagegen hat sie einige nicht unerhebliche Manufakturen, wovon besonders diejenige bemerkt zu werden verdient, in welcher Fayence, d. i. unächtes Porcelän, gemacht wird. Mit der Entstehung dieser Fabrik gieng es so zu.

Bei einem hiesigen sehr bemittelten Kaufmanne fand sich ein Projektmacher, d. i. ein Mann ein, der ihm ein Mittel verkündigte, wie er seine Reichthümer in kurzer Zeit sehr ansehnlich vermehren könnte. Dieser Mann wollte nämlich zuverläßig wissen, daß in einem benachbarten Berge ein großer Vorrath von edlem Metalle liege; und er beredete den Kaufmann zur Ausgrabung desselben ein Bergwerk anzulegen. Dieser glaubte seinen Versicherungen. Erlaubniß, ein Bergwerk anzulegen, ward bei der Regierung nachgesucht und erhalten. Man fieng also an zu graben; allein umsonst! Anstatt, neue Schätze aus den Eingeweiden der Erde herauszugraben, versplitterte man, bei den großen Kosten, die eine solche Unternehmung erfordert, diejenigen, welche man schon hatte. Der Kaufmann lief Gefahr zu verarmen, als man endlich, nach schon aufgegebener Hoffnung Metall zu finden, eine Thonart entdekte, die der Porcelanerde glich. Man machte Versuche damit, und fand, daß sie tauglich sey, Fayence daraus zu machen; und der Kaufmann

legte

legte hierauf den Rest seines Vermögens zur Errichtung einer Manufaktur an, die ihn im kurzen für den ansehnlichen Verlust, den er erlitten hatte, völlig schadlos hielt. So ward auch diesmal, wie das oft der Fall gewesen ist, zufälliger Weise etwas Gutes gefunden, indem man vergebens etwas suchte, was nicht gefunden werden konnte!

Der erheblichste Nahrungszweig dieser Stadt ist der Handel, der hier ziemlich ins Große geht; ein Vortheil, den dieser Ort sowohl seiner bequemen Lage an zweien hier zusammenfliessenden Flüssen, als auch besonders der ihm zukommenden **Stapelgerechtigkeit** zu verdanken hat. Ich will meinen jungen Lesern sagen, was sie sich bei diesem Worte denken müssen.

Alle Schiffe, welche sowohl die **Weser** herauf, als auch die **Werre** und **Fulde** herunter bis **Münden** kommen, dürfen diese Stadt nicht vorbeifahren. Sie sind vielmehr gezwungen hier anzulegen und auszuladen, weil die Waaren nur durch solche Schiffe, welche einem Bürger in Münden gehören, weiter fortgeschaft werden dürfen. Dergleichen Güter müssen also jedesmal an einen hiesigen Kaufmann addressirt werden, damit dieser für das Umladen, und die weitere Versendung derselben Sorge trage, welches für diesen allemal einen kleinen Verdienst abwirft. Ein solcher Kaufmann wird in der Handlungssprache ein **Spediteur**, sein Verdienst **Spesen** genannt.

Die Schiffahrt auf der Fulde zwischen hier und Kassel, gehört sogar der Stadt Münden ausschliessungs-

sungsweise, das heißt, dieser Strom darf von keinen andern als mündenschen Schiffern befahren werden. Auf der Werre dürfen zwar auch heßische Schiffe, aber nur bis Münden fahren, wo sie ihre Ladung aussetzen müssen. Meine Leser begreifen, wie viel dieses große Vorrecht der Stadt eintragen müsse, und es wird ihnen nun nicht weiter befremdlich seyn, zu hören, daß dieser kleine Ort Handlungshäuser aufzuweisen hat, welche sogar an großen Kommerzplätzen, wie zu Hamburg, Bremen u. s. w. ansehnliche genannt zu werden, verdienten. —

Ich fuhr an einem schönen heitern Morgen von Münden nach Cassel. Die Kunststrasse läuft anfangs an einem sehr steinigten, aber doch mit Gebüsch bewachsenen Berge hin, an dessen Fuße die Fulde sich in vielen Krümmungen durch ein fruchtbares Wiesenthal schlängelt. Der Rükblik von da herab nach Münden hin, ist so bezaubernd schön, daß ich ihn unzählich oft unwillkührlich wiederholen mußte, und eben so oft schwebten mir die Worte aus Hölty's Liede auf der Zunge:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn!

7.

Aufenthalt zu Cassel.

Auf einem ziemlich hohen Berge zwischen Münden und Cassel tritt man aus dem niedersächsischen Kreise in den oberrheinischen, aus dem Chur-

für-

fürstenthume Hannover in die Landgrafschaft Hessencassel ein. Die Grenze zwischen beiden hätte kaum bezeichnet werden dürfen; man würde sie doch schwerlich verkennen: so auffallend ist in mancher Betrachtung der Abstich des einen Kreises von dem andern! Statt der treuherzigen plattdeutschen Sprache, die man bis dahin gehört hat, schwirrt einem jezt auf einmal ein Gerede vor den Ohren, welches weder platt- noch hochdeutsch, sondern eine unangenehme Misgeburt von beiden ist. Ochsen treten an die Stelle der Pferde, und Weiber, schwarzbraun und gelb, wie die Zigeunerinnen, sieht man die Geschäfte der Männer, z. B. Pflügen und Mähen, verrichten. Die Kleidertrachten des Landvolks, besonders die weiblichen, sind gleichfalls sehr verschieden. Die ganze hessische Nation weiblichen Geschlechts scheint in Trauer zu seyn; ob wegen ihrer in Amerika abgeschlachteten Männer und Söhne, oder wegen der Uebereinstimmung des Schwarzen mit der Farbe ihrer Haut und ihres Haares, weis ich nicht.

Was ich aber mit völliger Gewißheit weiß, ist dieses: daß ich in keinem andern Lande jemals so viel häßliche, schmutzige und unförmliche Gesichter sah, als einem hier, und zwar unter dem weiblichen Theile des hessischen Landvolks, in jeder Gegend vorkommen. Breite und platte Gesichter voll grober Züge, dicke Lippen, weit auseinander gehende Nasenflügel, flachliegende Augen, eine gelbschwarze Haut und empor sträubendes Rabenhaar, oft auch noch ein geschwollener Hals, oder sogenannter Kropf

als Zugabe obenein, sind hier die gewöhnlichsten Bestandtheile der ländlichen Schönheit. Denkt man sich nun zu allen diesen Reitzen noch einen gar nicht vortheilhaft zugeschnittenen, meistentheils schwarzen, oft zerlumpten Anzug hinzu: so biete ich der Völkerkunde Troz, mir eine andere europäische Nation zu nennen, bei der die körperliche Bildung des weiblichen Geschlechts, im Ganzen genommen, noch mehr verunedelt und verhäßlichet erschiene.

Auffallend ist hierbei die Bemerkung, daß die Natur alle die körperlichen Vorzüge einer angenehmen Bildung, die sie dem weiblichen Geschlechte hier versagte, dem männlichen um so viel reichlicher zugemessen zu haben scheint. In der That habe ich in diesem Lande fast eben so viel wohlgebaute und wohlgestaltete Männer, als häßliche Weiber, gesehn. Es war natürlich, daß ich mir selbst die Frage aufwarf: woher dieser sonderbare Unterschied beider Geschlechter bei einem und eben demselben Volke doch wohl kommen möge? und die Antwort, die ich darauf fand, und die ich meinen Lesern vorlegen will, wird zugleich den Grund enthalten, warum ich diese ganze Bemerkung hieher gesezt habe. Sie ist diese.

Die Hessen sind seit vielen Jahren eine sehr militärische Nation gewesen. In mehr als einem Kriege hat man den größten Theil des Mannsvolks — Greise und Knaben ausgenommen — in den Waffen gesehn; und selbst in Friedenszeiten ist das Korps Truppen, welches hier unterhalten wird,

für

für den mäßigen Umfang des Landes sehr beträchtlich *). Eine Folge davon war, daß die heßische männliche Jugend früh unter Menschen von allerlei Ständen und Nationen kam; früh dem Körper nach geübt wurde; früh das verfeinerte Stadtleben in der Nähe sah, und einen gewissen entfernten Antheil daran nahm; mit einem Worte, früh Gelegenheit erhielt, an Leib und Seele in einem gewissen Grade ausgebildet, und veredelt zu werden.

Was mochte nun aber unterdeß, daß die kriegerischen Männer abwesend waren, das Schicksal der hinterlassenen Weiber und ihrer Töchter seyn? Ein sehr hartes, in der That; ein solches, wobei die Veredlung an Leib und Seele wohl unmöglich vorwärts gehen konnte. Auf ihnen ruhete nunmehr die ganze drückende Sorge der Haushaltung; von ihren schwachen Händen allein erwartete der Acker die ihm nöthige Bearbeitung, der Garten seine gehörige Bestellung, jedes häusliche Geschäft seine Abwartung; die jungen Kinder schrien um Brod; der abwesende Gatte im Felde bat um Zuschuß bald an Gelde, bald an Unterkleidungsstücken; der Staat verlangte seine Steuern; der Feind trieb seine

*) Eben da dies gedrukt werden soll, lieset man folgende für das Hessenland sehr erfreuliche Nachricht in den Zeitungen! „Der Landgraf von Hessencassel hat beschlossen, seinem Lande in Friedenszeiten mehr Arme zum Ackerbau zu schenken, und deswegen bei seinem Korps eine Reduktion vorzunehmen, wodurch das gute Vaterland ohngefähr 3000 Ackerleute, und mit demselben eine neue hoffnungsvolle Aussicht zu einem größern Wohlstande gewinnen wird.“

seine Brandschatzungen bei — Sorge, Mißmuth, übertriebene Sklavenarbeit, Mangel und Elend waren das Antheil dieser armen Weiber!

Aber was für einen Einfluß, werden meine jungen Leser fragen, konnte dies alles auf die Verunstaltung ihrer Körper haben? und ich antworte: einen sehr großen! Denn der Leib richtet ordentlicher Weise sich nach der Seele, die ihn belebt. Wird diese ausgebildet, erheitert und verschönert: so wird es jener auch; sinkt diese, es sey aus welcher Ursache es wolle, zu einem kümmerlichen, und blos thierischen Leben hinab, wobei keine Uebung ihrer edleren Kräfte, kein Genuß sittlicher Freuden mehr statt findet: so drükt sich das Grobe, Unausgebildete und Thierische des verwahrloseten Geistes auch zuverläßig in allen Zügen, und in dem ganzen Bau des daran theilnehmenden Körpers aus. Dies ist eine allgemeine Erfahrung, welche keinem Zweifel unterworfen ist; und auf diese Weise erklärte ich mir die obige Bemerkung.

Aber nun auch noch eine Nutzanwendung für dich, mein lieber Leser, und besonders auch für dich, meine liebe junge Lesrinn! Körperliche Schönheit ist zwar an und für sich selbst, wie du wohl weißt, keine Sache, auf deren Besiz ein gescheuter Mensch sich jemals etwas einbildet, oder deren Mangel ihn je bekümmert machen kann: aber sie ist doch immer ein Mittel mehr, wodurch man andern Menschen wohlgefällt, und also in so fern eben nicht zu verachten. Nun merke dir aber, daß es besonders eine Art von Schönheit giebt, und zwar die reizendste

unter

unter allen, deren Erwerbung **ganz von uns abhängt**; ich meine die Schönheit der weisen, aufgeklärten und rechtschaffenen Leute. Diese besteht nicht in einer glatten Haut von Milch- und Rosenfarbe, auch nicht eben in einem vorzüglich schönen Wuchse; nein! sie kann vielmehr in einem Gesichte voller Pockengruben, auf einer gelben Haut, ja sogar bei einem ganzen verwachsenen Körper statt finden. Sie ist der Ausdruk eines wohlgebildeten Verstandes und eines edeln wohlwollenden Herzens, welches sich in Blicken, Mienen, Stellung, Stimme und Geberden äussert. Fragst du mich, worinn dieser Ausdruk eigentlich bestehe, so muß ich bekennen, daß ich ihn besser fühlen, als beschreiben kann. Es ist etwas Sanftes, etwas Bescheidenes, etwas Ruhiges, etwas Freundliches, etwas Heiteres und Verständiges — in einer lieblichen Vermischung. Für diese höhere Schönheit haben alle gute Menschen Sinn; alle gute Menschen besitzen sie selbst, und lieben zugleich alle, an denen sie dieselbe wahrnehmen. Möchtest du sie auch besitzen? Siehe, hier hast du das untrügliche Rezept dazu: „Schmücke deinen Verstand mit jeder schönen und „nüzlichen Kenntniß aus, deren Erwerbung dir „in deinem Stande möglich ist; halte alle bös„artige Empfindungen und Triebe, als da sind: „Neid, Zorn, Habsucht, Eigensinn und böse „Lüste, weit von dir ab, und übe dich vielmehr „täglich in menschenfreundlichen, enthaltsamen „und tugendhaften Gesinnungen!“ Dies ist das ganze Geheimniß; und ich gestehe, daß ich die Gelegenheit, die sich mir darbot, von Schönheit und

Häß-

Häßlichkeit zu reden, aus keiner andern Ursache ergriff, als weil ich dir dieses erprobte Mittel bekannt zu machen wünschte. Versuche es nun selbst, und ich stehe für den Erfolg. —

Jezt ersuche ich meine jungen Leser, sich mit mir in Gedanken nach der Hauptstadt desjenigen Landes, von dem ich eben redete, nach Cassel zu verfügen.

Diese Stadt, welche mit den schönsten in Deutschland um den Vorzug streiten darf, liegt etwas abhängend an dem Fuße eines ansehnlichen Berges, den die vorbeifliessende Fulde benezt. Vermöge dieser ihrer angenehmen Lage kann die Reinigung der Strassen mit leichter Mühe geschehn, weil die Gassen alle abwärts nach dem Flusse laufen. So oft daher ein Regenschauer einfällt, wäscht dasselbe das ausserordentlich schöne Pflaster der Stadt so rein, als wenn es gescheuert wäre, und das unsaubere Waschwasser empfängt die Fulde. Ich sage: das außerordentlich schöne Pflaster; denn wirklich muß ich gestehn, daß ich ein schöneres — ich sage zu wenig — daß ich ein eben so schönes in keiner andern Stadt jemals gesehn habe. Bisher schien mir dasjenige, was man in der Neustadt zu Koppenhagen sieht, das Weiter gehts nicht der Vollkommenheit zu seyn: jezt aber, da ich Cassel kenne, habe ich diese Meinung aufgeben müssen. Hier hat man nemlich, so weit die neue Verpflasterung schon vollendet ist, die Steine nicht blos so zu legen und aneinander zu fügen gewußt, daß sie eine vollkommene ebene Oberfläche bilden: sondern man war auch

darauf

darauf bedacht, sie von einerley Größe auszusuchen, und sie dann nach graden Linien in Reihen und wiederum ins Kreuz zu legen, so, daß das Auge überall Ordnung und Ebenmaaß bemerkt. Die Steinart, deren man sich dazu bediente, ist der obenerwähnte harte und schwärzliche Bassalt, den man für ein vulkanisches Produkt hält.

Wollte ich mich darauf einlassen, meinen jungen Lesern nur die vorzüglichsten architektischen Schönheiten, und die unzählbaren Sehenswürdigkeiten dieser prächtigen Stadt zu beschreiben: so möchten sie sich nur immer darauf gefaßt halten, in diesem ganzen Bande aus Cassel nicht wieder hinauszukommen. Und doch würde ich auch alsdann bei weitem noch nicht alles erschöpft haben; sondern einen neuen Band zu Hülfe nehmen müssen. Aber sie können ruhig seyn; ich kenne das Langweilige, und das Ununterrichtende solcher todten Beschreibungen zu gut, und ich finde in meinem Tagebuche so viel andere, wo nicht immer interessantere, doch gewiß lehrreichere Bemerkungen, als daß ich, um einige Bogen anzufüllen, meine Zuflucht zu jenen zu nehmen genöthiget wäre. Eins und das andere muß ich indeß doch davon mitnehmen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich wirklich hier gewesen bin. Ich werde aber dafür sorgen, daß das, was ich davon aushebe, irgend etwas Unterrichtendes mit sich führen soll.

Wenn ich von der schönen Stadt Cassel rede, so meine ich allemal die Neustadt, welche dieses Beiwort

Bewunderung in hohem Grade verdient. Die Altstadt hingegen ist, wie schon ihr Name sagt, alt, krumm, und enge, wie die alten Städte alle sind. Jene hat einige herrliche öffentliche Plätze, worunter besonders der runde **Königsplatz**, und der noch geräumigere und prächtigere **Friedrichsplatz**, ausnehmend sehenswürdig sind. Beide sind mit Gebäuden von edler und schöner Bauart umgeben.

Mitten auf dem Friedrichsplatze steht in kolossalischer Grösse — ein Denkmal der Schmeichelei — die weisse marmorne Bildsäule des im vergangenen Jahre gestorbenen Herrn Landgrafen. Wenn ich dieses Werk der Kunst ein Denkmal der Schmeichelei nenne: so will ich damit keinesweges die Verdienste des Herrn Landgrafen in Zweifel ziehn — denn wer bin ich, daß ich über den Werth oder Unwerth der Götter dieser Erde zu richten mich unterfangen dürfte? — sondern ich will nur so viel damit sagen, daß die Errichtung einer Bildsäule unter den Augen dessen, dem sie errichtet wird, wohl von niemand anders, als von einem Schmeichler, der mehr sich selbst zu erheben, als seinen Herrn zu ehren sucht, in Vorschlag gebracht werden kann. Denn wollte man damit wirklich nichts, als das Andenken an den Herrn Landgrafen und an die Verdienste desselben verewigen: warum wartete man denn nicht damit, bis er selbst nicht mehr da wäre, um die Aufrichtigkeit dieser Absicht dadurch ausser allen Zweifel zu setzen? Die kurze und schöne Inschrift: Friderico patria, sagt viel; aber wie viel mehr würde sie sagen, und mit wie viel mehr

Rührung

Rührung würde der Wanderer dabei still stehn, wenn sie ein Paar Jahre später gesezt worden wäre.

Auf der im Museo befindlichen Bibliothek stößt man, gleich beim Eintritt, auf ein zweites Denkmal der Schmeichelei, welches noch auffallender ist. Es ist die Büste des verstorbenen Herrn Landgrafen mit folgender Inschrift:

Frédéric à la gloire alliant les vertus
Du *Sage* et du *Heros* offre ici le Modele
Dans ce Marbre animé par un ciseau fidele
Nous voyons *Ptolomée*, *Auguste*, *Titus*,

In der That, man müßte so viel Gutmüthigkeit besitzen, als der verstorbene Herr Landgraf wirklich gehabt haben soll, um eine so grobe Schmeichelei, die mehr einer Satire, als einem feinen Lobspruche ähnlich sieht, nicht nur ungeahndet zu lassen, sondern auch zu dulden, daß sie da hingepflanzt würde, wohin er selbst wöchentlich ein Paarmal zu kommen pflegte. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Schmeichler, der diese pralende Inschrift machte, dadurch ein Verdienst erworben zu haben wähnte, welches ihn würdig machte, mit seinem Helden zugleich in die Pforten der Unsterblichkeit einzugehen. Deswegen trug er Sorge, daß sein eigener werther Name, zusamt seinem Titel, unter die Inschrift zur Erbauung der Nachwelt zugleich mit eingegraben würde. Er heißt — ich bitte meine jungen Leser einen Reverenz zu machen — Msr. le Chevalier de Nerciat, damaliger Bibliothekar.

Auſſer den genannten beiden Plätzen verdient beſonders noch die Straſſe belle vuë genannt zu werden, welche eine Ausſicht beherrſcht, die wohl nicht ſchöner gedacht werden kann. Dieſe Straſſe, welche die äuſſerſte auf der ſüdöſtlichen Seite iſt, beſteht aus einer einzigen Reihe geſchmakvoller Gebäude, die auf einer Anhöhe ſtehen, deren Abhang mit einem ſchönen Kunſtgarten bekleidet iſt. An dem Fuße der Anhöhe ſchleicht ein kleiner Fluß vorbei, der ſich hier in die Fulde ergießt, und den einige Geographen fälſchlich zu einem Arme der Fulde gemacht haben. Zwiſchen ihm und der Fulde liegt in einem reitzenden Thale die ſogenannte Aue, eine große zu einem herrlichen Luſtgarten eingerichtete Halbinſel mit einem prächtigen Luſtſchloſſe. Jenſeits der Aue breitet ſich eine fruchtbare Ebene aus, in welcher Felder, Auen, Gärten, Luſthäuſer und Dörfer in großer Menge mit einander abwechſeln. Das Ganze wird von einem langen ſtattlichen Gebirge begrenzt, welches den Hintergrund dieſes großen Gemäldes macht.

Hier müßte ich wohnen, ſagte ich, wenn ich ein Maler oder Dichter wäre; und ſiehe! indem ich dies ſagte, zeigte man mir das Haus eines der größten jezlebenden deutſchen Maler, welcher eine Zierde dieſer Stadt und unſers Vaterlandes iſt. Er heißt Tiſchbein. Meine Leſer können denken, daß ich nicht unterließ, mich zu ihm führen zu laſſen, und ich weis nicht, ob der Anblik ſeiner Meiſterſtücke oder die Bekanntſchaft, die ich mit ſeinem guten, biedern und zugleich ſehr beſcheidenen Charakter

machte, mir die größte Freude verursachte. So viel weiß ich, daß es mir sehr wohl bei ihm war, und daß ich mich eben so ungern von ihm, als von den trefflichen Gemälden trennte, deren Schöpfer er war.

Bei dem Namen der Straße belle vue muß ich meinen jungen Lesern die Befremdung erzählen, mit der ich, bei meinem ersten Ausgange in Cassel, auf einmal wo nicht mitten in Frankreich, doch wenigstens in eine französische Grenzstadt versezt zu seyn glaubte. Meine Geographie sagte mir: Cassel ist die Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Cassel und liegt fast mitten in Deutschland: aber alles, was ich hier sahe und hörte, schien mir zu antworten: mit nichten! Cassel ist keine deutsche, ist vielmehr eine französische Stadt, so gut als eine, welche jenseit des Rheins liegt. Vor allen Läden und Buden hiengen Schilde mit französischen Aufschriften, wenigstens mit französischen und deutschen zugleich, sogar vor solchen, in welchen Bier und Brantwein geschenkt wird; die Herren und Damen giengen nicht nur vollkommen à la françoise gekleidet, sondern schienen auch sogar ihre deutsche Muttersprache verlernt zu haben. Ihre Manieren und Sitten waren französisch, ihre Lektüre französisch, ihr Theater französisch, ihr Urtheil französisch, ihre Thorheit alles, was deutsch ist, blos deswegen, weil es deutsch ist, zu verachten, mehr als französisch. Sonderbar! Sollte es denn wirklich schön und rühmlich seyn, die Eigenthümlichkeiten der Sprache, des Geschmaks und der Sitten seines

Vaterlandes dahinzugeben, um sich zum Affen eines fremden Volks zu machen? Meine jungen Leser mögen sich diese Frage selbst beantworten.

Doch dieses Schnupfenfieber der Nachahmung scheint jezt zu Cassel auf einmal sein Ende erreicht zu haben. Der jetzige Herr Landgraf, welcher vermuthlich dafür hält, daß es ehrenhafter sey, seinen eigenen graden Gang für sich zu gehn, als andern sclavisch nachzukriechen, hat, wie es scheint, den Vorsaz gefaßt, nicht nur selbst ein Deutscher zu seyn, sondern auch nur über Deutsche herrschen zu wollen. Es ist daher seit dem Antritte seiner Regierung schon viel Französisches in Cassel verschwunden, und deutsche Sitten, deutsche Sprache und Kunst scheinen nunmehr aus ihrer langen Verweisung wieder dahin zurükzukehren. Die deutschen Musen mögen ihn dafür mit Unsterblichkeit lohnen!

Unter den schönen und prächtigen Gebäuden in Cassel verdienen besonders das **Museum** und die neue **katholische Kirche** gesehen zu werden, lezteres sowohl ihrer schönen Bauart, als auch der herrlichen Gemälde wegen, womit **Tischbein** diese Kirche geziert hat. Ersteres enthält einen Schaz von Büchern, Naturalien, Münzen, Modellen und Kunstsachen, welcher den ersten Sammlungen dieser Art an die Seite gesezt zu werden verdient. Ich lasse mich aus Ursachen, die meine jungen Leser nun schon wissen, auf keine Beschreibung derselben ein. Aber es sey mir erlaubt, diejenigen unter ihnen, welche an Natur und Kunst Vergnügen finden, zu einer tausendmal unbeträchtlichern, mir aber

eben

eben so merkwürdigen Sammlung zu führen, von der ich mir zu behaupten getraue, daß sie an einem Orte, wo junge Forstmänner, Kammeralisten und Naturforscher gebildet werden sollen, tausendmal nüzlicher seyn würde, als alle die Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelgesteinen, welche andere Reisende in dem Museo anzustaunen pflegen.

Der Ort, wo ich diese Sammlung fand, ist ein kleines unansehnliches Haus in der **Menagerie**, d. i. in demjenigen Reviere des landgräflichen Augarten, wo allerhand ausländische Thiere unterhalten werden; und der Urheber und Besitzer derselben ist der Aufseher jener Thiere, der Menagerieinspektor **Schildbach**. Dieser mir merkwürdige Mann hat weder Erziehung, noch gelehrten Unterricht von irgend einer Art gehabt; und doch hat er sich in der Naturhistorie und in der Naturlehre ganz durch eigenen Fleiß und fast ohne alle Hilfsmittel, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben gewußt, welche einem Gelehrten Ehre machen würden. Er ist dabei ein geborner Künstler, ohne, so viel ich weiß, eine einzige Kunst von andern gelernt oder berufsmäßig getrieben zu haben. Alles, was seine lebhafte Einbildungskraft ihm vormalt, das weiß er auch auf irgend eine Weise künstlich darzustellen. Aber es ist Zeit, auf seine Sammlung zu kommen.

Beim Eintritt in seine gar nicht geräumige Wohnstube glaubt man in einem großen Glasschranke eine kleine Bibliothek von ohngefähr dreihundert Büchern zu erblicken. Tritt man näher, so wundert

man sich über den sonderbaren Band dieser Bücher, und hebt man endlich eins heraus, so erfährt man, daß es gar keine Bücher sind. „Und was sind es denn?“ höre ich meine jungen Leser fragen. — Kleine hölzerne Kästchen in Bücherform, welche die ganze Naturgeschichte aller Bäume und Holzarten enthalten, welche in der Landgrafschaft Hessen angetroffen werden. Ich will sie näher beschreiben.

Jedes dieser Kästchen ist aus einer besondern Holzart verfertiget, und zwar so, daß es vollkommen einem Buche gleicht. Der Rücken desselben ist mit der natürlichen Rinde desjenigen Baums belegt, dessen Geschichte das Kästchen darstellen soll; und der rothe Titel zeigt sowohl die botanische Benennung desselben nach dem Linneischen System, als auch den gemeinen Namen, und zwar in deutscher, französischer und englischer Sprache an. Die beiden Deckel des Buchs sind von der nemlichen Holzart, und zwar der eine der Länge nach, der andere in die Queere geschnitten, um sowohl den Fadengang derselben an dem einen, als auch die Kreise des alljährlich in Holz verwandelten Splints an dem andern Deckel beobachten zu lassen. Diejenigen drei Seiten des Kästchens, welche man an einem Buche den Schnitt zu nennen pflegt, sind von der nemlichen Holzart, doch so gewählt, daß man daraus die Verschiedenheit des Holzes in Ansehung des verschiedenen Alters desselben ersehen kann. Es ist nemlich die eine dieser Seiten von einem jungen, die andere von einem noch nicht ganz erwachsenen, und die dritte von einem zu seiner völligen Reife gedie-

gediehenen Baume dieser Art genommen. Irgendwo ist auch entweder etwas Gummi, wenn die Baumart dergleichen enthält, oder ein kleiner Schwamm von denen angebracht, die an einen solchen Baum sich anzusetzen pflegen.

Jezt wird das Kästchen aufgemacht, und da wird man auf einmal durch den Anblik der ganzen übrigen Naturgeschichte des Baums auf die angenehmste Weise überrascht. Man erblikt einen kleinen Zweig desselben; an ihm sieht man Blätter- und Fruchtknospen, ganze Blätter, Blühtenknospen, welche eben aufgebrochen sind und in denen die Befruchtung jezt vor sich gehen will: wiederum andere in denen die Befruchtung schon geschehen ist, dann die junge, die halbausgewachsene und die reife Frucht, zusamt den Saamenkörnern. Das meiste dieser Dinge ist aus der wirklichen Natur genommen, und zur Erhaltung mit einem Firniß überzogen worden; andere, welche in der Natur nicht aufbewahrt werden können, wie z. B. Obst, waren von Wachs so künstlich nachgemacht, daß sie täuschten. Am meisten bewunderte ich hierbei die Geschiklichkeit, mit welcher der Mann die zarten Befruchtungstheile der Blühten in ihrer natürlichen Lage und Stellung so zu erhalten weiß, als ob sie so eben erst vom Baume genommen wären. Noch sahe man ein oder das andere Insekt daneben liegen, welches diesem Baume seinen Unterhalt verdankt.

Auf eine eben so sinnreiche und geschikte Weise hat der Mann eine zweite Sammlung gemacht, welche die Naturgeschichte aller einheimischen Vögel

stellt. Jeder Vogel hat sein eigenes mit einer Glasscheibe bedektes Kästchen, worinn sowohl er, als auch sein Weibchen, in der ihnen natürlichen Stellung ausgestopft stehen oder sitzen. Neben ihnen sieht man ihr natürliches Nest, so befestiget und hingestellt, wie es in der Natur zu seyn pflegt. In dem Neste liegen die natürlichen Eyer dieser Vögel, auch sizt wohl eins der schon halbbefiederten Jungen daneben. In dem Schnabel oder neben sich hat jeder Vogel etwas von dem, was seine vorzüglichste Nahrung auszumachen pflegt; und die Aufschrift des Kästchens enthält abermals sowohl den systematischen als auch den gemeinen Namen desselben.

Ich stelle es jezt dem Urtheile meiner jungen Leser anheim, ob ich Unrecht hatte, wenn ich diese Sammlung für nüzlicher und sehenswürdiger ausgab, als die vielen künstlichen Uhren, goldenen und silbernen Gefäße und Werkzeuge und die vielen andern unnüzen Kostbarkeiten, welche die Kunstkammer des Museums enthält. Wie geschwind und angenehm könnte der künftige Forstmann aus dieser Sammlung diejenigen Kenntnisse einsammeln, die ihm zu seinem Berufe nöthig sind! Und warum fand sich noch kein Fürst unter denen, welche Millionen übrig haben, wofür sie prächtige Palläste erbauen, kostbare Gallerien und Kunstkammern anlegen können, der diese so nüzliche Sammlung für ein Paar tausend Thaler zu seinem und seines Landes Eigenthum machte? —

In der erwähnten Menagerie, worüber Herr **Schildbach** die Aufsicht hat, sieht man allerley ausläu-

ausländische Thierarten, z. B. Kameele, Büffel, fremde Schaafe, Steinböcke, Murmelthiere, allerlei indianische und afrikanische Vögel u. s. w. Am meisten zog ein Vogel meine Aufmerksamkeit auf sich, den ich hier zum erstenmale erblikte. Es war ein sogenannter Cacadon à cblere, ein scheußliches Thier von Ansehen und Gemüthsart. Wenn meine Leser schon so alt wären, daß sie fünfzehn bis sechszehn Jahre rükwärts denken könnten: so würden sie wie ein gewöhnlicher Cacadon aussehe, wissen, ohne ihn gesehen zu haben. Denn so lange ist es ungefähr her, daß die Männer und Jünglinge nach der Mode sich das Haar en cacadon frisiren ließen, und dadurch dem Kopfe nach, diesem Thiere ziemlich ähnlich wurden. Es ist eine Art von Papagay, der sich vor andern durch ein erstaunlich hohes Toupet unterscheidet, welches er nach Gefallen beinahe senkrecht in die Höhe richten kann. Der Cacadon à colere hat ursprünglich die nämliche Gestalt; aber er ist dabei von so zänkischer und zorniger Gemüthsart, daß er mit jedem, der sich ihm nähert, ohne alle Ursache unaufhörlich zankt, und sich dabei, weil er seine Wuth auf keine andere Weise befriedigen kann, unter einem gräulichen Geschrei selbst die Federn ausrauft. Er ist daher beständig vom Halse bis auf den Steiß so kahl und federlos, wie eine gerupfte Henne, welche eben in den Topf gethan werden soll. Nur sein hohes Toupet allein, welches er mit dem Schnabel nicht erreichen kann, bleibt, wie die Natur es ihm gegeben hat, und sträubt sich bei jedem Zorngeschrei, welches er ausstößt, fürchterlich in die Höhe. Ein wahres Eben-

bild eines zänkischen und zornigen Menschen, den seine Leidenschaft verunstaltet, und der sich selbst am meisten schadet, indem er gegen andere erbittert wird! Armer Cacadon! Arme verblendete Menschen! —

Aber es ist Zeit, für meine Leser und mich hier einen Ruhepunkt zu machen.

8.

Noch etwas von Cassel.

Ehe ich in der Beschreibung der hiesigen Merkwürdigkeiten fortfahre, sey es mir vergönnt, ein Paar rührende Auftritte zu erzählen, von denen ich hier auf die angenehmste Weise überrascht wurde.

Ich saß, vom Herumlaufen ermüdet, auf meinem Zimmer. Es pochte jemand an, und auf meine Einladung trat ein junger Officier herein, der mit einem lauten Freudengeschrei sich mir in die Arme warf. „Kennen Sie mich nicht?“ rief er aus, da ich ihn fragte, von wem ich die Ehre hätte, so freundschaftlich begrüßt zu werden. „Kennen Sie Ihren ehemaligen Zögling B** nicht mehr?“ Jezt erkannte ich ihn und schloß ihn mit Entzücken in meine Arme.

Er war einer der Zöglinge des Dessauischen Instituts, zu der Zeit, da man mir die Direktion dieser Erziehungsanstalt anvertraut hatte; damals ein Knabe von zehn Jahren, den seine vortreffliche Mutter, die ehemalige Oberhofmeisterin von B**

zu

zu Berlin, meiner besondern Fürsorge empfohlen hatte. Von seinen nachherischen Schikfalen war mir nichts gemeldet worden; ich wußte daher auch nicht, daß ich ihn in Cassel wieder finden würde; um so viel lebhafter war mein Vergnügen über dieses unerwartete Wiedersehn.

Meine Freude wuchs in eben dem Maaße, in welchem ich mich theils durch eigene Beobachtungen, über ihn, theils durch eingezogene Nachrichten überzeugte, daß der Jüngling den Hoffnungen entsprach, die ich mir von ihm gemacht hätte, da er noch ein Knabe war. Haben meine Leser etwa schon der Freude genossen, die erste süsse Frucht eines jungen Baums zu schmecken, dessen sie, da er noch ein zartes Bäumchen war, selbst gepflegt und gewartet hatten? Wäre dies, so könnten sie sich ungefähr ein Hunderttheilchen der rührenden Freude denken, welche Eltern und Erzieher empfinden, wenn sie diejenigen wiedersehn, die sie zur Tugend und Glükseligkeit zu bilden suchten, und nun in der Ueberzeugung, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen sey, die ersten Früchte ihrer zärtlichen Sorgfalt genießen.

An eben diesem Tage hatte ich noch einen zweiten nicht minder rührenden Auftritt. Ein würdiger Erzieher führte mir die hinterlassene Familie des Obersten von W** zu, den ich, da ich noch Prediger in Potsdam war, als einen sehr braven Mann kannte, und unter meine Freunde zählen durfte. Der älteste von seinen verwaiseten Kindern, denen er nichts als die Ehre der Rechtschaffenheit und ein

guten

gutes Beispiel zur Nachahmung hinterlassen konnte, war jezt ein Jüngling von sechzehn Jahren. Ich hörte von ihnen folgende traurige Begebenheiten, die diesen unglüklichen Kindern vor ungefähr einem Jahre begegnet war.

Ihre zärtliche und sehr edle Mutter pflegte nach dem Tode des geliebten Gatten, je zuweilen einen Gang nach dem Grabe desselben zu machen, und ihre vier Kinder mit sich dahin zu führen. Die beiden Jüngsten hiengen ihr dann an den Armen, und die beiden Aeltesten giengen voraus. So war sie auch jezt aus der Stadt gegangen, und näherte sich dem Kirchhofe. Schon sahe man das Grab; sie zeigte es mit nassen Augen den Kleinsten ihrer Kinder von fern, und in demselben Augenblicke stürzt sie, vom Schlage gerührt, todt zur Erde. Die Kinder fallen weinend und schreiend über sie her, versuchen sie aufzuheben, legen sich ihr auf den Mund, um ihr Luft einzublasen, aber umsonst! Einer von ihnen läuft nach der Stadt, trift einen Wundarzt auf der Straße und muß ihn fast mit Gewalt mit sich fortziehn, weil der phlegmatische Mensch nicht von der Stelle zu bringen ist; kommt endlich mit ihm an, die Kinder bitten, flehen, daß er ihr geschwind, geschwind eine Ader schlagen möchte: allein der Unwissende behauptet, es sey weiter nichts als eine Ohnmacht, und will nicht Aderlassen. Endlich zieht der Aelteste, ein eben so gesezter und verständiger als schwächlicher Jüngling, ein Federmesser aus der Tasche, um seiner Mutter selbst eine Ader aufzureißen. Diese edle Entschlossenheit

senheit des Kindes bewegt denn endlich den trägen Wundarzt, sein Amt, wiewohl mit großer Langsamkeit, selbst zu verrichten. Das Blut fließt, aber der Körper bleibt entseelt. Die armen, nun völlig verwaiseten Kinder müssen ohne Mutter zurükkehren. —

Ich bin versichert, daß meine jungen Leser mir für die Mittheilung dieser kleinen Geschichte danken werden. Ich erzähle sie aber nicht, um eine müßige Rührung bei ihnen hervorzubringen, sondern um ihnen die vernünftige Entschlossenheit des ältesten dieser unglüklichen Kinder zur Nachahmung auf ähnliche Fälle zu empfehlen.

Am folgenden Tage fuhr ich in Begleitung einiger Freunde, und zwar mit Extrapost nach dem landgräflichen Schlosse **Weissenstein**, welches ungefähr eine halbe Stunde von Cassel auf einer felsigten Anhöhe am Fuße des sogenannten **Winterkasten** liegt. Warum mit Extrapost? — Weil man nicht blos aus Cassel heraus, sondern auch in Cassel selbst, dafern man keine eigene Equipage hat, nicht anders als auf diese Weise fahren darf. Hier fährt man sogar Visite mit Extrapost; und eine Folge davon ist, daß man hier besser thut, sich seines angebornen Fuhrwerks, der Füße, zu bedienen, es sey denn, daß man das Zipperlein oder einen großen Vorrath überflüßigen Geldes habe. Bei mir war nun weder das eine noch das andere der Fall; und ich würde daher auch nicht gefahren seyn, wenn ich die hiesige Einrichtung des Fuhrwesens nicht erst da erfahren hätte,

hätte, als der bestellte Wagen bereits vor dem Hause hielt.

Der Weg von der Stadt bis nach dem Schlosse Weissenstein ist eine schnurgrade, auf beiden Seiten mit Bäumen besezte Kunststrasse, an welcher von Jahr zu Jahr immer mehr neue Häuser entstehen, wodurch Stadt und Schloß in kurzem mit einander verbunden werden. Das Schloß selbst fällt nicht sonderlich ins Auge: aber der vortreffliche englische Garten, welcher hinter demselben anhebt, schon jezt einen großen Theil des breiten und hohen Berges bedekt und immer weiter ausgedehnt wird, ist um so viel sehenswürdiger. Ich zweifle, daß man etwas Schöneres, Prachtvolleres und Kühneres von dieser Art in Deutschland sehen könne.

Fast alle Theile dieses Gartenberges stellen irgend etwas aus dem fabelhaften Reiche der Schatten oder aus der alten Feenwelt, hie und da auch aus der wirklichen Geschichte vor; eine Vermischung des Wahren und des Fabelhaften, welche den Regeln des guten Geschmaks nicht sehr gemäß zu seyn scheint. Da sieht man die sogenannten Höllenflüsse **Styx**, **Cocytus** und **Acheron**, die Insel der **Calypso**, die meine jungen Leser aus ihrem Telemach kennen werden, den Pallast und Garten der **Circe** einer Hexe, welche die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelte, die **elysäischen Felder**, die Höhle der **Sybille**, einer andern Hexe, welche weissagen konnte, die alten Philosophen **Demokritus**, welcher über die Thorheiten der Menschen lacht, **Heraklytus**, welcher darüber weint, den

Anaxagoras und Pythagoras, deren jeder in einer besondern Parthie des Gartens in einem ihm angemessenen Häuschen und in einer täuschenden Figur in Lebensgrösse dargestellt worden ist; ferner den Diogenes in seinem Fasse und den Sokrates in seinem Gefängnisse, wo er über die Unsterblichkeit der Seele nachdenkt. Wiederum sieht man neben einem Bassin die Grotte des Neptuns und seiner Begleiter; weiter hin die Höllengrotte, welche vielleicht das sehenswürdigste vor allen ist. Von dieser muß ich daher wohl erst eine kurze Beschreibung machen.

Diese Grotte ist gleichfalls neben einem Springbrunnen und einem Wasserbehälter angelegt. Ausserhalb derselben erblikt man die Furien und ähnliche mythologische Fratzen fürchterlich schön in Stein gehauen. Die Fenster und Fensterthüren der Grotte bestehen aus gelbem Glase, wodurch das Tageslicht auf eine so sonderbare Weise fällt, daß man beim Eintritte in die Grotte nicht umhin kann, zu glauben, daß sie durch Flammen erhellt werde. Die Täuschung ist so stark, daß man sich wirklich nach dem Orte des Flammenfeuers umsieht. Das Inwendige der Grotte ist mit lauter schöngearbeiteten Figuren und Gruppen aus weißem Marmor geziert, welche irgend eine mythologische Person oder Geschichte aus dem Höllenreiche vorstellen. Gleich beim Eingange strekt einem der Höllenhund Cerberus drei gräuliche Rachen entgegen und gegen ihn über steht mit aufgehobener Keule Herkules, um ihm, wie es scheint, die drei Köpfe einzuschlagen.

In

In der Mitte sitzen auf einem erhabenen Throne der Höllengott **Pluto** und seine Gemahlin **Proserpine**; neben ihnen halten die drei Höllenrichter **Minos, Radamantus** und **Aeakus**, Gericht über die abgeschiedenen Geister, und weiter hin erblikt man die **Parcen**, welche das menschliche Leben spinnen. Die eine zieht den Faden aus, die andere läßt ihn fortlaufen, und die dritte, mit einer Scheere bewaffnet, schneidet ihn ab. Weg ist alsdann der Mensch!

An einer andern Stelle sieht man den **Orpheus**, der die Erlaubniß erhalten hat, seine Frau **Euridice** wieder ins Leben zurükzuführen, doch nur unter der Bedingung, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen soll, bis er das Reich der Schatten verlassen und das Licht der Oberwelt wieder erreicht haben wird. Aber ach! der unglükliche Gatte kann dem Verlangen, sein liebes Weib schon jezt zu sehn, nicht länger Widerstand thun: er sieht sich um und — Euridice ist verschwunden!

Wiederum ist zu schauen **Tantalus**, der bis an den Hals im Flusse steht und gleichwohl, weil er sich nicht bücken kann, von brennendem Durste unaufhörlich gequält wird; **Sysiphus**, der einen großen Stein einen steilen Berg hinauf wälzen muß, aber nie damit zu Stande kommt, weil ihm derselbe, so oft er beinahe den Gipfel des Berges erreicht hat, jedesmal wieder aus den Händen schlüpft und hergunter rollt; endlich **Ixion**, der auf ein Rad gebunden ist, welches, ohne still zu stehen, unaufhörlich herum gedrehet wird. Ein bei diesen Gequälten

quälten hingestellter Satyr lacht, als wenn er bersten wollte, und man kann ihn nicht ansehn, ohne mitzulachen.

Die schönste Gruppe, die man, meinem unmaßgeblichen Urtheile nach, in dieser Grotte sieht, stellt die ewige Höllenarbeit der neun und vierzig Töchter des Danaus vor, welche, wenn wir der Fabel glauben wollen, ihre neun und vierzig Gatten alle in der ersten Nacht ermordeten, und dafür von den Höllenrichtern zu der endlosen Arbeit verurtheilt wurden, ein durchlöchertes Faß mit Wasser anzufüllen. Danaus hatte zwar der Töchter fünfzig; aber eine derselben war menschlicher gewesen, als ihre grausamen Schwestern, hatte des Lebens ihres jungen Gatten geschont, und hatte daher auch an der Strafe der Schwestern keinen Theil. Der Ausdruk des Gesichts, mit welchem die eine Wasser schöpft, die andere den Krug emporhebt und eine dritte verzweiflungsvoll in das leere Faß hinabblikt, schien mir meisterhaft zu seyn. Daß übrigens nicht die neun und vierzig Danaiden alle, sondern nur einige derselben hier zu sehen sind, versteht sich, denke ich, wohl von selbst.

Genug von dieser abscheulich schönen Grotte!

Indem man so von einer Sehenswürdigkeit zur andern fortschreitet, hat man nach und nach eine solche Höhe erstiegen, daß man beinahe den Gipfel des Berges schon erreicht zu haben glaubt. Aber wehe dem, dessen Kräfte nun schon erschöpft sind, und der gleichwohl das Sehenswürdigste von allem, den berühmten Wasserfall und dann das Felsenge-

bäude auf dem Gipfel des Berges bis in die kolossalische Figur des Herkules hinauf noch in Augenschein zu nehmen wünscht! Denn von hier bis dahin muß er sich gefallen lassen, nicht weniger als achthundert zwei und neunzig Stufen auf einer breiten Treppe aus Fels gehauen zu ersteigen. Man denke, was das sagen wolle, da ein Thurm von zweihundert Stufen schon unter die ansehnlichen gehört!

Meine Freunde und ich waren indeß entschlossen, nicht von dannen zu gehn, bevor wir nicht auch dieses Abentheuer bestanden hätten. Wir fiengen also muthig an zu steigen; aber ohngeachtet wir von Zeit zu Zeit Halt machten, um wieder zu Athem zu kommen: so fehlte doch nicht viel, daß ich, um meiner Brust zu schonen, auf das Vergnügen, den Gipfel zu erreichen, hätte Verzicht thun müssen. Ich erreichte ihn indeß glüklich; aber nun entstand eine neue Verlegenheit. Das Ersteigen einer so fürchterlich hohen Treppe hatte so manchen Schweißtropfen gekostet, und die auf dem Gipfel des Berges herrschende Luft war so kalt und rauh, daß man, nach einer solchen Erhitzung, besorgen mußte, sich hier auf eine gefährliche Weise zu erkälten. Eine Tasse Thee oder Kaffee würde uns hier gar treflich zu statten gekommen seyn; aber woher diese so nahe unter den Wolken? Ich sahe indeß in einiger Entfernung ein Paar zerstreute Hütten stehn und lief dahin. In der ersten fand ich ein altes Mütterchen, welches mich auf die bittende Anfrage: ob sie mir nicht irgend ein Getränk zur Erwärmung zu machen im Stande wäre? ziemlich schnöde gehen hieß.

In

An der andern wollte es mir anfangs eben so wenig glücken: aber durch anhaltendes Bitten erlangte ich doch am Ende die Gunst, daß man mir ein Töpfchen voll gewärmte Milch überließ. Ich lief hierauf erquikt zurük nach dem erstaunlichen Felsengebäude des sogenannten **Winterkastens.**

Der Anblik dieser mit seltener Kühnheit aufgeführten Felsenmasse hat etwas Demüthigendes und Erhebendes zugleich. Man fühlt sich nemlich, indem man so daneben steht, oder unter die hohen Schwibbögen und Gewölbe von ungeheuern Quaderstücken tritt, dem Körper nach zu der Kleinheit eines Insekts zusammengeschrumpft; und wenn man hiebauf erwägt, daß **Menschen** es waren, die diese Felsen zusammenwälzten, sie so kunstmäßig auf einander thürmten und dadurch ein Gebäude errichteten, welches der Ewigkeit zu trotzen scheint: so kann man nicht umhin, sich in dem Gedanken, selbst **Mensch zu seyn**, wiederum recht groß zu fühlen.

Das ganze hohe Gebäude ist, wie gesagt, aus lauter großen Felsenstücken zusammengesezt. Der Gipfel desselben ziert die ungeheure kupferne Bildsäule des Herkules, von deren Größe meine jungen Leser sich ungefähr einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß in der Keule desselben, welche nicht dicker als seine Schenkel ist, vier bis fünf stehende Menschen Plaz haben. Und doch erscheint dieser Koloß, von der Spitze des Berges gesehn, in gewöhnlicher Menschengröße, und am Fuß des Berges nicht viel größer, als eine Mario-

nettenpuppe. Ueberhaupt verliert das Ganze viel, wenn man es aus der Ebene ansieht, weil es alsdann von beiden Seiten des sehr breiten Berges, worauf es steht, zu sehr verkleinert wird. Wäre dieser Berg ein sogenannter Pico oder Spizberg, so würde das Riesengebäude auf seinem Scheitel zehnmal größer erscheinen.

Jezt wollte man den Wasserfall und die damit verbundenen vielen Wasserkünste spielen lassen; wir fiengen daher wieder an, den Berg hinabzugehn. Da gab es nun abermals bei jedem Absatze viel mehr zu sehen und zu hören, als ich, wenn ich nicht gar zu weitläuftig werden will, beschreiben darf. Hier strömte Wasser aus der Urne eines so genannten Wassergottes herab; dort spie ein ungeheurer Riesenkopf einen ganzen Strom in die Luft; hier und dort und da durchkreuzten sich hundert kleine Vexierfontainen und benezten die Zuschauer, die nicht wußten, wohin sie flüchten sollten, um davor gesichert zu seyn. Innerhalb eines Felsen, aus welchem Wasser strömt, hört man ein Orgelspiel, und weiter unten blasen zwei Tritonen von Wassergöttern auf ihren Hörnern auf eine so starke Weise, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Der Wasserfall selbst hat, wenn ich anders recht gezählt habe, fünf und zwanzig Absätze! aber grade diese Vielheit der auf einander folgenden Fälle, verursacht, daß sowohl jeder insbesondere, als auch das Ganze keine große Wirkung auf den Zuschauer macht. Steht man unten am Ende aller dieser Absätze, so scheint einem das Ganze ein einziger den Berg herab-

herabschießender Bach zu seyn. Hat man besonders schon vorher einen oder den andern merkwürdigen Wasserfall, etwa den Rheinfall bei Schaffhausen, in der Natur gesehn: so kann man in diesem unmöglich etwas Großes finden, bei dem man lange verweilen möchte.

In dem lezten Bassin am Fuß des Berges erhebt sich ein Springbrunnen zu einer Höhe, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Nicht etwan ein dünner Wasserstrahl, wie bei den gewöhnlichen Fontainen, sondern eine ganze dicke Wassersäule steigt nicht weniger, als hundert und achtzig Fuß hoch, und macht vom Winde bewegt und von der Sonne beschienen, eine unbeschreiblich schöne Wirkung.

Und dies mag denn auch genug seyn von den unzählbaren hiesigen Sehenswürdigkeiten, die ich meinen Lesern nicht stükweise beschreiben, sondern von denen ich ihnen nur eins und das andere zur Probe erzählen wollte. Man fährt noch immer fort, dieselben zu vermehren. Wir sahen z. B., eine Menge Menschen mit dem Ausgraben eines großen Raums beschäftiget, in welchem ein See angelegt werden soll. Nahe dabei ist erst neuerdings eine arkadisch schöne Meierei fertig geworden, bei welcher Ostfriesische und Schweizer Kühe, so wunderschön von Gestalt und Farbe, als ich sie noch nie gesehen hatte, und eine ganze Heerde amerikanischer Schaafe weideten — ein trauriger Anblik für die vielen Wittwen und Waisen, deren Gatten und Väter in eben dem Lande erschlagen wurden, aus welchem Hessen diese Schaafe zum Ersaz erhielt!

Was mein Vergnügen bei der Beſichtigung aller dieſer Herrlichkeiten ausnehmend ſchwächte, war der Anblik zerlumpter Bettler, welche an dieſem prachtvollen Orte und alſo nahe unter den Augen des Durchlauchtigſten Bewohners dieſer paradieſiſchen Gegend herumgiengen und um Almoſen ſteheten. Warum war denn bei den Lebzeiten dieſes Herrn unter denen, die er ſeiner Vertraulichkeit würdigte, keiner, der das Herz hatte, ihm den Rath zu geben, ſich durch Vermächtniſſe zu guten Armenanſtalten ein Denkmal zu ſtiften, rührender und dauernder als das, was die Schmeichelei ihm auf dem Friedrichsplatze errichtet hat?

Vor einigen Jahren ſoll es in dieſer Betrachtung noch viel ärger hier geweſen ſeyn. Damals liefen, wie man mir erzählt hat, die Bettler, beſonders die Kinder derſelben ſchaarenweiſe hinter jedem wohlgekleideten Menſchen her, der ſich auf der Straße blicken ließ. Da erbarmte ſich — nicht der Staat — ſondern eine wohlthätige Geſellſchaft bloßer Privatperſonen dieſer öffentlichen Noth, und machte einen Plan zu einem Arbeitshauſe für diejenigen Kinder, welche bisher von Almoſen leben mußten, um dieſelben ſowohl zu verſorgen, als auch zu einem arbeitſamen und gemeinnützigen Leben zu erziehn. Der Herr Profeſſor **Casperſon** ſtand an der Spitze dieſer Edeln. Jeder derſelben erbot ſich zu einem ſeinen Umſtänden angemeſſenen Beitrage; und der ganze Entwurf wurde dem hochſeligen Landgrafen mit der Bitte um ſeinen Beitritt vorgelegt. Dieſer ſchenkte der Unternehmung — ſeinen Beifall, und

zugleich

zugleich ein zu diesem Behufe nicht sehr bequemes altes Bürgerhaus, welches er dazu kaufen ließ.

Ich besuchte diese Anstalt, freute mich über die darinn bemerkte Ordnung und Reinlichkeit, und bewunderte den Fleiß der Kinder, deren einige Baumwolle spannen, andere Band webten. Die Zahl derselben ist schon sehr ansehnlich.

Eine zweite gemeinnützige Anstalt, die ich gleichfalls besuchte, ist das hiesige Schulmeisterseminarium, eine Pflanzschule künftiger Landlehrer, die zu ihrem künftigen Berufe zwekmäßig vorbereitet werden. Aber leider! beruhet auch dieses nüzliche Institut größtentheils auf dem gutwilligen Eifer eines einzigen braven Mannes, des an der hiesigen Stadtschule stehenden Kantors Georgi *), der, wenn ich mich des Gehörten recht erinnere, für alle Mühe der Aufsicht und des Unterrichts, die er dieser Anstalt, außer seinen eigentlichen Berufsgeschäften, widmen muß, nicht mehr als fünfzig Thaler einzunehmen hat. Ueberhaupt flossen zu der Zeit, da ich hier war, aus der fürstlichen Kasse dieser Pflanzschule, jährlich nicht mehr als 150 Thaler zu, — eine ärmliche Summe für einen so gemeinnützigen Zwek! Die künftigen Dorflehrer werden hier im Schreiben, Rechnen, Singen, auf der Violine, vor-

*) Hätte der Herr Professor Cramer in Kiel diesen wackern Mann gekannt, oder den Eifer gesehn, mit welchem er sich die Bildung der jungen Landschullehrer angelegen seyn läßt: so würde er, vermuthe ich, die ihm zugesandte Verunglimpfung desselben seinem musikalischen Magazine nicht einverleibt haben.

vornemlich aber auf dem Klavier unterrichtet, um einst die Orgel schlagen zu können. Auch lernen sie etwas Erdbeschreibung und Geschichte; und um die Kunst zu unterweisen, theils von andern abzusehn, theils durch Uebung sich zu eigen zu machen, müssen sie sowohl einigen Lehrstunden in der öffentlichen Schule beiwohnen, als auch in dem vorher beschriebenen Arbeitshause für Kinder selbst Unterricht geben. —

Folgende kleine Begebenheit, die sich während meines hiesigen Aufenthalts zutrug, erzähle ich meinen jungen Lesern, weil sie daraus lernen können, wie vorsichtig man an fremden Orten mit solchen Personen umgehn müsse, von deren Rechtschaffenheit man noch keine überzeugende Beweise hat.

Es war kurz vor der hießigen Messe. Unter den Fremden, welche sich dazu einstellten, befanden sich auch zwei Herren, der eine ein Deutscher, der andere ein Franzose, wovon der erstere sich für einen Grafen, der andere, ich weis nicht wofür, ausgab. Beide hatten sich in eben den Gasthof einquartirt, worinn ich selbst abgetreten war; allein, da der Wirth in den Reden und in dem Betragen dieser Leute etwas ihm Verdächtiges zu bemerken glaubte, so benachrichtigte er die Policei hievon und bat, daß man sie anhalten möchte, entweder ihren wahren Stand und ihr Gewerbe anzugeben, oder sein Haus zu verlassen. Dies geschahe; und die beiden Abentheuer fanden für gut, das Lezte zu wählen.

Unter dem Vorwande, mit der nächsten Post weiter reisen zu wollen, schlagen sie ihre einstweilige

Woh-

Wohnung nunmehr in dem Posthause auf, wo zu eben der Zeit auch ein Juwelenhändler aus Paris abgetreten war. Mit diesem suchen sie Bekanntschaft zu machen, und der gutmüthige und leichtgläubige Mann, der nichts Böses ahndet, kommt ihrem Verlangen auf halbem Wege entgegen. Es wird Abend, und der eine von den beiden neuen Freunden weis ihn zu bereden, daß er mit ihm in die Komödie geht: aber wie groß ist das Entsetzen des armen Mannes, da er bei seiner Zurükkunft seinen Koffer erbrochen, und statt seiner Juwelen und seines Geldes einen leeren Raum findet!

Man durchsucht das Haus; der eine Fremde wird vermißt; man schöpft Argwohn, bittet die Polizei um Hülfe, und noch in der nemlichen Nacht werden mehrere Leute zu Pferde aus allen Thoren ausgesandt, um dem Entronnenen nachzusetzen. Einige von ihnen kommen ihm denn auch bald auf die Spur. Zum Glük hatte der Gauner nicht reiten gelernt; er mußte sich also fahren lassen, welches ihn nöthigte, auf der Straße zu bleiben, und wodurch es den nachsetzenden Reutern leicht gemacht wurde, ihn einzuholen. Dieses geschahe ohngefähr achtzehn Meilen von hier an einem Orte in Franken, wo man ihn zur Nachtzeit entkleidet im Bette fand. Bei seiner Gefangennehmung wollte er sich zur Wehre setzen; allein er ward übermannt, und in Banden gelegt. Indeß fand man bei angestellter Durchsuchung seiner Kleider von den gestohlnen Juwelen nichts; allein nach einigen Verhören wurde er endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er sie

irgendwo in die Erde gescharrt habe. Man führte ihn hierauf nach dem angegebenen Orte hin, und es fand sich, wie er ausgesagt hatte.

Dasmal bekam also der Kaufmann seine Kleinodien wieder. Sicher wird er künftig vorsichtiger seyn; und besonders an fremden Orten, ganz besonders an solchen, wo Jahrmärkte und Messen gehalten werden, künftig die weise Vorsicht befolgen:

Traue — schaue wem.

Und eben diese nöthige Vorsicht empfehle ich auch meinen jungen Lesern bestens.

Noch verdient von **Cassel**, bevor wir weiter reisen, Folgendes angemerkt zu werden. —

Dieser Ort verdankt seinen blühenden Zustand größtentheils dem unvernünftigen Verfolgungsgeiste, welcher unter **Ludwigs XIV.** Regierung in Frankreich herrschte. Meine jungen Leser wissen ohne Zweifel schon, wie viel tausend **Hugenotten**, d. i. reformirte Christen, damals aus ihrem Vaterlande unbarmherzig verjagt wurden. Von diesen wanderten sich viele nach Cassel, wurden hier, wie in andern deutschen und preußischen Städten, liebreich und mit Freuden aufgenommen; und ihrer fleißigen Geschicklichkeit verdankt man nun die vielen Künste und Manufakturen, welche seitdem in diesen Städten empor gekommen sind. Cassel ist besonders reich daran. Man verfertigt hier goldene und silberne Treffen, eine Art von Porcellan, aus dem sehr geschmakvolle Urnen und andere Gefässe gemacht werden, sehr feine Hüte, allerlei wollene und seidene

Waaren,

Waaren, Spiegel u. s. w. Die Bevölkerung dieser Stadt wird von Büsching auf 21000, von einem neuern Reisenden *) hingegen gar auf 32000 Seelen geschäzt, welches aber zuverläßig übertrieben ist.

Uebrigens glaubt ein Fremder, beim Anblik des hiesigen Militärs, in Potsdam zu seyn. Denn auch hier wimmeln die schönen Straßen, wie dort, von Soldaten; und die landgräfliche Garde trägt beinahe die nämliche Uniform, wie die des großen Friedrichs. Auch die übrigen Truppen sind ganz auf preußischen Fuß gekleidet und geübt. Für Deutschland überhaupt mag diese kriegerische Verfassung verschiedener kleiner Theile desselben zuweilen ihren großen Nutzen gehabt haben: aber wie diese kleinen Länder selbst sich dabei befinden — das werden wir in dem folgenden Kapitel sehn.

9.

Reise von Cassel über Marburg und Giessen nach Frankfurt am Mayn.

Ich bediente mich zu meiner fernern Reise der Diligence, das heißt hier, wie im ganzen Reiche, der ordinären Post. Allein die Postwägen, denen dieser Name beigelegt wird, sind von denen, die man in Ober- und Niedersachsen kennt, eben so verschieden, als die Kunststrassen, auf denen man hier fährt, sich von den meisten Postwägen in den beiden

*) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

beiden sächsischen Kreisen unterscheiden. Sie sind nicht bloß bedekt, sondern auch gepolstert, und gewähren, ohngeachtet sie für acht bis zehn Personen eingerichtet sind, doch hinreichende Bequemlichkeit für jeden. Alles Gepäk liegt ausserhalb des Wagens in zweien, vorn und hinten angebrachten sehr geräumigen Körben, und wird durch ein darüber gespanntes Leder vor der Nässe geschüzt.

Hessen ist ein sehr bergigtes Land; aber die Thäler und kleinen Ebenen zwischen den Bergen haben einen guten fruchtbaren Grund, dem zur Ernährung des Landmanns weiter nichts, als fleißige Hände und eine geschiktere Bearbeitung zu fehlen scheint. Und hier zeigt sich zunörderst das Nachtheilige, welches die kriegerische Verfassung dieses Landes für vorzüglichste Quelle des öffentlichen Wohlstandes, den Ackerbau, mit sich führt, auf eine in die Augen fallende Weise. Denn da die meisten kraftvollen Hände des Mannsvolks die Waffen tragen müssen: so fällt auch in Friedenszeiten, ein Theil der schweren Feldarbeit, schwachen Greisen, Weibern und Knaben zu. Diese können nicht mehr Kräfte daran setzen, als sie besitzen; und eine Folge davon ist, daß der Acker schwach und nachläßig bearbeitet wird, mithin auch weniger trägt, als er tragen könnte.

Von der in Holstein, und besonders in Mekkenburg so weit getriebenen Verbesserung der Landwirthschaft, sieht man hier nicht viel. Nicht einmal den großen Nutzen der Abzugsgräben, wodurch man in den genannten Ländern die Saaten vor Ertränkungen schüzt, scheint man hier zu kennen; oder

wenn

wenn man ihn auch kennt, so fehlt es doch an Händen, um solche Gräben aufzuwerfen. An irgend eine Art von Befriedigung derjenigen Aecker, welche an die Landstrasse stossen, wird hier eben so wenig gedacht. Sie liegen größtentheils offen da, und ich bemerkte häufig, daß mehrere Quadratruthen der schönsten Saaten abgefressen, oder zertreten waren. Viele Aecker sind mit rothem und weissen Kohle, aber so ungeschikt bepflanzt, daß die meisten Köpfe nicht viel grösser, als ein Paar an einander gehaltene geballte Fäuste werden können. Denn, statt die Pflanzen in derjenigen Weite, welche die Natur des Kohls erfordert, auseinander zu setzen, pflanzt man sie hier durchgängig so nahe an einander, daß die eine der andern die Nahrung stehlen muß, und keinen Raum behält, sich gehörig auszudehnen.

Auffallend ist die große Armuth des hiesigen Landvolks, und diese Bemerkung wird noch auffallender, wenn man die Spuren des Wohlstandes sieht, dessen diese Leute ehemals sich erfreuen durften. Dergleichen Spuren fand ich besonders in der Bauart der hiesigen Landhäuser, und in den vielen Zierrathen, womit man dieselben überflüßiger Weise auszuputzen suchte. Diese Häuser sind nemlich nicht blos durchgängig zwei Stokwerke hoch, und mit Kalk beworfen: sondern man hat auch selten ermangelt, den weissen Wänden allerlei Figuren einzugraben, und wo nicht mehrere, doch wenigstens Ein Fachwerk mit spaßhaften Reimereien zu bemalen, denen man es deutlich genug ansieht, daß sie in den Köpfen der Bauern selbst entstanden seyn müssen. Hier sind

sind ein Paar dergleichen Strophen zur Probe, deren erste zugleich etwas von den Eigenthümlichkeiten der hiesigen Landessprache hören läßt:

Wer da will bauen,
Der muß den Peutel (Beutel) anschauen;
Hat er nit Batzen,
Werd er (wird er) von vorn und von hinten
sich kratzen.

Die zweite:

Brod ohne Kümmel,
Korn ohne Blumen,
Spiegel ohne Glas:
Sagt, ihr Herren, was ist das?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesen und ähnlichen Verzierungen der Landhäuser, einen Beweis von dem ehemaligen Wohlstande der hiesigen Bauern finde. Leute, welche gegen den Mangel zu kämpfen haben, und für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens ängstlich sorgen müssen, haben ordentlicher Weise weder Zeit noch Lust, auf überflüßige Zierathen zu denken, und sind zum Spaßmachen wenig aufgelegt. Wo also Hang zum Verschönern und zum Witzeln wahrgenommen wird: da pflegt in der Regel auch Wohlstand und Ueberfluß zu herrschen.

Und wo mag denn dieser Wohlstand der heßischen Landleute nun geblieben seyn? So viel ich selbst darüber beobachten und durch Erkundigungen erfahren konnte, liegt die Schuld vorzüglich in drey Dingen,

Dingen, und diese sind: Krieg, Kaffee, und Mangel an Mannsvolk. Der lezte siebenjährige Krieg, dessen blutiger Schauplaz oft in Hessen war, hat diesem Lande mehrmalige große Verheerungen zugezogen; der überhand nehmende starke Gebrauch des entnervenden Kaffeegetränks hat den Beutel und die Kräfte der Leute angegriffen, und den Trieb zur Arbeitsamkeit in ihnen geschwächt; und die vielen Tausende blühender Jünglinge und rüstiger Männer, welche theils jener langwierige Krieg dahingerafft, theils Amerika verschlungen, theils der militärische Dienst im Lande dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen hat, haben in den Dörfern einen Mangel an kraftvollen Mannsleuten zurükgelassen, den Weiberhände und Kinderarme nicht zu ersetzen vermochten. Es steht indeß zu hoffen, daß diese erschöpfte Nation unter einer milden und weisen Regierung, und im Genuß eines ununterbrochenen vieljährigen Friedens sich nach und nach erholen, und von neuem wieder zu Kräften kommen werde; ein Glük, welches der durchreisende Weltbürger ihr von Herzen wünscht.

Auf dem Wege von Cassel nach Marburg kommt man bei einem landgräflichen Lustschlosse **Wabern** genannt, vorbei, welches zum Behuf der **Reiherbeitze** angelegt worden ist. Es giebt nemlich in dieser Gegend eine große Menge Reiher, eine meinen jungen Lesern gewiß bekannte Vogelart von ansehnlicher Größe, die man durch andere, viel kleinere Vögel, durch Falken nemlich, fangen läßt. Leztere hat man so abzurichten gewußt, daß sie sich von der

Hand

Hand des Jägers in die Luft erheben, um eines Reihers ansichtig zu werden, alsdann wie der Bliz auf ihn herabschießen, und sich mit ihren Krallen so fest an ihn klammern, daß er weder entfliehen, noch sich von ihnen losmachen kann. Auf die Abrichtung und Unterhaltung dieser Falken wird viel Geld verwandt. Mir fiel hiebei der Gedanke ein, ob in unsern erfindungsreichen Zeiten sich nicht irgend ein Mittel ausfindig machen liesse, das ansehnliche Heer der Bettler, wovon die meisten Länder wimmeln, dergestalt abzurichten, daß sie, etwa wie Falken oder Jagdhunde, die großen Herren in denjenigen Stunden, in welchen sie von ihren großen Sorgen und Arbeiten ausruhen wollen, amüsiren könnten, weil dieses unstreitig das sicherste Mittel zu ihrer Versorgung seyn würde; oder ob nicht umgekehrt die großen Herrn selbst so abgerichtet werden könnten, daß sie am Wohlthun, an der Beglückung ihrer Nebenmenschen und besonders ihrer Unterthanen, eben so viel Vergnügen fänden, als ihnen jezt ihre Falken, Windspiele, Papagaien und Affen gewähren? Ich überlasse die Auflösung dieses Problems dem künftigen Nachsinnen derjenigen unter meinen jungen Lesern, welche Lust und Trieb in sich fühlen, sich ein recht großes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, und — fahre in meiner Erzählung fort.

Der nächste namhafte Ort, den man sieben Meilen jenseits Cassel berührt, ist die hessische Stadt **Marburg**. Diese Stadt hängt — gar artig anzusehen — an der Seite eines Berges, welcher

nach

nach oben zu so steil wird, daß die aufwärtslaufenden Straſſen zu bloßen Treppen werden, welche nicht befahren werden können. Den Gipfel des Berges ziert ein altes, ehemals befestigtes Schloß, und sein Fuß wird von der vorbeifließenden Lahn gewaschen. Die ganze kleine Gegend ist, wie die zu Münden, von Bergen eingeschlossen und überaus romantisch. Kommt man vollends, wie dies der Fall auf meiner Rükreise war, hier zur Nachtzeit an: so machen die erleuchteten Fenster der Häuser, von untenauf gesehen, eine sonderbare Wirkung. Es scheinen nämlich alsdann, weil man den Berg und die Stadt nicht zugleich mit sehen kann, die vielen Lichter, welche man erblikt, in der Luft zu schweben, welches einige Augenblicke lang eine angenehme Täuschung verursacht.

Marburg ist eine Universität. Auch wenn ich dieses vorher nicht gewußt hätte, so würde der erste, der mir bei meiner Einfahrt in diese Stadt begegnete, mich wenigstens auf die Vermuthung gebracht haben. Es war ein Student zu Pferde, der seine Parforcepeitsche um nichts und wieder nichts unaufhörlich knallen ließ, um die Leute an die Fenster zu locken, damit sie ihn reiten sähen. Sein Gesicht, welches mit einer ungeheuern fingerbreiten Schmarre von oben bis unten gezeichnet war, kündigte einen von jenen akademischen Donquischotten an, welche auf heroische Abentheuer ausgehn, und nicht in der Absicht zu lernen und sich auszubilden, sondern in der sich zu raufen und herum zu balgen da zu seyn glauben. Arme ver-

blendete Jünglinge! Wie werdet ihr einst, aber vergebens wünschen, die edle Zeit und die kostbare Gesundheit, die ihr jezt so liederlich verschwendet, für einen Theil eures Lebens zurükkaufen zu können!

Die Ursache der vielen Katzebalgereyen, welche hier, wie auf den meisten andern Universitäten, im Schwange gehn, liegt auch hier, wie anderwärts, theils darinn, daß die Studenten, nach einem alten sehr schädlichen Herkommen, nicht der ordentlichen Obrigkeit des Orts, sondern einem eigenen Gerichte unterworfen sind, welches die Professoren ausmachen, theils in der Gelindigkeit, womit die Raufereyen der Studenten von diesen ihren akademischen Richtern bestraft zu werden pflegen. Diesen akademischen Richtern liegt nemlich viel daran, daß die Zahl der Studenten nicht vermindert werde; auch liegt einem jeden von ihnen insbesondere viel daran, sich einen Anhang unter den Studenten zu machen, weil ihr Brod und ihr Ansehen davon abhängen: was Wunder, daß Verbrechen, welche man in jeder andern bürgerlichen Gesellschaft, mit Festungsbau, Landesverweisung oder mit dem Schwerdte bestraft, hier gemeiniglich nur mit einer gar nicht beschwerlichen kurzen Gefangenschaft und mit einer Geldstrafe geahndet werden, welche nicht den jungen Verbrecher, sondern seine schuldlosen Eltern drükt? Wie lange wird es noch währen, daß unsere Fürsten diese höchstschädliche Einrichtung ihrer Universitäten und das viele Unheil,

welches

welches daraus entspringt, mit gleichgültigen Augen ansehn?

Reisende, welche gern etwas Glänzendes sehn, pflegen nicht zu verabsäumen, in einer der hiesigen Kirchen das Grabmal der heiligen Elisabeth anzustaunen, welches aus geschlagenem und vergoldetem Silber bestehen und mit Perlen und Edelgesteinen besezt seyn soll. Ich habe es nicht gesehn.

Der Zwek meiner Reise erlaubte mir überhaupt nicht, mich hier zu verweilen. Ich reisete daher mit der nämlichen Diligence, mit welcher ich gekommen war, nach einer Stunde weiter und kam noch an eben dem Tage, wiewohl etwas spät, zu Gießen an. Auch hier gedachte ich mich nicht aufzuhalten, sondern erst in Frankfurt auszuruhen. Aber es geschahe anders.

Ich fand nämlich in dem Posthause, wo ich abtrat, eine ziemlich zahlreiche und vergnügte Gesellschaft vor, die indeß anfangs eben so wenig von mir, als ich von ihr, Notiz zu nehmen schien. Jeder blieb für sich; jene bei ihrem Glase Wein, ich und meine Reisegesellschaft bei unserm Abendbrod. Unterdeß mochte man, ich weiß nicht wie, meinen Namen erfahren haben; und nun war ich auf einmal mitten unter liebenden Freunden, die mich, da ich mich wieder nach der Diligence verfügen wollte, plözlich umringten, mit liebreicher Gewalt zurükhielten und, noch ehe ich eingewilligt hatte, meinen Koffer herunternehmen und ins

Haus bringen ließen. Gegen Härte, Unbilligkeit und Ungerechtigkeit kann ich mich stemmen: aber gegen Wohlwollen und Güte vermag meine Seele nichts. Ich mußte mich also ergeben, so wenig dies auch vorher in meinem Plan gewesen war.

Einer in dieser Gesellschaft war der berühmte Orgelspieler, der Abt und geistliche Rath **Vogler**, dessen seltene Fertigkeit auf der Orgel viele meiner jungen Leser kennen werden, weil er seit einigen Jahren an den vorzüglichsten Orten Deuschlandes, so wie in Frankreich, England und Holland, sein Spiel öffentlich hören ließ. Das Verlangen, diesen Virtuosen, (um den es Schade ist, daß er seine Kunst seit einiger Zeit zu einer bloßen Künsteley oder Spielerey erniediget) hier spielen zu hören, trug zu der Veränderung meines Reiseplans nicht wenig bei. Hierzu kam ein anderer Umstand, welcher gleichfalls einen Bewegungsgrund dazu herab. Man erzählte mir nämlich, daß sich dermalen ein Mann in **Gießen** aufhalte, der die Kunst zu fliegen erfunden haben wollte und, wo nicht morgen, doch spätestens übermorgen den ersten Versuch damit anstellen würde. Dies mit anzusehen, schien mir gleichfalls der Mühe werth zu seyn.

Unter allen Menschen sind mir diejenigen, welche die Masse der menschlichen Kenntnisse und Geschiklichkeit durch neue Erfindungen vergrößerten, von jeher die interessantesten gewesen. Auch dann, wann ihre Versuche mislangen, bewunderte ich in

ihnen

ihnen noch die Kühnheit, mit der sie sich über das Bekannte und Gewöhnliche zu erheben strebten, und sie blieben mir daher, auch wann sie fielen, noch in ihrem Falle achtungswerth. Auch war ich immer der Meinung, daß man Geister dieser Art, selbst wenn sie sich in das Reich der Unmöglichkeit zu verirren scheinen, keinesweges abschrecken, sondern vielmehr auf alle Weise ermuntern und unterstützen müsse. Denn auch verunglükte Versuche können lehrreich werden, und man hat nicht selten gesehn, daß aus einer verfehlten Erfindung eine andere entstand, die der menschlichen Gesellschaft zu noch größerem Nutzen gereichte, als diejenige, auf die es eigentlich angesehn war.

Ich hatte daher am folgenden Tage nichts angelegentlicheres, als den Mann, der die Kunst des **Dädalus** *) wiederherzustellen verhieß, von Person kennen zu lernen. Ich fand ihn bei einem der berühmtesten hiesigen Professoren, dem Herrn **Schlettwein**, jetzigen Gutsbesitzer im Meklenburgischen, dessen Anverwandter er war. Er hieß **Meerwein**, und ich lernte in ihm einen Mann von sehr lebhafter Einbildungskraft kennen, der seiner Sache so gewiß war, daß er sich so, wie er nächstens in der Luft zu erscheinen glaubte,

*) Ein künstlicher Mann, der, wie die Fabel sagt, um sich und seinen Sohn **Ikarus** aus der Gefangenschaft zu befreien, für ihn sich Flügel aus Wachs bildete, und so mit ihm davon flog.

schon in Kupfer hatte stechen lassen. Er zeigte mir die schon fertigen Flügel, deren er sich bedienen wollte; allein sobald ich diese gesehen hatte, konnte ich es nicht mehr der Mühe werth halten, des damit anzustellenden Versuches wegen länger hier zu bleiben. Denn es war mir mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Sache unausgeführt bleiben würde, weil offenbare Unmöglichkeiten dabei vorausgesezt waren, wie meine jungen Leser selbst finden werden, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Flügel mache.

Jedes derselben war ein großes Oval, ohngefähr zwölf Fuß lang, und in der Mitte ohngefähr sechs bis acht Fuß breit. Der äußere Rand bestand aus ziemlich schweren hölzernen Latten; der Zwischenraum war mit einem Nezwerk von Bindfaden ausgefüllt, und an demselben hatte er eine Menge papierner Lappen von gleicher Größe dergestalt befestiget, daß sie wie Schuppen über einander lagen und, wie die Federn der Vögel, von der Luft bewegt werden könnten. Beide Flügel wurden durch ein Leder zusammen gehalten, doch so, daß die damit vorzunehmende Bewegung dadurch nicht gehindert wurde.

Seine Absicht war nun diese. Er wollte sich, auf einer Anhöhe stehend, durch Hülfe gepolsterter Riemen an diese Flügel festbinden lassen, und sich alsdann von der Anhöhe herabwerfen. Dann hoffte er es nicht blos in seiner Gewalt zu haben,

sich schwebend zu erhalten, sondern auch durch eine leichte Bewegung der Flügel sich gemächlich fortzuschwingen. Allein man durfte das Gewicht dieser ungeheuern Flügel nur gefühlt haben, und mit völliger Gewißheit vorherzusehen, daß es ihm unmöglich seyn würde, die geringste Bewegung damit vorzunehmen, sobald er keinen festen Standpunkt mehr haben, sondern in freier Luft schweben würde. Ich äußerte ihm diese Bedenklichkeit; allein er versicherte dagegen, daß er alles wohl berechnet habe und seiner Sache gewiß wäre.

Auch hat er sich nachher, wie ich auf meiner Rükreise erfuhr, durch keine Vorstellungen abschrecken lassen, sondern den beschlossenen Versuch wirklich angestellt. Allein dieser Versuch fiel so aus, wie man vorhersehen konnte. Zum Glük war der Ort, von welchem er sich herabstürzte, eben nicht hoch, und die ausgebreiteten großen Flügel hielten seinen Fall doch so viel auf, daß er nicht gar zu unsanft niederstürzte. Er soll indeß die Hoffnung, seine Erfindung dennoch zu Stande zu bringen, keinesweges aufgegeben haben.

Ich brachte diesen Tag auf die angenehmste Weise zu, indem ich theils verschiedene der hiesigen verdienstvollen Professoren kennen lernte, theils Herrn Vogler die Orgel schlagen hörte, theils von einem meiner neuen Freunde, in Gesellschaft verschiedener würdigen Männer auf einem sehr angenehm liegenden öffentlichen Landhause bewirthet ward.

Gießen ist eine Hessen-Darmstädtsche Stadt und Universität an der Lahn von ungefähr 700 Häusern und etwa 5000 Einwohnern. Die alte Befestigung dieses Orts ist sehr unbedeutend; aber die angenehme Lage desselben, die ausserordentlich wohlfeilen Preise der meisten Bedürfnisse des Lebens, der gute gesellige Ton, welcher hier, sogar unter den Professoren, ja sogar unter den Studenten zu herrschen scheint, müssen diese Stadt zu einem angenehmen Aufenthalte machen. Es giebt hier z. B. Regierungsräthe, welche nur 200 Gulden, d. i. ungefähr 112 Thaler einzunehmen haben, und doch, so lange sie unverheurathet bleiben, so ziemlich damit fertig werden. Welch ein Abstich gegen das theure Hamburg, wo ein sogenannter Ochsenschreiber seine 2000 Thaler, ein sogenannter Zehnpfennigsknecht seine 4000 Thaler schwer Geld einzunehmen hat, und vielleicht kaum damit auszukommen weiß! — Was aber die Sitten der hiesigen Studirenden betrifft: so war es mir, bei meinem dreimaligen Aufenthalte an diesem Orte ungemein auffallend, auch nicht einen unter ihnen zu bemerken, der etwas Sonderbares affektirte, sich durch einen lüderlichen oder abgeschmakten Anzug auszeichnete, oder durch Grobheiten gegen Fremde unkluger Weise sich ein lächerliches Ansehen zu geben suchte. Aber freilich ist ihre Zahl hier auch nicht groß, die Mannszucht hingegen strenger, als sie auf deutschen Universitäten gemeiniglich zu seyn pflegt. —

Da ich den nächsten Posttag hier nicht abwarten wollte: so mußte ich mich schon entschliessen, mich abermals einem Miethpferde anzuvertrauen; und da hatte ich denn abermals, weil ich mir selbst keins aussuchen konnte, das Mißvergnügen, mit einer der abgelebtesten Musen bedient zu werden, mit der ich, auch bei der größten Vorsicht, nicht selten Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Der Weg von hier nach Frankfurt, welcher sieben Meilen beträgt, geht durch die sogenannte **Wetterau**, eine fette lehmigte Landschaft, an welcher sehr viele Landesherrschaften Antheil haben, und die ihren Namen von dem kleinen Flusse **Wetter** erhalten hat, der ohnweit **Laubach** entspringt. Man kommt über **Butzbach**, eine hessendarmstädtsche Landschaft mit einem Schlosse und Lustgarten, und über **Friedberg**, eine freie Reichsstadt, die auf einer Anhöhe liegt. Am Fuß derselben fließt ein kleiner Fluß, **Usbach** genannt, vorbei, der bei trockener Witterung sehr unbedeutend seyn mag, bei anhaltendem Regen aber dergestalt anzuschwellen und schnell zu fließen pflegt, daß das Durchreiten und Durchfahren mit großer Gefahr verbunden ist. Dies war der Fall zu der Zeit, da ich hier ankam.

Ich erblikte indeß eine Brücke und ritt darauf zu; allein diese war durch einen verschlossenen Baum gesperrt, und ich schaute vergebens umher, ob nicht jemand da wäre, der sich mir eröffnete.

Da war weder ein Haus in der Nähe, noch ein Mensch zu sehen; bis endlich jenseits der Brücke ein Mädchen erschien, welches Wasser schöpfte. Diesem rief ich zu und bat sie, mir zur Eröffnung des Baums behülflich zu seyn; allein das Mädchen antwortete: der Baum würde nicht eröffnet; für Pferde und Wagen sollte diese Brücke verschlossen seyn. „Aber, sagte ich, indem ich in das lehmigte und schnell vorbeischiessende Wasser blikte, wie soll ich denn hinüber kommen?“ Er muß durchreiten, war die Antwort; und damit kehrte das Mädchen mir den Rücken zu. „Aber wo? rief ich; wo ist der Ort, wo ich ohne Gefahr durchreiten kann?“ Da schau der Herr selbst zu, antwortete die undienstfertige Dirne, und gieng ihrer Wege.

Ich hielt noch ein Weilchen still, um die Ankunft irgend einer andern menschenfreundlichern Seele zu erwarten: allein es kam niemand. Nun war also kein anderer Rath, ich mußte entweder umkehren, oder mich der Gefahr aussetzen. Ich wählte das Leztere, weil ich im Nothfalle mich darauf verließ, daß ich schwimmen konnte. Meine matte Rosinante sank bis an den Sattel ins Wasser und hatte Mühe, dem reissenden Strome zu widerstehen; doch kam ich glüklich mit ihr durch. Ich ritt hierauf den Berg hinan, und erblikte, indem ich mich dem Thore nahete, ein Schilderhaus, welches à la Arlequin bestrichen, d. i. mit vielfarbigen Würfeln bemalt war. Nicht übel! dachte ich; einer Stadt, die eine Brücke hat,

und

und sie nachher verschlossen hält, steht diese Uniform schon recht. Und so ritt ich vollends hinein.

Meine erste Frage an den Wirth, bei dem ich abtrat, betraf die Ursache, warum man hier denn eigentlich Brücken baute; wenn man den Gebrauch derselben nicht gestatten wollte? Seine Antwort war: man wäre hier so arm, daß wenn diese Brücke einmal schadhaft würde, man keine neue wieder bauen könnte. Deswegen müßte man sie, um sie nicht verbrauchen zu lassen, vor jedermann verschlossen halten. Er gestand zwar ein, daß eine verschlossene Brücke so viel als gar keine sey, und daß das Durchreiten und Durchfahren bei angelaufenem Wasser oft sehr gefährlich wäre: allein die Sache stünde nun einmal nicht zu ändern.

Die einzige Nahrung dieser verarmten freien Reichsstadt besteht in Ackerbau und Gastwirthschaft. Handel und Manufakturen von einiger Bedeutung sind gar nicht hier. Auch ist die Stadt nicht ganz so frei, als andere Reichsstädte; sondern sie hängt gewissermassen von einem sogenannten Burggrafen ab, dessen Burg an dem einen Ende der Stadt liegt. An diese Burg ist die Stadt vor mehrern hundert Jahren für 10000 Gulden verpfändet worden; wofür dem jedesmaligen Burggrafen gehuldiget werden muß. Dadurch erhält denn dieser auf die innern Angelegenheiten dieses kleinen und schwachen Freistaats einen starken Einfluß.

Der

Der Weg, von hier bis Frankfurt läuft durch ein sehr fettes und zähes Erdreich, und ist daher bei anhaltender Nässe an den meisten Stellen unbeschreiblich elend. Aber troz der ausnehmenden Fettigkeit des hiesigen Bodens fand ich die noch auf dem Felde stehenden Saaten und Gartengewächse viel kleiner und kümmerlicher, als diejenigen, welche man in Holstein und Meklenburgischen auf den leichtesten Aeckern baut. Die anhaltende Nässe dieses Jahrs mochte hiezu wohl viel beigetragen haben; aber auch in bessern Jahren kann der hiesige Landmann aus seinen fruchtbaren Kornfeldern nur einen sehr eingeschränkten Nutzen ziehen. Es fehlt ihm nämlich an hinlänglicher Grasung, um so viel Hornvieh zu unterhalten, als er zu gehöriger Bemistung seiner Aecker nöthig hätte; und um den Mangel an natürlichen Wiesen durch künstliche zu ersetzen, dazu fehlt es ihm an Freiheit. Denn da die Schäfereyen hier durchgängig herrschaftlich sind, so darf der Bauer in seine Brach- und Stoppelfelder keine Futterkräuter säen, wenn er nicht den Verdruß haben will, sie von den herrschaftlichen Schaafheerden abgefressen zu sehen. Er unterläßt dies also, und begnügt sich, nur so viel Vieh zu halten, als sein dürftiger Wiesewachs ihm gestattet. Daher sein Mangel an Mist; daher der schlechte Ertrag seiner Aecker! —

Die erbärmliche Beschaffenheit des Weges, der Witterung und meines Pferdes machte, daß ich mich herzlich freute, als ich endlich Frankfurt erblikte. Ich kam, zwar etwas ermüdet, aber doch

wohlbehalten daselbst an, und genoß, indem ich ausruhete, des großen Vergnügens, welches die Zurükerinnerung an überstandene Mühseligkeiten gewährt.

10.

Aufenthalt zu Frankfurt am Mayn. Beschreibung dieses Orts.

Zu **Frankfurt** trat ich, weil auch hier grade die Messe bevorstand, zu welcher Zeit jedes öffentliche Haus gar sehr besezt und der Aufenthalt in demselben kostbar zu seyn pflegt, in einem Bürgerhause ab, an welches ein Freund aus Gießen mich gewiesen hatte. Der Besitzer dieses Hauses war Fähndrich unter dem Bürgerkorps. Ich führe diesen unbedeutenden Umstand deswegen an, um die Bemerkung hinzuzufügen, daß die hiesigen Bürger durchgängig nach ihren militärischen Ehrenstellen — Herr Fähnrich, Hr. Capitain, Hr. Cornel (soll heissen Hr. Colonel oder Hr. Oberster) — genannt werden, welches für einen Fremden etwas auffallend ist.

Frankfurt ist, nächst Hamburg, die größte, reichste und blühendste freie Reichs- und Handelsstadt in Deutschland. **Büsching** schäzt die Zahl der christlichen Einwohner derselben auf 36000, und die jüdischen auf 6600; in Frankfurt selbst glaubt man jene auf 40000 diese auf 10000 ansetzen zu dürfen.

Die

Die Stadt ist zwar alt und die Straßen, wie gewöhnlich, krumm und enge; indeß findet derjenige, welcher an Licht und Luft gewöhnt ist, hier doch noch eher seine Nothdurft, als in Hamburg. Auch das Steinpflaster ist hier nicht völlig eben so schlecht, als dort; vielleicht auch etwas weniger schmutzig, weil es von 40000 Paar Füßen weniger betreten wird. Die einzige grade, breite und mit ansehnlichen Gebäuden prangende Straße, die man hier sieht, ist die sogenannte Zeile, d. i. die Geradlinichte, worauf der wirklich ansehnliche Gasthof, das rothe Haus genannt, und verschiedene churfürstliche Palläste stehn. Uebrigens haben die meisten Häuser in Frankfurt ein gefängnißmäßiges und zugleich buntscheckiges geschmaklos Ansehn, indem sie mit allerlei oft schlecht zusammenpassenden Farben bemalt und die Fenster des untersten Stokwerks mit starken eisernen und zwar weit vorspringenden Gittern versehn sind.

Um die Stadt und die große und reiche Gegend, worinn sie liegt, zu überschauen, ließ ich mir einfallen, den höchsten hiesigen Thurm zu ersteigen. Allein diese Neugierde wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen. Der Aufgang geschieht nämlich vermöge einer Windeltreppe, welche immer schmäler und steiler wird je höher man kommt, so daß sie zulezt beinahe senkrecht aufwärts läuft und so schmale Stufen hat, daß nur die Hälfte des Fußes Plaz darauf findet. Dazu kömmt, daß diese Treppe von Zeit zu Zeit hart an einem Gitter vorbeiführt, wodurch man jedesmal in den Abgrund hinabschaut

abschaut und die Höhe gewahr wird, die man nunmehr schon erstiegen hat, wobei denn dem, der zum Schwindel geneigt ist, gar sonderbar zu Muthe wird. Dies war bei mir der Fall. Dennoch kam ich glüklich hinauf, und genoß nunmehr des Lohns meiner Anstrengung — einer in der That großen und herrlichen Aussicht.

Die ansehnliche Stadt lag, wie ein verjüngtes Modell zu meinen Füßen. Lachende Gärten, voll von Weingeländern und mit niedlichen Lusthäusern besäet, machen weit und breit die Einfassung derselben aus. Auf diese folgen fruchtbare Kornfelder, überall mit Obstbäumen durchpflanzt, welche der ganzen weiten Gegend das Ansehn eines grossen Gartens geben, durch welchen der prächtige Mayn sich blos deswegen so feierlich langsam fortzuwinden scheint, weil er in dieser wohlangebauten Gegend sich gern noch etwas länger verweilen möchte. Von fern erblikt man auf der einen Seite die sogenannte Höhe, einen stattlichen Berg, an welchem Homburg liegt, auf der andern in einer weitern Entfernung den Spessart, wie auch den Anfang der jenseits Darmstadt anhebenden langen Bergreihe, welche den Odenwald begrenzt, und an welcher die bekannte Bergstrasse hinläuft. Gegen Westen sieht man in die weinreiche Gegend von Hochheim und Mainz.

Jezt war die Frage: wie ich nun wieder hinab kommen sollte? welches in jeder Betrachtung mislicher und schauderhafter als das Heraufsteigen war,

war. Fast hatte es das Ansehn, daß ich mich würde entschliessen müssen, mich für immer und ewig der Familie des Glökners einverleiben zu lassen, welcher hier nahe unter den Wolken ihre lustige Wohnung hat: denn so oft ich mich der kleinen Windeltreppe näherte; um wieder hinabzusteigen, drehete sich alles mit mir um. Aber man sehe, wie viel ein ermunterndes Beispiel vermag! Indeß ich so da stehe und zaudere, läuft der acht oder zehnjährige Sohn des Glökners bei mir vorbei, springt auf die Windeltreppe und — steigt nicht — sondern hüpft mit einer Sorglosigkeit und Geschwindigkeit hinab, als wenn er auf ebener Erde kindische Luftsprünge machte. Ich erröthe. Wie? denke ich, sollte dieser kleine rohe Bube dich an Muth und körperlicher Geschiklichkeit übertreffen? Auf einmal fühle ich mich beherzt; trete meine halsbrechende Reise muthig an — und daß ich glücklich sie vollendete, brauche ich nicht erst zu sagen, weil dies schon aus dem Umstande erhellet, daß ich sie jezt noch zu beschreiben vermochte.

Ich besuchte an eben diesem Tage die katholische Domkirche, in welcher grade ein Hochamt oder eine feierliche Messe gehalten wurde. Diejenigen meiner jungen Leser, welche einem katholischen Gottesdienste noch niemals beigewohnt haben, werden es vielleicht gern sehn, wenn ich ihnen hier eine kurze Beschreibung davon mache.

Alles, was man hier sieht und hört, ist weit sinnreicher, prachtvoller und ceremonienreicher, als man in protestantischen Kirchen wahrzunehmen gewohnt ist. Da ist zuvörderst ein sogenannter

hoher

hoher Altar prächtig geschmükt, und an einem erhabenen, von dem übrigen Raume der Kirche durch Stufen, gemeiniglich auch durch Gitterthore abgesonderten Orte, welcher das Chor genannt wird. Hier haben blos die Chorherren, das ist, die Geistlichen des Doms ihren Sitz, welche lateinische Lieder singen. Vor dem hohen Altare erblikt man drei Priester, wovon einer das sogenannte hohe Amt verrichtet, indeß die andern beiden ihm dabei behülflich sind, hundert sonderbare kleine Ceremonien zu verrichten. Alle drei sind nicht, wie unsere Geistlichen, schwarz, sondern ungemein prächtig und mannigfaltig gekleidet, indem sie bald in Sammet und Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt, bald ganz weiß, bald in dieser, bald in jener Farbe erscheinen. Der öftere Wechsel der Kleidung macht nemlich einen Theil dieser sonderbaren Gottesverehrung aus.

Nun wird abwechselnd bald von einer, bald von verschiedenen Stimmen, bald von Geistlichen, bald von der Gemeine lateinisch gesungen, dann wieder murmelnd ein Gebet verrichtet, dann gekniet und wieder aufgestanden, dann eine tiefe Verbeugung gemacht, dann durch Schwingung silberner Rauchgefässe geräuchert, dann von zwei Knaben in Chorhemden am Fuße des Altars mit kleinen Glökchen geklingelt, da denn jedesmal die ganze Versammlung das Zeichen des Kreuzes, jeder vor seiner Stirn und Brust macht, auch wohl Stirn und Brust mit Fäusten schlägt.

In einer Nische des Altars *) stehet das sogenannte **Venerabile** oder die **Monstranz**. Dies ist eine von Gold, Silber und Edelgesteinen glänzende, und gleich einer gemalten Sonne, mit Straken versehene Maschine, in welcher eine **Hostie**, das ist, eine der geweihten Oblaten befindlich ist, deren man beim Abendmale sich bedient, und von der man glaubt, daß sie zu Fleisch und Bein geworden, und in den wirklichen Leib und Blut Christi verwandelt sey. So oft nun der Priester dieses Venerabile ergreift und es dem Volke vorzeigt, wirft sich alles, wie vom Bliz gerührt, auf die Knie, kreuziget sich, und murmelt unverständliche Worte.

Ausser dem hohen Altare giebt es in einer solchen Kirche verschiedene Kleinere, vor denen andere Priester ähnliche Ceremonien verrichten, und hierauf das Abendmahl austheilen.

Für einen Protestanten, der seinen Gott, nicht durch viel ceremoniöse Gebräuche, sondern — wie Christus wollte — **im Geist und in der Wahrheit** anzubeten gewohnt ist, hat dieses alles viel Sonderbares und Auffallendes. Am wunderbarsten kommt einem solchen hierbei das widersprechende Betragen der versammelten Gemeinde vor, bei der man die heisseste Andacht und Zerknirschung des Herzens mit dem größten Leichtsinn, und einer auffallenden Flatterhaftigkeit unaufhörlich abwechseln sieht. Die Kirche gleicht einem Bienenstocke, wo beständig aus- und

*) Diese Nische wird das **Tabernackel** genannt.

und eingegangen wird. Hier drängt sich einer rauschend durch, als wenn es ins Spielhaus gälte; dort liegen Dutzende auf den Knien, und beten mit der bußfertigsten und frömmsten Miene ihren Rosenkranz *) ab, und einen Augenblik nachher sieht man sie lachen und schäkern, als wenn sie in der lustigsten Gesellschaft wären; da spazieren andere längst den Seitenwänden hin, um die schönen Gemälde zu besehn; und wiederum andere scheinen nur da zu seyn, um ihr Ohr an der lieblichen Musik zu weiden. Und eben diese, welche jezt blos ihres Vergnügens wegen hier zu seyn scheinen, sahe man einige Augenblicke vorher, als bußfertige Sünder, im Staube liegen, die Augen verdrehen, und mit einer Inbrunst beten, als wenn ihre ganze Seele der Sinnlichkeit entflohen, und in Andacht und Frömmigkeit ganz versunken wäre.

*) Der Rosenkranz oder das Paternoster ist eine Schnur mit aufgereihten kleinen und grosen Kügelchen von Holz, Bernstein, oder Elfenbein, nach welchen die Katholiken die von ihnen täglich zu verrichtenden Gebete abzählen. Der Rosenkranz hängt ihnen auf der Hand, und indem sie ein Kügelchen nach dem andern zwischen die Finger nehmen, murmeln sie mit gröster Geschwindigkeit dasjenige Gebet her, welches ihnen dabei vorgeschrieben ist. Ein kleines Kügelchen deutet auf ein Ave Maria (Gegrüßt seyst du, Maria), ein gröseres auf ein Paternoster, das ist, auf ein Vater unser. Wie hierbei der Befehl Christi: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, erfüllt werde, überlasse ich dem Urtheile meiner nachdenkenden jungen Leser.

An den Thüren solcher Kirchen sieht man einen Kessel oder steinernes Gefäß mit Wasser, worüber der Priester gewisse geheiligte Worte ausgesprochen hat, und welches deswegen **Weihwasser**, das ist, geweihtes oder geheiligtes Wasser, genannt wird. Diesem ganz ordinären Wasser schreibt man eine ausserordentliche Kraft zur Reinigkeit der Seelen, und zur Bewahrung vor allem Bösen zu. So oft daher der Katholik zur Kirche geht, versäumt er nie, sich damit zu besprengen, fest überzeugt, daß ihm das wohlthun werde an Leib und Seele.

Ich bitte meine protestantischen jungen Leser, welche sich hierbei vielleicht des Lächelns nicht enthalten können, zu bemerken, wie groß die Wirkungen der Erziehung und des Unterrichts sind, und wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen loszumachen, die man frühzeitig eingesogen hat! Unter den Katholiken, welche diese und ähnliche Gebräuche, die uns läppisch vorkommen, mitmachen, giebt es viele sonst kluge, und sehr verständige Leute: aber ihr Verstand wagt es nur nicht, über Dinge nachzudenken, an denen zu zweifeln ihnen von Jugend auf als das größte Verbrechen geschildert ward. Sie drücken daher die Augen ihres Geistes herzhaft zu, um blindlings zu glauben, was man zu prüfen und zu untersuchen, ihnen bei Verlust der ewigen Seligkeit verboten hat. Würden wir, denen dies alles jezt so abgeschmakt vorkommt, es anders machen, wenn wir, so wie sie, von katholischen Eltern geboren, und in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen wären? Ich zweifle.

Es sey mir daher vergönnt, meine jungen Leser zu erinnern, daß es unverständig und lieblos gehandelt seyn würde, wenn wir unsere katholischen Brüder deswegen, weil sie das Unglük haben, minder aufgeklärt als wir zu seyn, belachen oder verspotten wollten. O, meine jungen Freunde! laßt uns das Licht der bessern Erkenntniß, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten läßt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen ward — nemlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glüklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glükseligkeit verbreiten zu helfen, wo, und wie wir können — aber laßt uns nie so unbillig und grausam seyn, jemanden zu verspotten, oder zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflößt hat, und von denen also frei zu seyn, uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann. —

Ungeachtet ich jezt von einer katholischen Kirche in Frankfurt gerydet habe, so wissen meine Leser doch wohl schon ohne mein Erinnern, daß die Einwohner dieses Orts größtentheils lutherisch sind. Indeß giebt es hier, ausser den Katholiken, welche einige der vornehmsten Kirchen und mehrere Klöster besitzen, auch zwei reformirte Gemeinden, eine deutsche und eine französische, nur daß diese, so oft sie Gott auf ihre Weise öffentlich verehren wollen, es nicht in der Stadt thun dörfen, sondern nach **Bokenheim**, einem in der Nähe gelegenen Flecken wandern müssen. Warum dieses? Das mögen meine jungen

Leser in Frankfurt selbst erfragen, weil ich einen vernünftigen Grund davon anzugeben nicht vermögend bin.

Die sämmtlichen Juden der Stadt Frankfurt sind in eine einzige schmale, und gar nicht lange Gasse verbannt, von der man zuversichtlich behaupten darf, daß sie die volkreichste in der Welt sey. Man stelle sich vor: zehn tausend Menschen in einer einzigen engen Gasse von sehr mittelmäßiger Länge *). Nicht genug; diese zehntausend Israeliten werden nun auch überdem alle Sonntage, und überhaupt an jedem andern feierlichen Tage, an welchem es etwa dieses oder jenes Ungewöhnliche zu sehen giebt **), in dieser ihrer vollgepfropften Gasse, wie Missethäter, eingesperrt; zu welchem Ende man diesen Judenkerker mit einem Thore versehen hat. Ich sahe an einem solchen Tage durch dies Thor hinein, und erschrak über den Anblik. Das Steinpflaster war mit Kindern bedekt; die Treppen, Schwellen und Dielen konnten vor Menschen kaum gesehen werden, und aus den Fenstern von unten bis unters Dach, ragte eine unzählbare Menge von

*) „Die Häuser dieser ringsum vermauerten Strasse sind bis unter das Dach mit Leuten angefüllt, und in sieben Häusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum fünfzig Schritte in die Länge hatten, fanden sich gegen tausend Seelen.“ Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland.

**) Wie z. B. an dem, da Blanchard eine Luftreise bei Frankfurt anstellte.

von Köpfen hervor, welche alle nach Luft zu schnappen schienen.

Ich gestehe, daß dieser Anblik einen sonderbaren Eindruk auf mich machte. Was in aller Welt, dachte ich, mag doch wohl die Ursache seyn, warum diese Leute an denjenigen Tagen, an welchen die Christen sich am meisten den Vergnügungen überlassen, auf eine so harte Weise behandelt werden? Und was meynen meine jungen Leser, was auf diese Frage mir geantwortet wurde? Dieses: die Juden, sagte man, sind ein so zudringliches und unbeschreiblich unbescheidenes Geschlecht, daß, wenn sie die Freiheit hätten, an feierlichen Tagen auszugehen, die Christen auf das Vergnügen der Promenade an solchen Tagen gänzlich Verzicht thun müßten, weil diese Leute ihnen überall haufenweise den Weg versperren würden. Ich glaubte anfangs, man scherze: allein, so oft ich die nemliche Frage in andern Gesellschaften aufwarf, erhielt ich jedesmal die nemliche Antwort. Indeß kann ich noch immer mich nicht überreden, daß dies die wahre Ursache einer so harten Verfügung sey; und ich wünschte daher wohl, eine andere zu erfahren, die sich mit den Begriffen, die ich mir von der Weisheit und Menschenfreundlichkeit des Frankfurter Magistrats aus anderweitigen Anstalten abgezogen habe, besser reimen ließe.

Weil ich aus dem feuchten, trüben und windigen Holstein gekommen war, so fand ich das Klima von Frankfurt schon ungemein milde und angenehm. Auch bemerkt man in der Lebensart der hiesigen Ein-

wohner eins und das andere, welches unter einem rauhern Himmelsstriche nicht statt finden kann, und welches mir daher neu und sonderbar vorkommen mußte. Als ich z. B. am zweiten Tage meines Hierseyns aus einer Abendgesellschaft zwischen zehn und eilf Uhr nach meinem Quartiere gieng, und in die Gegend eines mit Bäumen bepflanzten öffentlichen Platzes auf dem Roßmarkte kam: wallte mir durch die Dunkelheit der Nacht ein verwirrtes dumpfes Getöse und Gemurmel entgegen, welches in eben dem Maaße stärker und lauter ward, in welchem ich dem Platze näher kam. Ich stuzte, und fragte meinen Begleiter: was dieses Getöse zu bedeuten habe? „Man promenirt hier," war seine Antwort. Wie? fragte ich abermals, um diese Zeit? In dieser nächtlichen Finsterniß? „Allerdings, antwortete mein Freund; es ist die gewöhnliche Zeit zur Abendpromenade im Sommer, weil in einer frühern Stunde es hier zum Lustwandeln noch zu warm zu seyn pflegt." Wir betraten in diesem Augenblik den Promenadeplaz selbst. Ich vermuthete, daß die Gesellschaft der Lustwandelnden aus lauter jungen Leuten und aus schwärmenden Pöbel bestehen würde; aber ich ward durch den Anblik einiger hundert Menschen von jedem Alter und aus allen Ständen, sogar aus den feinsten und gesittetsten überrascht, welche hier in bunter Vermischung, bald in kleinern, bald in grössern Trupps auf- und niedergiengen, und sich einander durchkreuzten. Das Gemurmel der Spazierenden glich dem Börsengetöse in Hamburg, nur daß es in der Finsterniß, und bei der sonstigen Stille der Nacht eine weit sonderbarere Wirkung that.

Eine

Eine anderweitige Folge des wärmern hiesigen Klima's ist die Gewohnheit, im Sommer Mittags und Abends bei offenen Thüren und Fenstern zu sitzen, zu arbeiten und zu speisen, um der erfrischenden Zugluft zu genieſſen, welche in Hamburg, unter dem Namen der Hohlung, wie die Pest vermieden wird. Um dabei die Lichter brennend zu erhalten, pflegt man sie in einer Art hoher gläserner Laternen aufzusetzen, welche oben offen sind. Ich habe übrigens hier niemand über Flüsse oder ähnliche Zufälle klagen hören, welche in nördlichern Gegenden die gewöhnliche unangenehme Wirkung der Zugluft zu seyn pflegen.

Ueberhaupt muß ich aus eigener Beobachtung bestätigen, was der scharfsinnige Verfasser der Reisen eines Franzosen durch Deutschland bemerkt, und durch treffende Beispiele aus der alten und neuern Völkerkunde, wie mich dünkt, auſſer allen Zweifel gesetzt hat: daß es ein irriges Vorurtheil sey, nach welchem wir nördlichen Europäer uns selbst das Kompliment zu machen pflegen, daß die Natur Gesundheit, Kraft und Stärke des Leibes und der Seele den Bewohnern des kalten und rauhen Nordens in einem reichern Maaße ausgespendet habe, als denen, welche unter einem mildern und wärmern Himmelsstriche leben. Die Erfahrung älterer und neuerer Zeiten zeigt offenbar das Gegentheil, und beweist, daß unter gleichen Umständen, das ist, bei gleicher Erziehung, gleicher Lebensart, gleicher Gesetzgebung und Regierungsform, die Kinder des wärmern Südens den Kindern des kalten Nordens, an Leibes- und Seelenstärke in der Regel allemal überlegen zu seyn

pflegen. Man vergleiche nur einen Franzosen aus der Provence mit einem Deutschen aus Holstein, einen Ungar mit einem Dänen, u. s. w. Aber es ist hier der Ort nicht, dies weitläuftiger auseinander zu setzen.

Unter die Merkwürdigkeiten von Frankfurt, welche die Aufmerksamkeit eines wißbegierigen Reisenden verdienen, gehört vornemlich das sogenannte **Senkenbergische Institut**, eine sehr wohlthätige Stiftung eines ehemaligen begüterten Arztes dieses Namens, welches eine doppelte gleich schäzbare Absicht hat. Sie soll zur Beförderung der Arzneikunst, und zugleich zur sorgfältigen Verpflegung alter, schwacher und kranker Menschen dienen. Zu diesem Behufe legte der menschenfreundliche Mann einen sogenannten medicinischen oder botanischen Garten an, und führte um und in demselben verschiedene zweckmäßig eingerichtete Gebäude auf. Eins derselben bestimmte er zu einem Hospital, oder zu einem Verpflegungshause für Schwache und Kranke; ein zweites zu einem sogenannten theatro anatomico, das ist, zu einem theatermäßig eingerichteten Gebäude, worin die Zergliederungskunst zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers gelehrt wird; ein drittes zu einem Gewächshause für ausländische Pflanzen; ein viertes, welches zugleich zu seiner eigenen Wohnung bestimmt war, zu einer medicinischen Bibliothek, zu einem Verwahrungsorte für mancherlei medicinischen und chirurgischen Apparat, und zu medicinischen Vorlesungen, welche die jedesmaligen erfahrnen und geschikten Aerzte der Stadt den jungen

Stu-

Studirenden geben sollten. Alles dieses zusammengenommen, macht ein sehr schönes, zweckmäßiges und wohlthätiges Ganzes aus.

Besonders entzükte mich die Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und Nettigkeit des Krankenhauses; Eigenschaften, die ich in einem so hohen Grade in keinem andern Hospitale jemals gesehen hatte. Treppen, Fußböden, Wände, Fenster, Gardienen, Betten — alles schien erst eben gescheuert und gewaschen zu seyn; und durch das ganze Gebäude herrschte eine so vollkommen reine Luft, daß man durchaus nicht merken konnte, man sey in einem Krankenhause. Schmerzhaft rührend war mir die Erzählung, daß der menschenfreundliche Mann, dem Frankfurt diese Stiftung verdankt, ein unglükliches Opfer seiner wohlthätigen Bemühungen werden mußte. Das Hospital war errichtet, aber noch nicht ausgebaut; er wollte selbst nachsehn, ob die innere Abtheilung seiner Idee entsprechen würde, mußte hierbei über einen bloßen Balken gehn, verlor das Gleichgewicht, stürzte herab, und — brach den Hals!

Ich lernte in **Darmstadt** einen vortreflichen Neffen dieses Opfers der Mildthätigkeit, den **Baron von Senkenberg**, kennen, einen Mann, dessen Name einst unter den Wohlthätern der Menschheit in der Geschichte glänzen wird. Der Umstand, wodurch er diese Ehre verdient hat, ist zu merkwürdig, als daß ich ihn meinen jungen Lesern vorenthalten könnte.

Als der vorige Churfürst von Baiern ohne Kinder starb, machte das Haus Oestreich Ansprüche auf sehr beträchtliche Theile dieses Landes, und war im Begrif, dieselben in Besiz zu nehmen. Allein der König von Preussen **Friedrich der Einzige**, dieser allgeliebte Sachwalter der Menschheit, dieser großmüthige Schuzgeist der deutschen Reichsverfassung, behauptete, daß das östreichische Haus schon längst auf diese Erbschaft durch einen feierlichen Vertrag, und gegen anderweitige dafür erhaltene Vortheile Verzicht gethan habe, und daß also diese Länder dem Churfürsten von der Pfalz, als dem einzigen rechtmäßigen Erben, allein zufallen müßten. Dies wurde geläugnet; und unglüklicher Weise fand man in dem baierschen Archive zu **München**, wo das Originaldokument von jener Verzichtthuung liegen sollte, eine leere Stelle. Es kam also vom Wortwechsel zum Schwertschlage, indem die östreichischen und preußischen Heere in Böhmen und Schlesien gegeneinander rükten, und das Trauerspiel eines Krieges eröfneten, welcher ganz Europa in Flammen zu setzen drohete.

Nun war der Vater des Barons von Senkenberg Reichshofrath in Wien gewesen, und hatte, als solcher oft die wichtigsten Papiere und Dokumente, welche das deutsche Reich betreffen, in Händen gehabt, und einige derselben mochten zufälliger Weise sich unter seine eigenen Papiere verloren haben. Leztere waren nach des Vaters Tode dem Sohne zugefallen, und dieser fand darunter, da er sie in Ordnung bringen wollte, glüklicher Weise auch die obenerwähnte Verzichtthuungsakte. Ohne alle eigennüzige Absich-

ten,

ten, und lediglich um die vielen Tausende von Menschen zu retten, welche der entstandene Krieg dahin zu raffen drohete, eilte der Baron von Senkenberg, eine Abschrift dieses wichtigen Dokuments nach München an den Churfürsten von Pfalz-Baiern zu schicken, und dieser theilte sie dem Berliner Hofe mit. Von Berlin aus berief man sich nun auf diese Akte mit Zuversicht; und da der Wiener Hof fortfuhr, dies alles für eine Erdichtung auszugeben: so sahe man sich genöthiget, den Mann, der diesen wichtigen Fund gemacht hatte, zu nennen, um die Art und Weise, wie man daran gekommen wäre, aufzuklären und begreiflich zu machen.

Dem allen ungeachtet beschloß der biedere Senkenberg, grade in dieser kritischen Zeit eine Reise zu seiner noch lebenden Mutter nach **Wien** zu thun. Seine Freunde widerriethen ihm diesen gewagten Schritt; selbst das Berliner Ministerium ließ ihn warnen, auf seiner Hut zu seyn, und bot ihm Schuz und einen ansehnlichen Posten an, wenn er nach Berlin kommen wollte. Allein der gutmüthige Mann wollte für das, was er lediglich aus Menschenpflicht gethan hatte, keine Belohnung haben; und da er, nach seiner eigenen rechtschaffenen Denkungsart, es nicht möglich fand, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könnte, etwas gethan zu haben, was Gerechtigkeit und Menschlichkeit von ihm gefordert hatten: so reisete er in Gottes Namen ab, und trug, da er in Wien angekommen war, kein Bedenken, sich für den auszugeben, der er war.

Die Warnung seiner Freunde schien indeß nur allzugegründet gewesen zu seyn; er wurde wirklich in

Ver-

Verhaft genommen. Allein Senkenberg blieb, seiner Unschuld sich bewußt, auch im Gefängniß ruhig. Man befragte ihn, und er erzählte den ganzen Vorgang mit naiver Aufrichtigkeit. Man wiederholte das Examen zu verschiedenen Zeiten, und immer erhielt man die nemlichen Antworten, weil er immer bei der Wahrheit blieb. Man wollte von ihm wissen, warum er das Dokument nicht vielmehr dem Wiener- als dem baierschen Hofe zugeschikt hätte; und er antwortete: weil es diesem, nicht jenem zugehört, und weil es diesen vor allen andern interessirt habe, einen verlohrnen Beweis seines rechtmäßigen Eigenthums wieder zu bekommen. Endlich, da man sahe, daß man den Mann mit keinem Scheine von Gerechtigkeit eines Verbrechens in dieser Sache zeigen konnte: so ſetzte man ihn — Dank sey der Gerechtigkeit der glorreichen Maria Theresia und ihres großen Sohns! — wieder auf freien Fuß; doch mit dem Bedeuten, daß er in 24 Stunden die östreichischen Staaten räumen sollte. Senkenberg gehorchte, nahm Extrapost, und fuhr nach Gießen zurük, wo er seitdem ein den Wissenschaften geweihtes unabhängiges Leben führt.

II.

Fortsetzung von Frankfurt am Mayn.

Unter allen öffentlichen Gebäuden der Stadt Frankfurt ist das Rathhaus oder der sogenannte Römer wohl das allermerkwürdigste, weil dies der

Ort

Ort ist, wo die neuerwählten und gekrönten deutschen Kaiser sich auf einem Balkon dem Volke zu zeigen pflegen. Mit der Wahl und Krönung selbst geht es so zu: Wenn ein römischer König, das ist, ein Thronfolger des Kaisers gewählt werden soll, so finden sich die sämtlichen Churfürsten des Reichs, denen diese Wahl allein zukommt, entweder in Person oder durch Abgesandte in Frankfurt ein, reiten hierauf feierlich nach dem Römer und stellen daselbst eine vorläufige Berathschlagung an. Dann wird wieder aufgesessen und nach der oben erwähnten Dom- oder Bartholomäuskirche geritten, allwo die Wahlherren sich in eine Kapelle verfügen und sich so lange unterreden, bis sie in Ansehung der Person, welche gewählt werden soll, völlig einig sind. Ihre Wahl wird hierauf öffentlich bekannt gemacht.

Wenn nun die Zeit da ist, daß der zum römischen König erwählte Prinz zum wirklichen Kaiser gekrönt werden soll: so verfügt er sich in eigener Person nach Frankfurt. Hier wird er aus demjenigen Hause, wo er abzusteigen pflegt, von den zu Pferde sitzenden Churfürsten abgeholt und in einem feierlichen Zuge nach der Domkirche geführt, wobei der Churfürst von Bayern den Reichsapfel, der Churfürst von Brandenburg den Scepter, der Churfürst von der Pfalz die Krone und der Churfürst von Sachsen das Schwert trägt. Dies sind nämlich die bekannten Insignien oder Zeichen der Kaiserwürde. Der neue Kaiser selbst geht unter einem von zehn Frankfurter Rathsherren getragenen prächtigen Baldachin oder sogenannten Himmel einher.

Sobald

Sobald man in der Kirche angekommen ist, verfügt man sich auf das Chor, alwo der Kaiser und die Wahlfürsten vor dem hohen Altare niederknien und ein Gebeth verrichten. Jezt werden dem zu krönenden Kaiser die Reichsgesetze und die Bedingungen vorgelegt, unter denen man ihn zum Kaiser krönen will, und er macht sich durch einen feierlichen Eid verbindlich, diesen Bedingungen nachzuleben. Hierauf wird er unter dem Geläute aller Glocken und unter hundert Kanonenschüssen, von dem Churfürsten von Mainz gesalbet und gekrönt.

Nach vollendeter Krönung geht der ganze Zug, und zwar zu Fuß, auf einem dazu gemachten niedrigen Gerüste, mit rothem Tuch bedekt, aus der Kirche nach dem Römer. Hier zeigt sich nun der neue Kaiser auf einem Balkon dem Volke; worauf denn öffentliche Tafel gehalten wird.

Für das Vergnügen des Volks wird an diesem feierlichen Tage gleichfalls und zwar auf mehr als eine Weise gesorgt. Es wird ihm nemlich ein ganzer am Spieß gebratener Ochse und eine Menge Hafer Preis gegeben; und ein dazu angelegter Springbrunnen versorgt es mit Wein. Ausserdem werden von dem Römer herab silberne und goldene Münzen ausgeworfen.

Den Schluß der Feyerlichkeit macht ein Zug zu Pferde von dem Römer nach dem kaiserlichen Quartiere, wohin die sämtlichen Churfürsten ihn begleiten.

Das

Das Reichsgrundgesez, welches der Kaiser beschwören muß, und welches auf dem Römer verwahrt wird, ist in lateinischer Sprache abgefaßt, auf Pergament mit alter Mönchsschrift geschrieben und mit einer großen goldenen Kapsel zur Aufbewahrung des Siegels versehen. Dieses lezten Umstandes wegen wird es die goldene Bulle genannt *). Dieses alte Reichsgesez rührt von Kaiser Karl IV. her; und es wird, gleich einem Heiligthume, mit so viel Sorgfalt und Behutsamkeit aufbewahrt, daß, da vor einiger Zeit die seidene Schnur, womit die Pergamentblätter zusammengeheftet sind, vor Alter auseinander fiel, das Einheften einer neuen Schnur nicht anders als im Beiseyn einer dazu ernannten Commission geschehen konnte.

Frankfurt besteht eigentlich aus zwei Städten, wovon die kleinere, die von der größern, als dem eigentlichen Frankfurt, durch den Mayn getrennt wird, Sachsenhausen heißt. Beide hängen durch eine prächtige steinerne Brücke zusammen, welche beinahe 400 Schritte lang ist und zu den öffentlichen Abendpromenaden gehört. Diesseits der Brücke ist an dem Ufer des Mayns der große Weinmarkt, wo alle Frankenweine, welche den Strom herab nach Frankfurt kommen und von da aus weiter

*) Von dem lateinischen Wort Bulla, welches zwar ursprünglich eine Wasserblase, dann aber auch eine solche Kapsel bedeutet, worinn bei wichtigen Dokumenten das dazu gehörige Siegel liegt.

ter versandt werden, bis zu ihrem Abgange liegen bleiben müssen. Man sieht hier einige tausend Fässer, theils unter Schuppen, theils unter freiem Himmel liegen, oft auch, wann der Mayn aus seinen Ufern getreten ist, im Wasser schwimmen. Man hat sie auf diesen Fall mit Tauen festgebunden, damit der Strom sie nicht fortführen könne.

Die Einrichtung, allen Frankenwein ausserhalb der Stadt zu verwahren, hat man zum Vortheil des Rheinweinhandels für nöthig erachtet. Denn da jener schlechter als dieser ist, beide aber einige Aehnlichkeit mit einander haben: so könnte von gewinnsüchtigen Weinhändlern leicht eine Vermischung derselben vorgenommen werden, wodurch denn der Rheinwein auswärts in Miskredit kommen und minder Abgang haben würde. Um nun, sowohl eine solche Verfälschung selbst, als auch den Verdacht derselben zu vermeiden, hat man weislich verordnet, daß die ankommenden Frankenweine nicht in die Stadt gebracht, sondern auf dem jezt beschriebenen Platze an dem Ufer des Mayns bis zu ihrem Abgange in andern Gegenden liegen bleiben sollen. Ob indeß diese gute Absicht hierdurch so ganz erreicht werde, lasse ich dahin gestellt seyn.

Jezt bitte ich meine jungen Leser, mich über die schöne lange Brücke nach **Sachsenhausen** zu begleiten.

Hier glaubt man, nicht blos in eine ganz andere Stadt, sondern auch in ein ganz anderes, von einer fremden Nation bewohntes Land zu treten: so viel Eigenthümliches und Unterscheidendes haben

die

die Bewohner dieses Anhängsels von Frankfurt in ihrer Sprache, in ihrer Tracht, in ihrer Lebensart und in ihren Sitten! So wie die Juden unter den Christen, die Hallischen Halloren unter den Obersachsen ihren eigenthümlichen Charakter zu behaupten wissen, eben so haben auch die Sachsenhäuser, ungeachtet sie neben und unter Frankfurter leben, ihr Unterscheidendes bisher immer zu erhalten gewußt. Sie machen eine für sich bestehende altdeutsche und noch ziemlich rohe Nation aus, die, indeß alles um sie her sich mit jedem Jahre immer mehr und mehr verfeinert und aufklärt, bei ihrer rauhen Gemüthsart und bei ihren groben Sitten unabänderlich zu bleiben, hartnäckig entschlossen zu seyn scheint. Sollte jemand seyn, der da zweifelte, ob Aufklärung und Veredelung der Menschheit wirklich für etwas Gutes und Wünschenswürdiges zu halten sey oder nicht, dem müßte man rathen, eine Zeitlang unter diesen Leuten zu leben; und es stünde zu erwarten, daß sein Urtheil nicht lange unentschieden bleiben würde. Die Maynbrücke, wodurch die rohen Sachsenhäuser von den gesitteten Frankfurtern abgesondert werden, ist vielleicht der bequemste Standpunkt in Deutschland für den, der über die Vortheile und Nachtheile der Sittenverfeinerung auf der einen, und der altdeutschen Roheit auf der andern Seite aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen richtig urtheilen will. Es ist wahr, die Sachsenhäuser, als eine noch ganz unpolirte und unverfeinerte Nation, äussern in ihren Reden und Handlungen eine Freimüthigkeit, eine Offenherzigkeit, eine Gradheit, einen Muth und eine Stärke

des Leibes und der Seele, welche man in solcher Allgemeinheit unter gesitteten und verfeinerten Menschen vergebens sucht; und das sind herrliche Ueberbleibsel wahrer und unverderbter Menschheit, welche dem unbefangenen Menschenbeobachter nicht anders als sehr schäzbar vorkommen können: aber eben diese Leute sind nun auch grob, unbändig, jachzornig, widerspenstig und aufrührerisch gegen ihre Obrigkeit, unbiegsam, tückisch, rachsüchtig und grausam bei der mindesten Beleidigung, welche ihnen widerfährt; und das sind scheußliche Auswüchse der ungebildeten Menschheit, wodurch jene gute Eigenschaften gar sehr verdunkelt werden. Folgende kleine Beobachtungen, welche hier jeder machen kann, mögen diesem Urtheile zum Belage dienen.

Ein **Sachsenhäuser** redet fast nicht anders als mit unaufhörlicher Einmischung pöbelhafter Schimpfwörter und gräulicher Flüche. Selbst seine zärtlichsten Liebkosungen werden damit aufgestuzt. Wenn z. B. eine Mutter zu ihrem lieben Kinde sagen will: komm her, kleiner Engel! so heißt das in ihrer Sprache: **komm, kleiner Carnalje!** (Canaille) Will der Vater in einem scherzhaften Tone etwa folgendes ausdrücken: ei wie kömmst denn du hieher, mein liebes Söhnchen? so lautet das in seiner sachsenhäusischen Kraftsprache ungefähr so: **i tu kleiner Carnalje! Tu Pulverhornsnooß!** (Pulverhornsnase) **Schlag tich das tunderwetter zehntausend Klafter tief unter die Erde, wie kömmst denn du hier her?**

Der

Der Krautmarkt in Frankfurt wird lediglich von Sachsenhäusern versorgt. Da sieht man einige hundert alte Weiber mit allerlei Gartengewächs auf dem Steinpflaster sitzen, wodurch der Weg so versperrt wird, daß man Mühe hat, sich hindurch zu arbeiten. Hat nun jemand das Unglük im Vorbeigehn etwa einen Kohlkopf umzustossen: dann wehe ihm! Da fliegt eine Carnalje, ein Pulverhornsnoos nach dem andern und eine Menge anderer schmutziger und pöbelhafter Schimpfnamen hinter ihm her; und zehnmal wehe ihm, wenn er sich einfallen läßt, darauf zu antworten und Schimpf mit Schimpf erwiedern zu wollen! In diesem Falle geräth der ganze Kohlmarkt in Allarm; das gesamte Chor der Sachsenhäuser Grazien nimmt Parthie gegen ihn, und er kann von Glük sagen, wenn er blos von hundert Stimmen geschimpft und verflucht und nicht auch auf eine noch fühlbarere Weise gemißhandelt davon kommt!

Der Gartenbau und die Fischerei sind fast die einzige Nahrungszweige der Sachsenhäuser. Beider haben sie sich so ausschliessend bemächtiget, daß sie es für einen Eingriff in ihre Rechte halten, wenn jemand anders, als sie, irgend ein Gartengewächs zu Markte bringt. Hierüber ereignete sich grade zu der Zeit meines Hierseyns folgender sonderbare Vorfall, welcher leicht sehr bedenkliche Folgen hätte haben können.

Einige begüterte Frankfurter, welche große Gärten besitzen, hatten den Einfall gehabt, von ihrem überflüßigen Gartengewächs etwas verkaufen

zu lassen. Die Sachsenhäuser, darüber aufgebracht, machen hierauf eine Verschwörung unter sich, und in einer einzigen Nacht waren, wie man versicherte, wohl an hundert Frankfurter Gärten dergestalt verwüstet, daß alles darinn befindliche Gartengewächs theils zertreten, theils zerschlagen, zerhauen und ausgerissen war. Die Sache machte Lerm; daß die Sachsenhäuser es gethan, wußte jedermann; aber da war keiner, der das Herz gehabt hätte, eine ordentliche Untersuchung darüber anzustellen, weil die Verschwornen auf diesen Fall allerlei Drohungen, unter andern auch die ausstießen: „daß sie, wenn man sich gelüsten ließe, einen einzigen von ihnen zu bestrafen, ihre Seelen samt und sonders zum Teufel geben und katholisch werden wollten!“

Alles daher, was der Frankfurter Magistrat in dieser mislichen Sache vorzunehmen wagte, schränkte sich blos darauf ein, daß er einen Preis von 300 Gulden für denjenigen aussezte, der einen oder mehrere der Gartenverwüster angeben würde, und daß er dem Prediger in Sachsenhausen den Auftrag gab, eine Strafpredigt darüber zu halten. Allein das erstere that gar keine Wirkung, weil diese Leute viel zu viel Gemeingeist besitzen, als daß die größte Belohnung sie zur Verrätherei bewegen könnte, das andere hätte das Uebel beinahe noch viel ärger gemacht. Denn als der Prediger, dem erhaltenen Auftrage gemäß, von dem vorgefallenen Unfuge zu reden anfieng: standen einige alte Weiber in der Kirche auf und schalten ihn, daß er von Dingen

schwatze,

schwatze, die nicht auf die Kanzel gehörten: ein allgemeines Gemurmel bestätigte diese Verweise, viele liefen zur Kirche hinaus, und der Prediger sahe sich genöthiget, aufzuhören. Auch dieser Unfug blieb ungeahndet.

Es starb um diese Zeit ein Sachsenhäuser, der von besonderem Ansehen unter ihnen gewesen war und den sie deswegen ihren Burgermeister zu nennen pflegten. Sogleich beschließt man einen neuen Burgermeister zu wählen; der Sohn des Verstorbenen wird dazu auserkohren, und recht als wenn es darauf angelegt gewesen wäre, der Schwäche des Frankfurter Magistrats öffentlich zu spotten, so läuft ein Trupp von ihnen nach der Maynbrücke, bemächtiget sich des am Ende derselben stehenden Schilderhauses und pflanzt es vor die Wohnung ihres neugewählten Burgermeisters hin. Auch hierauf erfolgte, so viel ich erfahren konnte, keine Ahndung.

Was sagen nun meine jungen Leser zu diesem allen? Hätten sie wohl Lust, unter solchen Kraftleuten zu wohnen, oder nur ihr Nachbar zu seyn?

Am schlimmsten ist ein armer Jude daran, der diesem rohen Menschengeschlechte in die Hände geräth. Jude und Schwein sind ihnen Wesen von einerlei Werth. Ich irre mich; das Schwein wird bei weitem mehr geachtet und menschlicher behandelt. Als daher vor einiger Zeit ein Jude ermordet war und der Mörder hingerichtet werden sollte: behaupteten die Sachsenhäuser laut, daß das eine Ungerechtigkeit wäre, die sie nicht zugeben würden.

Der Erschlagene sey ja nur ein Jude gewesen! sagten sie, und machten Anstalt, den Missethäter zu befreien. Und was that der Magistrat dabei? Um einem Tumulte und einer gewaltsamen Störung der Gerechtigkeitspflege zuvor zu kommen, ließ er an dem Tage, da die Hinrichtung vor sich gehen sollte, die Brücke sperren, damit kein Sachsenhäuser herüber kommen könnte. Auch mußten die sämtlichen Juden sich an diesem Tage gefallen lassen, in ihrem oben beschriebenen Kerker eingesperrt zu bleiben, um keinen Mißhandlungen ausgesezt zu seyn. — O ihr heiligen Rechte der Menschheit, wie wenig kennt und ehrt man euch da, wohin die allbeseligende Aufklärung mit ihrem milden Lichte noch nicht durchgedrungen ist! —

Frankfurt ist, nächst Hamburg, unstreitig die wichtigste Handelsstadt in Deutschland; ein Vorzug, den dieser Ort nicht blos seiner ungemein vortheilhaften Lage, sondern vornemlich auch der Freiheit verdankt, deren er noch als Reichsstadt genießt. Denn wenn die Lage allein hinreichend wäre, eine Stadt zu einem großen Handelsplatze zu erheben: so müßte Frankfurt von dem vier Meilen davon gelegenen Maynz bei weitem übertroffen werden, weil dieses zwei Ströme, den Rhein und Mayn, die allda zusammenfließen, Frankfurt hingegen nur blos den Mayn beherrscht; und was ist gleichwohl Maynz gegen Frankfurt? Das, was Altona gegen Hamburg ist, und nicht dieses einmal. Aber Freiheit, Freiheit ist die Seele der Handlung! Wo diese fehlt, da stocken die Säfte des Staatskörpers, wie

die

die des menschlichen Körpers, wenn er in Fesseln gelegt wird; da schwinden seine Kräfte; da verlieren sich nach und nach Lust, Muth und Gelegenheit zu kühnen Spekulationen und zu großen Unternehmungen. Alles sinkt zu eingeschränkten blos mechanischen Beschäftigungen hinab. Die Handlung wird Krämerei, und aus Fabriken und Manufakturen werden bloße Werkstätte einzelner Handwerksleute.

Die beträchtlichste aller Fabricken, welche in und bei Frankfurt blühen, wäre diesem Orte, eines bloßen reichsstädtischen Eigensinns wegen, beinahe ganz entrissen worden. Dies ist die berühmte **Tabaksfabrik** der Herrn **Bolongaro**; eine Anstalt, welche wohl verdiente, daß ich meinen jungen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht davon gebe.

Bolongaro war ein junger Savoyarde, der, nach Art seiner Landesleute, sein unfruchtbares Vaterland verließ, um durch Hülfe eines abgerichteten Murmelthiers sein Glük in der Fremde zu suchen. So kam er nach Frankfurt. Weil er indeß keine von den gemeinen Seelen war, welche sich immerfort in einem und ebendemselben kleinen Ideenbezirke herumdrehen und aus dem einmal gewohnten Geleise ihrer Lebensart nie herauszugehen wagen, so mochte dieser junge Mensch wohl zuweilen dem Gedanken nachgehängt haben: ob er nicht vielleicht auch etwas Besseres und Nüzlicheres thun könnte, als mit seinem Murmelthiere umherzugehen? Diese Frage hatte ihn denn vermuthlich gereizt, über dies und jenes nachzugrübeln, diesen und jenen kleinen

Versuch anzustellen; und so war er denn endlich auf den Einfall gerathen, sich darauf zu legen, Schnupftabak zu verfertigen. Hierinn war er nun ganz ausserordentlich glüklich. Er erfand durch Nachdenken und Versuche eine Sauce, die dem Tabak nicht blos einen sehr angenehmen Geruch, sondern auch die schäzbare Eigenschaft giebt, daß die Nase davon nicht angegriffen und wund gemacht wird.

Niemand war im Stande, ihm diese Sauce nachzumachen. Sein Tabak wurde daher in kurzer Zeit berühmt, er selbst ein steinreicher Mann. Da seine Fabrik nunmehr sehr ins Große gieng: so wünschte er, Bürger der Stadt Frankfurt zu werden, um an allen Freiheiten und sonstigen Handlungsvortheilen, deren die hiesige Bürgerschaft genießt, Antheil nehmen zu können. Er erbot sich, wie man versichert, für dies begehrte Bürgerrecht zwanzig tausend Thaler zu bezahlen; allein umsonst! Die Herren Frankfurter verschmähten diese Summe, und wollten einen für den Staat so wichtig gewordenen Mann nicht als Mitbürger unter sich aufnehmen.

Aus Unwillen über diese Verweigerung beschloß Bolongaro seine Millionen und seine große Fabrik einem andern Lande zuzuwenden; und die churfürstliche Regierung von Maynz kam ihm, zur Ausführung dieser Absicht, mit den größten Anerbietungen von Freiheiten und Vorrechten entgegen. Höchst, ein zwischen Frankfurt und Maynz liegenden Flecken an dem Ufer des Mayns, ward zum Verpflegungsorte

orte für seine Fabrik bestimmt und Bolongaro erbaute daselbst mit fürstlichem Aufwande nicht blos Einen, sondern mehrere zusammenhängende Paläste und Häuser, die zusammengenommen ein sehr schönes und großes Ganze machen. So verlor Frankfurt einen Industriezweig, den Maynz für die größten Aufopferungen nicht zu theuer zu erkaufen glaubte.

Bolongaro starb als einer der reichsten Particuliers, die es je gegeben haben mag; und zum immerwährenden Andenken an seine Herkunft verordnete er, sagt man, im Testamente, daß jeder wandernde Savoyarde, der in diese Gegend kommen würde, von seinen Erben bewirthet werden und einen Louisd'or zum Geschenk erhalten sollte. Ein Beweis, daß dieser Mann nicht, wie es oft geschieht, sich durch sein Geld den Kopf verdrehen ließ, weil er wollte, daß die Geschichte seiner niedrigen Herkunft auf die Nachwelt fortgepflanzt werden sollte.

Ich habe übrigens diese Erzählung für lehrreich gehalten, weil meine jungen Leser daraus lernen können, wie weit ein aufmerksamer und industriöser Jüngling, der seine Verstandeskräfte gehörig anzuwenden und über alles nachzudenken und zu spekuliren sucht, es in der Welt zu bringen vermöge. Der Quellen des Reichthums und des Wohlstandes giebt es so viele und mancherlei; nur daß sie mit Sorgfalt aufgesucht und etwas mühsam aufgegraben seyn wollen! Und dieses belohnt sich wohl der Mühe. Denn ist es nicht schön, neue Triebräder der menschlichen Thätigkeit in Bewegung zu setzen, welche vielen,

vielen, sonst müßigen, sonst vielleicht darbenden Menschen Arbeit und Unterhalt gewähren; und ist es nicht selig, mehr zu haben, als man bedarf, um Hungrige speisen, Nakte kleiden, Wankende unterstützen und überhaupt bei hundert Gelegenheiten zum Besten der menschlichen Gesellschaft kräftig mitwirken zu können? Dies alles aber kann der Reiche mehr und öfterer als der Arme. Es ist daher sehr thöricht, die Bemühung Ueberfluß zu erwerben, (dafern sie sich in den Schranken rechtmäßiger Mittel hält) als etwas Unrühmliches oder gar Unerlaubtes und Sündliches zu verschreien; und es ist Zeit, dieses Ueberbleibsel aus der Sittenlehre der Mönche (die ihre guten Ursachen hatten, Armuth und Verachtung aller irdischen Güter zu empfehlen) aus der unsrigen auszustreichen. —

Als man nach Bolongaro's Tode merkte, daß die Erben desselben nicht abgeneigt wären, wieder nach Frankfurt zurükzukehren: so eilte man, den ehemals begangenen Fehler der Politik wieder gut zu machen, und versuchte diese vielbedeutende Männer, eben das Bürgerrecht, welches man dem alten Bolongaro für 20000 Thaler nicht hatte verkaufen wollen, jezt unentgeldlich anzunehmen. Sie bauten sich Häuser in Frankfurt, zogen die Fabrik nach und nach wieder zurük, und bedienen sich seitdem der Paläste zu Höchst nur noch als Lustschlösser zu einem abwechselnden Sommeraufenthalte. Man sieht hieraus, daß auch zu Frankfurt, wie an andern Orten, seit zwanzig Jahren Verstand und Klugheit merkliche Fortschritte gemacht haben müssen.

12.

12.

Fortsetzung von Frankfurt. Kleiner Abstecher nach Hanau und Wilhelmsbad.

Frankfurt hält jährlich zwei große Märkte oder Messen, welche vielleicht die beträchtlichsten in Deutschland sind, oder doch wenigstens mit denen, welche zu Leipzig gehalten werden, um den Vorzug streiten. Dann strömen hier Käufer und Verkäufer, nicht blos aus allen deutschen Provinzen, sondern auch aus verschiedenen benachbarten Ländern, besonders aus der Schweiz und aus Frankreich, zusammen. Wer Frankfurt in dieser Zeit zum erstenmale sieht, der sollte glauben, daß die Volksmenge dieser Stadt sich eben so hoch, als die von Hamburg beliefe. Aber ein Drittel, wenigstens ein Viertel besteht alsdann aus Fremden.

Diesmal war der Zusammenfluß von Menschen, einer besondern Ursache wegen, ganz ungewöhnlich groß, ja sogar noch größer, als sie zur Zeit einer Kaiserkrönung zu seyn pflegt. Das machte Herr **Blanchard**, der grade in dieser Zeit von hieraus eine Luftreise anzustellen versprochen hatte, die erste und bis jezt die einzige, welche in Deutschland statt gefunden hat. Ein so neues und nie gesehenes Schauspiel zog eine erstaunliche Menge von Neugierigen aus der Nähe, und aus der Ferne herbei. Nicht blos alle Gasthöfe und viele Bürgerhäuser der Stadt, sondern auch die umliegenden Dörfer und Flecken waren voll davon, weil in den öffentlichen

Häusern

Häusern der Stadt kein Zimmerchen mehr für Geld zu haben war. Die Strassen wimmelten; aus allen Fenstern gukten Menschenköpfe hervor; die öffentlichen Spaziergänge waren wie besäet mit Menschen aus allen Ständen. Auch der Prinzen, Prinzessinnen und Ordensbänder waren so viele angekommen, daß man sie nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich zu behaupten mir getraue, daß Hr. **Blanchard** der Stadt Frankfurt und der umliegenden Gegend ein Paar Tonnen Goldes zugeführt habe; und es verdroß mich daher, daß meine damaligen Landsleute die Hamburger, einen ähnlichen Vortheil, den ihnen dieser Luftschiffer zuwenden wollte, ich weiß nicht aus was für reichsstädtischen Ursachen, von sich ablehnten *). Es ist nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß bloß einzelne Gastwirthe, wie z. B. der im rothen Hause, über zwei bis drei tausend Thaler bei dieser Gelegenheit gewonnen haben. Dieser Mann stellte unter andern damaligen Lustbarkeiten auch von Zeit zu Zeit ein sogenanntes **Vauxhall** an, welches aber wohl schwerlich für jemand anders, als für ihn selbst, eine wirkliche Lustparthie zu nennen war. Man stelle sich vor, daß in einem einzigen Saale von mäßigem Umfange, und in einem danebenliegenden Zimmer jedesmal gegen

*) Meine damaligen lieben Landsleute haben diesen Vorwurf in dem verflossenen Augustmonate des laufenden Jahrs, da sie dem Blanchard eine Luftreise bei Hamburg anzustellen erlaubten, rühmlichst von sich abgewälzt.

gegen 7 bis 800 Menschen zusammenflossen, wovon ein Theil sich durchzuarbeiten suchte, um nur wieder hinauszukommen, indeß ein anderer, vielleicht in der ungegründeten Hoffnung, weiter hin mehr Raum und Luft zu finden, sich aus allen Kräften vorzudringen bestrebte. In der Mitte dieses zum Sticken erhizten und vollgepfropften Saals ward von einigen Paaren getanzt, aber so, daß man die Tänzer in dem Getümmel der übrigen beinahe gar nicht zu unterscheiden vermochte. Für den bloßen Eintritt in diesen Saal, den man wohl recht eigentlich Drangsaal hätte nennen können, mußte ein Gulden bezahlt werden, wofür man, glaube ich, eine Tasse Thee, und den scheußlichsten Geruch aus einem geheimen Verschlage beim Eingange, unentgeldlich hatte.

Ich hatte mich hinbegeben, um Menschengesichter zu beobachten, und einen und den andern merkwürdigen Menschen kennen zu lernen. Aber ich fand bald, daß ich am unrechten Orte dazu war, auch wenn es mir möglich gewesen wäre, das Gedränge, und die bis in die Mitte des Saals durch den eben erwähnten unentgeldlichen Weihrauch vergiftete Luft länger, als eine halbe Stunde auszuhalten. Denn alle Gesichter waren von Drang und Hitze aufgeschwollen und verzerrt, und an Unterhaltung durch Gespräch war in diesem unordentlichen Gewimmel gar nicht zu denken. Ich arbeitete mich daher, so geschwind ich konnte, durch, und freute mich, da ich endlich glüklich die Thür erreichte, wie ein Fisch, der dem engen Kasten entschlüpft, und

und nun wieder frisches Wasser im freien Strome athmet.

Die Geschichte von der dermaligen, das erstemal verunglükten, nachher aber mit desto glüklicherem Erfolge vollzogenen Luftreise des Hrn. **Blanchard**, hat in allen Zeitungen gestanden. Ich mag sie daher nicht wiederholen, und begnüge mich blos anzumerken, daß der Schauplaz auf eben dem Felde bei **Bergen** unweit Frankfurt war, wo im Jahr 1759 eine blutige Schlacht zwischen den Franzosen und Alliirten, zum Nachtheil der leztern vorfiel. Die vielen Tausende, der hier jezt versammelten Menschen, kamen der Einbildungskraft zu Hülfe, und machten ihr es leicht, sich das Bild jener schauderhaften Scene ziemlich lebhaft auszumalen; und diese Vorstellung verstärkte das Herzklopfen, womit man dem Ausgange des gegenwärtigen Schauspiels entgegen sah, obgleich bei diesem nur das Leben dreier Menschen, welche das Luftschiff bestiegen, in Gefahr gesezt wurde. —

Bei dieser Gelegenheit konnte man deutlich sehn, wie sehr auch hier, wie anderwärts, das Ansehn der Geistlichen seit einiger Zeit gesunken seyn müsse, und wie sehr eine freiere Art in Religionssachen zu denken, auch hier schon überhand genommen haben müsse. Denn, man erlaubte nicht blos, um die Meßgeschäfte nicht zu stören, daß die Luftreise an einem Sonntage vor sich gehen sollte, ungeachtet vorauszusehen war, daß der gewöhnliche Gottesdienst dabei gänzlich wegfallen würde, sondern man verstattete auch sogar, wiewohl zum erstenmale,

und

und als eine durch die Umstände gerechtfertigte Ausnahme, daß an eben diesem Tage Komödie gespielt würde; und ich habe nicht gehört, daß weder das eine noch das andere auf den Kanzeln wäre geahndet worden. Doch dies war vielleicht mehr ein Beweis der Klugheit und der friedfertigen duldsamen Denkungsart der hiesigen Geistlichkeit, als ihres verlorenen gegangenen Ansehns; eine Vermuthung, die mir nachher wahrscheinlich wurde, da ich das Vergnügen hatte, einige Mitglieder derselben kennen zu lernen, bei denen ich aufgeklärte und tolerante Gesinnungen fand. Auch hat man hier — was in mancher andern freien Reichsstadt unüberwindliche Hindernisse finden würde — die allgemeine Beichte, statt der sonstigen papistischen Ohrenbeichte, eingeführt, welches allein schon hinreichend ist, von der Denkungsart der jetzigen hiesigen Geistlichkeit ein sehr günstiges Vorurtheil zu erwecken.

Ich genoß auch hier, wie an andern Orten, durch welche mein Weg mich führte, des süßen Lohns meiner geringen Arbeiten für die Kinderwelt, mich von einer Menge junger Menschen aufgesucht zu sehen, die auf eine gewiß unverdächtige, und daher für mich sehr rührende Weise, mir ihre Liebe und Dankbarkeit bezeugten. Eines Tages, da ich einen kleinen Abstecher nach Wilhelmsbad und Hanau machen wollte, fand sich wohl ein Dutzend derselben, aus den ersten hiesigen Häusern, begleitet von ihren Führern, bei mir ein, um mich zu bitten, mich von ihnen nach einem Garten vor dem Thore führen zu lassen, wo ich die Diligence, deren ich mich zu

dieser Seitenfahrt bedienen wollte, erwarten könnte. Ich erfüllte ihr Verlangen; und so zog ich denn, wie der berühmte Rattenfänger zu Hameln, an der Spitze dieses lieben Völkchens durch die Strassen der Stadt, indem je zwei und zwei meiner jungen Freunde sich an mich hiengen, bis ihnen meine Hände oder meine Schöße von zweien andern streitig gemacht wurden. Unser Zug erregte Aufmerksamkeit, und ich darf wohl sagen, daß ich eben so viel, vielleicht mehr und reineres Vergnügen, auch wohl nebenher eben so viel Stolz und Eitelkeit dabei empfand, als Cäsar, wenn er auf seinem Triumphwagen durch die Strassen von Rom nach dem Kapitol fuhr.

An den Erziehern dieser Kinder lernte ich sehr wackere, liebe und aufgeklärte Männer kennen, welche die Bemerkung bestätigten, die ich auf meiner bisherigen Reise fast überall zu machen Gelegenheit hatte, daß das, was seit einiger Zeit zur Verbesserung des Erziehungswesens geschrieben und gethan worden ist, keineswegs vergeblich gewesen sey. —

Der Weg von Frankfurt bis Hanau ist bis auf die Hälfte eine vortreflich angelegte, und sehr wohl unterhaltene Kunststrasse. Auch alle andere Kunststrassen, die ich in der Grafschaft Hanau sahe, waren musterhaft angelegt. Ueberhaupt glaubte ich in diesem kleinen Lande unverkennbare Spuren einer vorzüglichen Indüstrie, und einer aufmerksamen und thätigen Regierung wahrzunehmen. Der bisherige Regent desselben war damals noch Erbprinz, und ist nunmehr bekanntlich regierender Landgraf von Hessen-Cassel.

Die

Die Felder von Frankfurt bis Hanau, so wie von hier bis in die Schweiz, haben das Ansehn eines ununterbrochenen großen Gartens, welcher Obst, Gartengewächse aller Art, und zugleich Getraide in gleicher Menge und Vortrefflichkeit trägt. Einen solchen Segen an Obst, als ich von hier an bis nach Basel überall erblikte, hatte ich nie gesehn. Die Bäume waren mit Früchten dergestalt belastet, daß sie unter ihrer Bürde erliegen wollten, und daß bei jedem derselben zwanzig und mehr Stützen nöthig waren, um die Aeste aufrecht zu halten. Es war ein wunderschöner, und für ein noch nicht ganz fühllos gewordenes Herz ungemein rührender Anblik!

Man bauet von hier an durchs ganze Reich sehr viel sogenanntes welsches Korn, oder türkischen Waizen, ein sehr ergiebiges Getraide, welches zwar größtentheils für's Vieh, zum Theil aber auch zu Brod gebraucht wird. Da diese Getraideart sehr weitläuftig gepflanzt werden muß, so nüzt man die vielen Zwischenräume zu allerley Gartengewächs, als Kohl, Bohnen, rothe Rüben, Kürbisse, u. s. w. wodurch ein so bepflanzter Acker ein gar mannigfaltiges und artiges Ansehn gewinnt. Statt der Pferde bedient der Landmann sich hier, wie in der ganzen Wetterau, sowohl zum Ackern als auch zum Fahren, einer wohlbeleibten und starken obgleich eben nicht sehr großen Art von Kühen, welche eben so viel, als in andern Ländern die Ochsen, arbeiten und den Nutzen der Milch noch obendrein gewähret.

Hanau, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens ist ein Ort, der sich, sowohl durch seinen

Umfang, als auch durch sein Ansehen über die Mittelmäßigkeit erhebt, und den vorzüglichsten Städten Deutschlands an die Seite gesezt zu werden verdient. Er ist etwas befestiget, doch ohne Aussenwerke. Die Neustadt zeichnet sich durch eine ziemlich hübsche und regelmäßige Bauart aus. Auch hier, wie an allen andern Orten, wo man ehemals reformirte Flüchtlinge aufgenommen hat, scheint ein vorzüglicher Kunstfleiß zu herrschen. Ausser vielen wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, welche hier verfertiget werden, giebt es auch so vortrefliche Arbeiter in Gold und Silber hieselbst, daß die dasigen Kunstprodukte dieser Art mit denen, welche in Paris verfertiget werden, um den Vorzug streiten dürfen. Eine seit einiger Zeit hier angelegte Zeichenschule bildet für die Werkstätte dieser Künstler brauchbare Zöglinge.

Ich lernte hier unter andern den berühmten Herrn Consistorialrath **Bergsträßer** kennen, der dem Publiko die Bekanntmachung einer besondern Art, seine Gedanken auf eine weite Entfernung ohne Brief und Boten mitzutheilen, verheissen hat, und mit der Erfüllung dieses seines Versprechens noch jezt beschäftiget ist. Sonderbar, daß zu eben der Zeit, da Hr. **Bergsträßer** von dieser seiner Erfindung die erste Nachricht gab, ein anderer Mann an eben diesem Orte, der Herr Direktor **Reiser**, ebendenselben oder doch wenigstens einen ähnlichen Einfall hatte, ungeachtet, wie lezterer mich versicherte, beide nie darüber mit einander gesprochen hatten. Herr **Reiser** war eben im

Begriff,

Begriff, eine Anzeige seiner Erfindung in die Zeitungen zu setzen, als er die von Herrn Bergsträsser schon in den Zeitungen fand. Er brachte hierauf die von ihm erfundene Methode zu Papier, versiegelte den Aufsaz und legte ihn bei dem hiesigen Consistorio nieder, wo er so lange unerbrochen liegen bleiben soll, bis Herr Bergsträßer die Bekanntmachung der seinigen vollendet haben wird.

Sie leben in erfindungsreichen Zeiten. Eben, da ich aus der Gesellschaft dieser beiden Männer, welche mir das Vergnügen gemacht hatten, im Wilhelmsbade mit mir zu speisen, wieder nach Frankfurt zurükgekehrt und in einem Buchladen abgetreten war, fiel mir eine kleine französische Brochüre in die Hände, worinn von einer noch viel wunderbarern Erfindung Nachricht gegeben wird. Sie führte den Titel: kurze Nachricht von der Entdekung eines physischen Mittels, ankommende Schiffe, wie auch Land in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen anzumelden, von E. Battineau *). Französischer Wind! dachte ich, und wollte das Ding schon wieder aus der Hand legen, als mir beim Umschlagen eines Blattes die Versicherung in die Augen fiel, daß der Erfinder dieser unglaublich scheinenden Kunst auf der Insel Isle de France unzählige Proben

*) Precis historique de la découverte d'un moyen physique, qui annonce les Vaisseaux & les Terres jusqu'à deux cents cinquante lieues de distance par E. Bottineau. 1785.

von der Zuverläßigkeit derselben zum Theil vor den Augen der ersten Personen des dortigen Gouvernements angestellt und glaubhafte Zeugnisse darüber mitgebracht habe. Ich las weiter und fand wirklich viele Attestate abgedrukt, worinn angesehene Männer des Militär- und Civilstandes, ja sogar der Gouverneur, der Insel selbst, bezeugen, daß der Mann unter hundert und mehrmalen, da er die Ankunft der Schiffe drei bis vier Tage früher angesagt hätte, als man ordentlicher Weise etwas von ihnen wissen konnte, sich kaum drei oder vier mal geirrt habe. Ich erstaunte; und das noch mehr, da ich die Zuversicht wahrnahm, mit welcher der Mann den französischen Seeminister auffordert, ihn in Begleitung einiger Commissarien entweder nach Cadix oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu senden, um an dem einen oder dem andern Orte die Untrüglichkeit seiner Kunst mit so viel Beweisen zu belegen, als man nur verlangen würde.

Was soll man nun dazu sagen, meine lieben jungen Leser? Eine so unglaubliche Erfindung auf das bloße Wort des Mannes, der sie gemacht haben will, sogleich zu glauben, dürfte wohl zu voreilig seyn. Aber die Zeugnisse der angesehenen und glaubwürdigen Männer, auf die er sich beruft und die er drucken läßt? — Auch diese können untergeschoben, können von ihm selbst geschmiedet seyn. Dennoch sollte es mir leid thun, wenn die französische Regierung ganz und gar nicht darauf achtete, nicht den Mann beim Worte hielte und ihn hinschikte, wo er die Wahrheit seiner Erfindung zu beweisen versprochen

chen hat. Denn wer vermag der wunderbaren menschlichen Erfindungskraft Grenzen anzuweisen und zu sagen: so weit kannst du kommen und weiter nicht? Besonders in unsern Tagen, wo wir der unglaublichen Erfindungen schon so viele erlebt haben! — Aber es ist Zeit, daß ich wieder einlenke.

Wilhelmsbad, wo ich in Gesellschaft der obengenannten beiden Freunde einen sehr angenehmen Nachmittag zubrachte, ist ein so reitzender und von dem jeztregierenden Herrn Landgrafen so ungemein verschönerter Lustort, daß ich, wenn ich mich auf eine umständliche Beschreibung desselben einlassen wollte, viele Bogen damit anfüllen müßte. Die neuen, schönen und lachenden Gebäude, der englische Garten voll artiger und überaus sinnreicher Anlagen, die Fasanerie, die Sommerwohnung des Hrn. Landgrafen, damaligen Erbprinzen, welche von aussen ein altes Gemäure zu seyn scheint und gleichwohl sehr prächtige, bequeme und geschmakvolle Zimmer in sich faßt — dies alles macht ein wunderschönes Ganzes aus, an dem man sich nicht satt sehen kann. Man sagt, daß der damalige Herr Erbprinz diese niedlichen Anlagen von dem Gelde gemacht habe, welches er für die nach Amerika geschikten Hanauischen Truppen erhielt. So mußten also aus den Verwüstungen, welche der alles verheerende Krieg in dem einen Welttheile anrichtete, in einem andern neue Palläste und bezaubernde Lustörter entstehen! Wie sonderbar!

Ich bin nun wieder in **Frankfurt**.

Von den hiesigen Schulen machten einige junge Leute, welche Unterricht darinn genossen hatten, mir eine traurige Beschreibung. Ihrer Erzählung nach, laufen die meisten darinn angestellten Geistesübungen auf bloßes Gedächtnißwerk hinaus. Die Geschichte, die Geographie, die Grammatik, die Religion — alles wird hier wörtlich und sclavisch auswendig gelernt. Von der Geographie versicherten sie sogar, daß sie dieselbe ohne Landcharten gelernt hätten. Vier Wochen vor jeder öffentlichen Schulprüfung, sagten sie, hätte man ihnen alle Fragen und Antworten, die dabei vorkommen sollten, in die Feder diktirt, um sie auswendig zu lernen u. s. w. Die Wahrheit dieser Erzählung, die in unsern Zeiten beinahe unglaublicher scheinen mag, als die von Bottineau's Erfindung, kann ich nicht verbürgen, ungeachtet die Jünglinge, von denen ich sie habe, allen Glauben zu verdienen und im geringsten nicht die Absicht zu haben schienen, den Ort, wo sie unterrichtet worden waren, verläumden zu wollen.

Aber angenommen, daß sich alles wirklich so verhalte, so folgt daraus keinesweges, daß die Schuld einer so erbärmlichen Schulverfassung lediglich den hiesigen Schulmännern beizumessen sey. Ach, es mag vielleicht mancher einsichtsvolle und rechtschaffene Mann darunter seyn, dem das Herz blutet, so oft er sich gezwungen sieht, seine jungen Leute dem Herkommen und Schulverordnung gemäß auf eine zwekloſe, unnütze und verderbliche Art zu behandeln! Aber was soll er thun?

Der

Der hochweise Magistrat, oder die Herrn Oberalten, oder die Herrn Superintendenten und Pastores und — ich weiß nicht was für andere hochweise, hochwürdige und hochgelahrte Männer, welche über die Schulen gebieten, ungeachtet sie selbst nie Schulmänner waren, das Schulwesen nie studierten, nie gehörig kennen lernten, haben nun vielleicht einmal für allemal verordnet, daß so und nicht anders gelehrt werden soll; und da muß ja denn wohl auch so und nicht anders gelehrt werden! In jedem andern Fache der menschlichen Thätigkeit wird es anders gehalten; daher sieht es denn auch gemeiniglich in jedem andern Fache besser aus, als in unsern Schulen. Man hat kein Beispiel, daß der König von Preussen seinen Konsistorialräthen, Superintendenten, Pastoren, oder irgend einem der hochweisen Herrn des Raths die Inspektion über seine Regimenter aufgetragen habe. Er wählt vielmehr hiezu gerade die erfahrensten und verdienstvollesten Heerführer, und seine Armeen haben der Welt schon lange bewiesen, daß diese Methode besser seyn müsse, als diejenige, welche bei der Aufsicht über unsere Schulen beobachtet wird. Dennoch hat man bisher in diesem Stücke für gut gefunden, es bei dem Alten zu lassen! —

Es hält übrigens, wie in jeder Republik, so auch besonders in jeder freien Reichsstadt, viel schwerer, das fehlerhafte Alte abzuschaffen und Verbesserungen einzuführen, als in einem monarchischen Staate; weil dort unter fünfzig guten Köpfen

oft nur ein einziger Querkopf zu seyn braucht, um die besten Vorschläge auf einmal unkräftig zu machen. Sey also billig, junger Leser, und schließe, wenn du alte fehlerhafte Einrichtungen in einem solchen Staate wahrzunehmen glaubst, nicht zu rasch: daß ein solcher Staat von lauter Dummköpfen regiert werden müsse. Oft liegt die Schuld an einem einzigen, indeß die übrigen mit den Zähnen knirschen, daß dieser Einzige sie hindert, erkannte Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen. Hiervon sah man zur Zeit meines Aufenthalts, in Frankfurt folgendes sehr auffallende Beispiel.

Auch hier, wie in den meisten andern Städten und Ländern, war das Armenwesen bis hieher in einer kläglichen Verfassung geblieben. Die Zunft der Bettler nahm überhand; jedermann sehnte sich nach einer Befreiung von ihnen; und der Rath, der dieses große Staatsbedürfniß endlich beherzigte, beschloß, ihm abzuhelfen. Man verschrieb in dieser Absicht einen Mann, von dem man wußte, daß er in diesem Fache ganz vorzügliche Einsichten besitze. Herr **Rulf** — so heißt dieser verdiente Mann — erschien. Er ließ seine erste Sorge seyn, den Ort, die bisherigen Einrichtungen des Armenwesens, die Fonds desselben und was sonst dazu gehört, genau kennen zu lernen. Da fand er denn unter andern, daß in dem hiesigen großen und reichen Hospitale an hundert und zwanzig — nicht etwa Arme, Kranke und Gebrechliche — sondern großen Theils blos begünstigte Personen, die den Rest ihres Lebens gern

in

in Ruhe und Gemächlichkeit hinbringen wollten, auf das köstlichste bewirthet wurden. Sie hatten z. B. vor allen andern Einwohnern der Stadt das beste Bier, das weisseste Brod, und einen Tisch, von dem Herr Rulf mich versicherte, daß er selbst ihn nicht besser zu haben wünschte. Zur Verwaltung dieses Hauses, zur Verpflegung der darinn befindlichen Glüklichen und zur Bedienung derselben waren nicht weniger, als sechzig Officianten mit einem guten Jahrgehalte angesezt.

Herr Rulf schüttelte hiebei den Kopf. Er sezte sich hin und machte seinen Plan, nach welchem aus diesem unzwekmäßigen Hospitale eine dreifache zwekmäßiger eingerichtete Anstalt, ein Armenhaus, ein Arbeitshaus und ein Zuchthaus, das erstere für Alte, Kranke und Gebrechliche, das zweite für Müßige und das dritte für muthwillige Bettler und Missethäter gemacht werden sollte. Sein Plan wurde allgemein gebilliget; nur von einem einzigen Manne nicht, und dieser Einzige war grade der, dessen Stimme hinreichend war, ihn zu vereiteln. Es war nämlich derjenige Rathsherr, welcher als Patron dieser Anstalt, das meiste dabei zu sagen hatte. Diesem mochte es unangenehm seyn, auf die Macht, so manchen Begünstigten bei und in dieser Anstalt zu versorgen, Verzicht zu thun. Er sezte sich daher mit Hand und Mund dagegen, und versicherte, daß, so lange er der Vorgesezte dieser Anstalt wäre, eine solche Veränderung derselben nimmermehr statt haben sollte. Ob man in der Folge Mittel gefunden habe, entweder seine Einwilligung

gung oder seine Abdankung zu erhalten, weis ich nicht.

Ich erzählte diesen Vorfall — nicht um den Mann zu beschämen; denn was für ein Interesse könnte ich dabei haben? — sondern weil ich es für die Pflicht eines nach Gemeinnützigkeit strebenden Schriftstellers halte, Dinge dieser Art öffentlich bekannt zu machen, und weil ich meinen jungen Lesern ein Beispiel schuldig war, wie schwer es in einer freien Reichsstadt den aufgeklärtern und bessern Gliedern des Raths gemacht werde, nüzliche Neuerungen einzuführen. —

Wenn man Menschenkenntniß erwerben will, so ist es nüzlich, die Leute in jeder Lage, besonders aber auch an solchen Orten zu beobachten, wo das Vergnügen sie zusammen führt. Deswegen gieng ich an einem angenehmen Nachmittage, von einem Freunde begleitet, nach dem sogenannten **Sandhofe**, einem öffentlichen Gasthause jenseits des Mayns, welcher einer der vorzüglichsten öffentlichen Vergnügungsörter der Frankfurter ist. Er liegt an einem kleinen Walde, dem man durch einige **Schneitzen** — so nennt man hier einen ausgehauenen Weg im Walde — das Ansehn eines Parks gegeben hat. Der Weg dahin geht über **Sachsenhausen** und ist mit Bettlern, wie mit einem ununterbrochenen Kordon, besezt. Eine solche Menge derselben hatte ich vorher nie gesehn; aber ich war auch noch nicht in der Gegend der **vier Waldstädte** gewesen, wo ich fünf Wochen nachher,

auf

auf östreichischem Grund und Boden, eine noch viel größere Anzahl wahrzunehmen Gelegenheit hatte. — Man kommt, indem man nach dem Sandhofe geht, bei einer großen Indiennefabrik*) vorbei, welche, wie ein Sommerpallast, in einer offenen Gegend am Mayn liegt, und einem Kaufmann in Frankfurt gehört.

Auf dem Sandhofe und in dem daran stoßenden Wäldchen fand ich es ziemlich lebhaft. Gesellschaften aus allen Klassen, von den niedrigsten bis zum höchsten, waren hier bunt durch einander gemischt. Es wurde getanzt; und auch hieran nahm, ohne Unterschied des Standes, Theil wer wollte, die Tochter des Schneiders wie die des Rathsherrn, der Kaufmann und der Bürstenbinder. Dies schien mir sehr republikanisch zu seyn, und ich sah daher eine Zeitlang mit Vergnügen zu. Auch konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß die niedrigen Stände hier schon unweit mehr Kultur und Verfeinerung äußern, als man im nördlichen Deutschland unter ihnen wahrzunehmen gewohnt ist. Denn unter den Weibern, Töchtern und Söhnen der Handwerker und gemeinen Bürgerleute, die ich hier tanzen sah, war niemand, der sein Menuet, seinen englischen Tanz, ja sogar seine Allemande nicht eben so kunstmäßig gelernt hätte, als in jenen nördlichen Gegenden blos die Vornehmen und Reichen sie zu lernen pflegen. Auch in Ansehung der Kleidung ist hier der Unterschied zwischen Vor-

*) So nennt man hier, wie in Frankreich und in der Schweiz eine Kattunfabrik.

Vornehmen und Geringen nicht so groß und merklich, als in andern Ländern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Leute aus den niedrigen Ständen hier viel leichteres Blut, einen freiern Sinn, und bei weitem nicht so viel Schwerfälliges und Plumpes in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Benehmen äußern, als man in Westphalen, Holstein, Meklenburg und Pommern findet. Ob dies von dem mildern Clima und von dem täglichen Genusse des Rheinweins, statt des in jenen Ländern gebräuchlichern Biers und Branteweins herrühre; und ob die größere Gewandheit und Feinheit der hiesigen gemeinen Bürger und Handwerksleute ein hinreichendes Aequivalent für die westphälische und niedersächsische Treuherzigkeit, Simplicität und Ehrlichkeit sey, lasse ich dahin gestellt seyn.

Wenn man während der Messe nach Frankfurt oder aus Frankfurt in die umliegenden Länder reiset: so muß man sich mit einem **Geleitszettel** versehn. Dies ist eine Art von Paß, die heutiges Tages wohl keinen andern Endzwek hat, als die Reisende in Kontribution zu setzen. Man muß ihn nämlich kaufen; und wer dieses unterläßt, der läuft Gefahr untermegens in Verhaft genommen und genöthiget zu werden, seine Loslassung durch eine weit beträchtlichere Summe zu bewirken. Der Ursprung dieses Gebrauchs ist folgender.

Ehemals übten die Ritter und Fürsten eine Art von ehrlicher und gesezmäßiger Straßenräuberei in Deutschland aus. In diesen Zeiten des **Faustrechts** waren besonders die Kaufleute, welche mit ihren Waaren

Waaren auf die Jahrmärkte und Messen zogen, den gewaltsamen Beraubungen auf öffentlicher Landstrasse häufig ausgesezt, und es gab kein ander Mittel, sich davor zu sichern, als daß sie sich von einer Anzahl bewafneter Leute begleiten und beschützen ließen. Diese öffentliche Unsicherheit hat nun zwar Gottlob! schon lange aufgehört; aber der Gebrauch der Begleitung zur Zeit der Frankfurter Messe dauert fort: Die Kaufleute von **Bamberg, Nürnberg** u. s. w. die zur Messe wollen, reisen Karavanenweise, werden unter einer Bedeckung von Reutern bis an die nächste Gränze gebracht, wo andere Reuter sie in Empfang nehmen, und so werden sie aus einem Lande ins andre bis an das Gebiet der Stadt Frankfurt begleitet. Hier kömmt ihnen eine Deputation der Stadt entgegen und führt sie an die Thore.

Wenn die sämtlichen Geleite angekommen sind, so wird in der Stadt selbst eine Feierlichkeit vorgenommen, welche man das **Pfeifergericht** nennt. Es ziehen nämlich die Kaufleute dreier Städte — wenn man mich recht benachrichtiget hat, so sind es die von **Worms, Bamberg** und **Nürnberg** — in Prozeßion nach dem Römer, wobei sie in blauen und rothen Mänteln erscheinen, und sich von einem Trupp Musikanten auf blasenden Instrumenten vorspielen lassen. Wann sie nun auf einem dazu bestimmten Saale des Römers angekommen sind, so überreichen sie den daselbst versammelten Deputirten des Raths einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Stäbchen, ein Paar lederne Handschuh und einige Münzen. Auf was eigentlich ein jedes dieser sonderbaren

baren Opfer deuten soll, habe ich nicht erfahren können. Eins dieser Geleite muß, sagt man, auch einen Filzhut überreichen und zwar zum Andenken, sagt man, an die Verweisse oder Filze, welche das Geleit derselben Stadt einst zu Frankfurt bekommen habe, da es einmal zu spät erschienen war.

So lange nun die Messe währt, läßt jeder benachbarte Staat, zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit, Husaren oder Reuter auf den Landstrassen reiten. Diese halten jeden Reisenden an, und verlangen, den Geleitszettel zu sehn. Hat man ihn, so darf man ungehindert seiner Wege ziehn; hat man ihn aber nicht, so wird man in Verhaft genommen und zieht sich allerlei Beschwerden, Geldkosten und Weitläuftigkeiten ausgesezt, bevor man wieder auf freien Fuß kommt.

Da ich nicht weiß, ob und wann ich meine Rükreise, welche über **Maynz** gieng, werde beschreiben können; dieser Ort aber allerdings verdient, daß meine jungen Leser ihn schon jezt, da ich sie in die Nachbarschaft desselben geführt habe, etwas genauer kennen lernen: so halte ich es für nüzlich, bevor ich weiter gehe. Hier ist eine diese Stadt betreffende und aus den **Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland** entlehnte Episode *) Auszugsweise einzuschalten.

Episode von Maynz.

„Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Wege von Frankfurt nach Maynz erblikt, würden in

*) Abschweifung.

in Baiern oder Nord-Deutschland Städte heissen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstande der Einwohner. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Striche Landes äußerst wohl. Er ist fast durchaus ein freier Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrükt wird. In den benachbarten darmstädtischen Landen ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der maynzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und emsiger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler."

„Bis auf zwei Stunden von **Mainz** beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der außerordentlich ergiebig ist, und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beste gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüse. Feiner Blumenkohl und vortrefflicher Spargel sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüsen und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland nirgends besser, als hier; der **Kappes** *) wird aus dieser Gegend sowohl roh, als eingemacht in großen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar bis nach Holland verführt. Das kleine Städtchen **Kronberg**, welches ungefähr zwei Stunden von der Landstrasse entlegen ist, und welches man längst

*) So heißt in einigen Gegenden der weiße Kopfkohl.

längst einem großen Strich Weges hin auf seiner Anhöhe thronen sieht, verkauft jährlich für ungefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obstessig und Kastanien, von denen es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Walde von Obstbäumen, und beherrschen auffer demselben ungeheure Getraidefelder. Das Land ist übrigens vortrefflich angebaut. In dem Striche von Frankfurt bis Maynz, und von Maynz bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ungefähr vier Meilen in die Länge, und zwei in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 große Marktflecken und gegen 80 Dörfer, worunter wenige über 60 Familien stark sind."

„Zu **Wikert**, zwei Stunden von Maynz, verändert sich die Natur des Landes. Von der durch die Wetterau laufenden Bergreihe erstrekt sich hier ein Arm bis an das Ufer des Mayns herab, und bildet unfern desselben 2 breite Hügel, auf deren einem **Wikert**, auf dem andern aber **Hochheim** liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortrefflichen Wein. Der östliche Abhang des zweiten ist unvergleichliches Getraidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Flecken **Hochheim**, von welchem die Engländer allen Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark seyn. Einen schönen und reichern Bauernort hab ich nicht gesehn. Er gehört dem Domkapitel von Maynz, und der Dechant dieses

Kapi-

Kapitels genießt die Revenüen desselben. In einem guten Jahre gewinnt derselbe hier für 12 bis 15 tausend Gulden Wein. Er, und die Augustiner von Maynz und Frankfurt sind ausschließlich im Besitz der sogenannten Blume *) des Hochheimer Weines, von welcher in guten Jahren das Stükfaß zu 600 Maaß für 900 bis 1000 Gulden von der Kelter wegverkauft wird. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt."

„Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Orte selbst die gewöhnliche grüne Bouteille mit einem Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgang in diesem Sekulum, nemlich von 1766. Auch hätten wir ihn nicht bekommen, wenn nicht ein Advokat von Maynz bei uns gewesen wäre, dem der Wirth seiner Vortheile halber, zu Gefallen seyn wollte. Dies war der erste deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden habe. Er war auf der Zunge bloßes Gewürz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch seyn mag, ist doch nicht von Eßig frei, ob man schon die Bouteille vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit einem halben Gulden im Orte selbst bezahlt."

„Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis nach Maynz, war eine der angenehmsten auf meinen deutschen Reisen. Erst geht es den goldenen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten hinab, die an der Strasse stark von

*) d. i. der allerbesten Art.

Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhange beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bei dem Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet. Die Blume des Hochheimer Weins wächst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedekt ist, sondern gerade gegen Süden. Hierauf kömmt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obstgärten die schönsten ländlichen Scenen darstellen. Zur Linken schimmert nahe bei, durch einen Wald von Obstbäumen das wirklich prächtige Dorf **Kostheim**, hervor. Die schöne Strasse windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des großen Fleckens **Cassel**, welcher am Ende der mannichfaltigen und natürlichsten Allee am Ufer des Rheins, grade gegen Maynz über, zum Vorschein kömmt."

„So, wie man die Schiffbrücke erreicht, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblik überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer des Mayns verschlungen hat, und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kömmt aus einer Ebene herab, die am Horizont den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, nachdem er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Füßen und auf deren Abhange man einige Oerter schimmern sieht, bilden amphitheatralisch das sogenannte

nannte Rheingau, welches der Thron des deutschen Bacchus ist *). Der Rhein hat hier immer noch die schöne grünliche Farbe, die man in Helvetien an ihm bewundert, und noch auf eine weite Strecke hinab unterscheidet er sein Gewässer sorgfältig von dem trüben Mayn. Grade vor den Augen hat man die Stadt Maynz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzähligen Schiffe, welche die Rheden derselben bedecken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchenthürme im Kristallwasser des Rheines. Die Länge der Stadt am Rhein hinab, beträgt, die weitläuftigen Festungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die große und etwas finstere Masse der alten Gebäude, sieht man hier und da einige neuere hervorblicken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowohl längst dem Rhein hinab, als auch zu beiden Enden ist der Häuserbau hie und da mit reichem Grün geschmükt. — Kaum läßt sich die Lage von Dresden mit der von Maynz vergleichen, so prächtig jene auch ist."

„Die Reize des Anbliks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kömmt. Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteigquartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist grade der, wo die wenigsten, und fast gar keine Gasthöfe, und keine Passagen sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den drei Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in

*) Wo der vorzügliche meiste deutsche Wein wächst.

der finsterſten und abſchreckendſten Gegend derſelben, ſo gut auch die Bewirthung darinn iſt. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas anders, als eine finſtere Häuſermaſſe zu ſehn, die über die engen Straſſen hie und da den Einſturz drohn. Ich habe deswegen von dieſer Stadt die widerſprechendſten Nachrichten bekommen, ehe ich ſie ſelbſt beſichtigt hatte. Einige hatten ſie mir als eine Kloake, und andere, als eine der beſten Städte Deutſchlands beſchrieben. Erſt vor einigen Tagen traf ich einen unſrer Landsleute *), die als Avanturiers von jeder Art, beſonders in dieſer Gegend ihre Rechnung finden, der mich in vollem Ernſt verſicherte, Maynz wäre die einzige erträgliche Stadt in Deutſchland. Der gute Mann hatte nichts, als das Kölniſche und Trierſche, und einen Theil von Weſtphalen geſehn. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutſchland ſehr groß wäre.“

„Der nördlichſte Theil der Stadt, wo die Reſidenz des Fürſten liegt, iſt wirklich ſehr ſchön gebauet. Hier ziehn ſich 3 ſchnurgrade Straſſen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheins bis auf 700 Schritte landeinwärts in parallelen Linien, die faſt regelmäſſig von hübſchen Querſtraſſen durchſchnitten werden. Die churfürſtliche Reſidenz beherrſcht ſowohl durch dieſe Parallelſtraſſen, als auch über den Rhein, und einen Theil des Rheingaus eine unvergleichliche Ausſicht. Von dieſem neuen Theil der Stadt ziehn ſich einige ſehr ſchöne Straſſen und Plätze in die alte

*) Franzoſen.

alte Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch in der alten Häusermasse findet man hie und da einige lachende Gegenden. Der mitten in der Stadt gelegene Markt ist zwar kein regelmäßiger, aber doch einer der schönsten Plätze, die ich in Deutschland sah."

„Auf demselben nimmt sich die Domkirche vorzüglich gut aus. Sie ist ein ungeheures, vortreffliches, gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ungefähr 17 Jahren vom Bliz in die Asche gelegt ward. Er war von einem Wald von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, eh er verzehrt ward. Um diesem Schiksale in Zukunft vorzukommen, ließ ihn das Domkapitel nun von bloßen Steinen, beinahe in gleicher Höhe erbauen, welches Unternehmen gegen 400000 Gulden gekostet hat. Schade, daß es zu sehr mit kleinen Zierrathen überladen ist; und noch mehr Schade, daß dieser bewundernswürdige Dom mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdecken! Allein, da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt am theuersten sind, so kann man es dem Domkapitel nicht sehr verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in mehrerem Glanze paradiren läßt."

„Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Doms. Verschiedene prächtige Monumente von Churfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere

desselben. Unter andern bewunderte ich das Monument eines verstorbenen Dompräläten, Herrn von **Dahlberg**, welches der Bildhauer Melchior verfertigt hat. Der Prälat liegt in Lebensgrösse auf einem Sarge, worauf eine Pyramide steht, die eine Dreyfaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortrefflich, würde aber noch viel schöner seyn, wenn der Künstler seine eigene Idee hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Chor prangt ein köstliches Stük von Bildhauerkunst. Ein Graf von **Lamberg**, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen kommandirte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts aus der Stadt Maynz vertrieben, und an der Seite desselben in einem Schiffe, während des Angriffs von einer Stükkugel getödtet ward, hebt mit dem rechten Arm trotzig den Deckel des Sarges auf, und strekt mit der Linken den Kommandostab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und drükt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehrere sehenswürdige Denkmäler. — Der Schaz derselben übertrifft das sogenannte **grüne Gewölbe** zu Dresden, wovon man so viel Lärmen macht, um ein beträchtliches."

„Nebst dem Dom enthält die Stadt Maynz noch viele andere merkwürdige Kirchen von modernem Geschmak. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Maynzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstük eines verdorbenen Geschmaks. Um so

viel

viel schöner, ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von antiken Stil seyn würde, wenn nicht eine unglükliche Hand auch hier viel Zierereien angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Palästen der Adelichen, die hie und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Simplizität, welche ganz allein die wahre Größe und Schönheit ausmacht."

„Nach einem Menschenalter wird die Stadt **Maynz** im Aeusserlichen kaum mehr zu erkennen seyn. Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jeztregierenden Fürsten zu seyn. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuem aufzubauen, und wenn manche Strassen etwas breiter und grader wären, so würden sie schon keine schlechte Figur machen. Die Einwohner, deren Anzahl sich samt der Garnison auf 30000 beläuft, sind eine gute Art Leute, die, wie alle Katholicken Deutschlands, sehr viel auf gute Tafel halten. Ihre Physionomien sind interessant, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Wiz und Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Generationen werden sie in der Kultur des Geistes ihren protestantischen Landsleuten gleich seyn, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit 16 bis 18 Jahren durch die guten Erziehungsanstalten, vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele hell-

denkende und wirklich gelehrte Männer, als hier *)."

„Nach Wien giebt es wenig Städte in Deutschland, wo ein zahlreicherer und mächtigerer Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100000 Gulden Einkünfte haben. Nebst diesen zählt man hier noch viele Häuser, die jährlich 15 bis 30tausend Gulden Revenüen haben. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Dompfründen, und die Hoffnung, einst einen von ihren Verwandten oder Nachkömmlingen zum Kurfürsten erhoben zu sehen, lokt die Familien hieher, und macht sie auf ihre Reinheit aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sey, einen Sprossen auf den erzbischöflichen Stuhl zu haben, kann man daraus ermessen, daß der vorige Kurfürst, der nicht der strengste Oekonom war, und nicht viel auf Nepotismus **) hielt, für seine Familie gegen 900000 Gulden zurükgelas-

*) Aber auch hier des krassen Aberglaubens nicht wenig! Ich las, z. B. auch hier, wie in andern katholischen Städten, an den Kirchthüren angeschlagene gedrukte Zettel, worinn demjenigen, der an dem bevorstehenden Feste, ich weiß nicht welches Heiligen, in die Kirche kommen, und um die Ausrottung der Ketzer, d. i. der Protestanten, beten würde, ein vollkommener Ablaß für alle seine Sünden versprochen wurde. Sollte man glauben, daß so etwas in einer Stadt, in welcher so viel aufgeklärte Männer sind, statt finden könne?

Der Herausgeber.

**) Die Erhebung der Anverwandten.

gelassen, wovon sie aber nur die Nützung hat, und die nach Absterben derselben dem Lande anheimfallen. Sein Vorfahr, ein Herr von Ostein, soll seiner Familie vier Millionen rheinische Gulden hinterlassen haben.

„Es giebt unter diesem Adel viele Personen von großen Verdiensten, die seltene Kenntnisse mit einem thätigen Leben verbinden; und überhaupt zeichnet sich derselbe durch die sogenannten feinen Sitten und gute Lebensart von dem größten Theil des übrigen deutschen Reichsadels aus. Allein im Ganzen ist seine Erziehung doch so steif, und zu verzärtelt. Er ist so unpopulär, daß er dem ersten Minister des Kurfürsten den Zutritt in seine Assembleen versagen würde, wenn er nicht von stiftsmäßigem Adel wäre; und einige dieser Herren Barone glauben sich wirklich zu verunreinigen, wenn sie vis-à-vis mit einem Unadelichen stehn. Sie sprechen alle einen elenden französischen Jargon, und schämen sich wirklich ihrer Muttersprache, wie denn auch wenige von ihnen mit der Litteratur ihres Vaterlandes genau bekannt sind, da sie hingegen alle, wenigstens die leichte Reuterei von den französischen Schriftstellern kennen. Die Tafeln, Kleidungen und Equipagen sind hier nach dem besten Ton von Paris. Wenn aber die Barone wüßten, welche erbärmliche Figuren, sie, überhaupt genommen, zu Paris spielen, und welche geringe Meinung man daselbst von ihnen hat, so sehr man sie auch ihrer Louisd'or halber, mit Komplimenten überhäuft: so würden sie die Platten, Kleidungen, und Equipagen à la Parisienne

zum

zum Henker wünschen. Ich kenne hier einige junge Herren von Adel, die auf dem Lande erzogen wurden, und als Landjunker der übrigen Noblesse zum Gespötte dienen; allein, diese haben ihre vollen und rothen Wangen; und wenn sie sich nicht auch so kavaliermäßig, wie die übrigen, die Zähne zu stochern wissen, die Ringe an den Fingern nicht mit so viel Grace spielen lassen, nicht durch eine Lorgnette nichts sehen können, sich nicht auf einem Bein herumdrehen, und mit dem schönen Air in die Luft pfeifen können: so haben sie doch ihren gesunden Menschenverstand, und wissen den Bauer und Bürger zu schätzen. Ihr Abstich mit den übrigen Baronen sezt die sogenannte feine Erziehung in ein besseres Licht, als die weitläufigste Abhandlung."

„Die hiesige Geistlichkeit ist die reichste in Deutschland. Eine Dompfründe trägt in einem mittelmäßigen Jahre 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe eines Domprobstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 4000 Gulden ab. Jene, des Domdechants, trägt gegen 20000 Gulden ein. Die sämtlichen Einkünfte des Domkapitels betragen beinahe 400000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten verboten ist, daß Einer nicht mehr als Eine Pfründe besitzen soll, so haben die hiesigen Domherren doch alle 3, 4 bis 5 Pfründen, und es ist schwerlich ein Kapitular da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Revenüen hätte. Der verstorbene Domprobst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von denselben jährlich gegen 75000 Gulden zog.

Nebst

Nebst dem Dom sind noch viele Chorherrenstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir von dem Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu geben, dient dir zur Nachricht, daß man bei der Aufhebung der Jesuiten 120,000 Thaler für ihre Weine lößte, ob sie schon um den billigsten Preis verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzem eine Karthaus *) und zwei Nonnenklöster auf, die zusammen für ungefähr 500000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten."

„Von jeher waren die theologischen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in den Händen so vieler gemeinen Leute, besonders auf dem Lande zu sehen, und man versichert mich, daß das Lesen derselben in der hiesigen Diöcese, nie verboten gewesen sey: sondern daß man nur den Leuten gerathen habe, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen."

„Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistlichen Schafstalles gethan. Er erlag unter der herkulischen Arbeit; der jetzige Fürst sezt sie, aber mit etwas gemäßigterm Eifer, fort. Jener war besonders für die Mönche fürchterlich, und sah bei Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu galantes Air annahmen, und die Grenzen der anständigen Freiheit ein wenig zu sehr überschritten."

Wie

*) d. i. ein Kloster für Karthäusermönche.

„Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Patrioten von Maynz seyn müsse, kannst du zur Gnüge daraus ermessen, daß er blos zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrerakademie für das Land, jährlich über 30000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung aller Verordnungen und Verbesserungsanstalten in einem Staat unnüz, oder doch nur augenblikliche Linderungspflaster, und keine vollkommene Kur seyn, sparte er nichts, was zu diesem Endzwek beitragen konnte. Der jeztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewohl in einem etwas abgeänderten Stil, auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsächlich zur Beförderung der höhern Erziehung, und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten 3 aufgehobenen Klöster schenkte er der Universität, deren vormals sehr schmale Einkünfte dadurch um ungefähr 100000 Gulden vermehrt wurden.

„Die Anekdote in **Pilatis** Reisen von einem Schweizerofficier, der seinen Bedienten hier in keinem Gasthause, wegen der Religion unterbringen konnte, entspricht dem jetzigen Ton des hiesigen Publikums nicht. Ich war hier in mehrern Gasthäusern, wo mir der Wirth von selbst auf die Fasttage Fleisch anbot, wenn ich allenfalls ein Protestant wäre. Wahrscheinlicher Weise hat der Officier auch nicht die ganze Tour durch die einigen hundert Wirths-

Wirthshäuser gemacht, und es ist hier, wie überall. In einer Straße liest man noch Legenden, während, daß man in der andern mit Locke und Newton konversirt. Wenn man Paris nach den Leuten in der Gegend der Porcherons, Berlin nach den Gemeinden, die wegen eines alten unsinnigen Gesangbuchs beinahe einen Aufruhr erregt hätten, und Hamburg nach den Gemüseweibern, an deren Spitze der Pastor Götze steht, beurtheilen wollte: so würde das Urtheil über diese Städte sehr schlecht ausfallen."

„Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und anderer Vortheile seyn könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind im Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn; und nebenher Spediteurs für die Kaufleute von Frankfurt und einige andere Städte machen. Wie kleinlich hier im Ganzen noch der Kaufmannsgeist sey, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwerlich einen Wechselbrief von 30000 Gulden anbringen könnte. Einige Galanteriehändler, 4 bis 5 Tabaksfabrikanten und 5 bis 6 Spezereihändler sind alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannsschaft rechnen könnte. Einen Wechsler giebts hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschätzbare Stapelrecht, und beherrscht vermittelst des Rheins, Mayns und Neckars die ganze Aus- und

Ein-

Einfuhr vom Elsaß, der Pfalz, von Franken und einem Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleute geladen haben."

„Religionsvorurtheile waren eine Haupthinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen. Sie versprach dem Churfürsten, der Stadt Maynz grade gegen über, nämlich zwischen Cassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet, eine ganze neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu befestigen, eine hinlängliche Besatzung darinn zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freie Ausübung ihrer Religion gestattete, und sie die Vorrechte der alten Stadt Maynz genieſſen lassen würde. Allein der damalige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bei seiner Residenz das Gift der Ketzerei Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäußert, so glüklich zu seyn, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbietung machten. Auch unter der itzigen Regierung würden sie sehr willkommen seyn; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten, aber man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr.

„Der Stolz und die Verschwindung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er und die

die Geistlichkeit sind im Besiz des großen Kapitals dieser Stadt, dessen Interessen blos in der innern Verzehrung rouliren, und während, daß der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Kavalier hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich aus seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft blos das Aeusserliche und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von demselben die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Industrie zu verdoppeln.

„Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr interessant sind. Die Landleute sind ausserdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Bayern und Norddeutschen, die überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Mayngebiete und auch einen Theil von Hessen bis hieher, fielen mir die Beine der Leute stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts und bilden Frauenzimmerfüße, oder sie sind ganz grade wie Stecken. Schön ausgeschweifte Männerfüße sieht man hier zu Lande höchst selten. Zuverläßig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herrscht, wenigstens zum Theil Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn

sie ihre Kinder so steif, wie ein Stük Holz einfelschen, und sie dann Tage lang in dieser unnatürlichen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jahren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist.“

„Ueberhaupt muß man die Kopien der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als blonde. In den so nah gelegenen Darmstädtischen Landen, sind die Einwohner diesen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeusserlichen, welche Völker Deutschlands mit Fremden vermischt sind, und welche Länder bei der großen Völkerwanderung von undeutschen Kolonisten in Besiz genommen wurden. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare der hiesigen Einwohner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten.

„Wenn die churfürstl. maynzischen Lande beisammen lägen: so hätten sie Getraide und alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, in größtem Ueberfluß. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind: so müssen sie verschiedene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt, samt dem benachbarten Rheingau in Rükſicht auf das Getraide von der Pfalz abhängig, so ergiebig auch der maynzische Antheil in der Wetterau an Korn, Waizen und allen Getraidegattungen ist. Das vorzüglichste Produkt der am Rhein gelegnen Lande des Churfürsten ist der

Wein,

Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstande Rheinwein heißt, und nur die Weine von Nierstein, Bacharach, nnd einigen andern sehr wenigen Orten, die nicht im Maynzischen liegen, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweins mitbegriffen; die pfälzischen, bergsträßischen, badenschen und elsaßischen Weine aber sorgfältig davon getrennt."

So viel von Maynz.

13.

Reise von Frankfurt nach Darmstadt. Aufenthalt daselbst. Kleine Lustreise nach dem Melibocus. Merkwürdige Anekdote.

Zu meiner fernern Reise von Frankfurt nach Darmstadt bediente ich mich abermals der Diligence. Eben da ich aufsteigen wollte, sah ich noch verschiedene kleine Freunde und Freundinnen herbei eilen, welche theils meine persönliche Bekanntschaft machen, theils mich noch einmal sehn und mir Glük auf den Weg wünschen wollten. Ich riß mich ungern von ihnen los, und fuhr unter lauten Wünschen, die sie mir nachriefen, gerührt von dannen.

Der Weg von Frankfurt nach Darmstadt ist, besonders anfangs, ungemein sandig. Dennoch vollendeten wir diese vier Meilen innerhalb sechs Stunden. Der wunderliche Name dieses Theils der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt heißt, wie

meine jungen Leser wissen werden, die obere Grafschaft **Katzenellnbogen**; eine Benennung, welche nicht, wie es das Ansehn hat, von dem Worte **Katze** und **Ellnbogen**, sondern von dem Namen der alten Vorfahren der Hessen, welche **Catten** hiessen, und von dem Berge Melibocus, herzukommen scheint. Von diesem Berge wurden die daran wohnenden Catten Catti Meliboci, und die Gegend umher Cattimelibocia genannt; woraus denn nach und nach durch verdorbene Aussprache der seltsame Name **Catzeyellnbogen** entstanden seyn mag.

Man sieht hier ziemlich viel Industrie, aber, im Ganzen genommen, wenig Wohlstand. Dies scheint sich zu widersprechen, weil gewöhnlicher Weise Fleiß die Mutter des Ueberflusses ist: allein der anscheinende Widerspruch verschwindet, wenn man folgende für dies Land sehr unglükliche Umstände erfährt.

Der jetzige Herr Landgraf ist, wie viele andere Beherrscher kleiner deutscher Staaten, ein grosser Freund von Soldaten. Er unterhält daher Jahr aus Jahr ein an 5000 Mann sehr schöner Truppen, welches wenigstens um die Hälfte mehr ist, als die öffentliche Sicherheit dieses Landes zu erfordern scheint und als es mit Gemächlichkeit unterhalten kann. Dies würde indeß noch zu ertragen seyn, wenn nur das Geld, welches die Unterhaltung dieses Korps kostet, dabei im Lande bliebe. Allein unglüklicher Weise hat der Herr Landgraf schon seit vielen Jahren, ich weiß nicht

warum

warum *), für gut gefunden, nicht zu Darmstadt oder an einem andern mitten in seinen eigenen Staaten liegenden Orte, sondern — zu **Pirmasens**, einem Schlosse und kleinem Orte in der, ihm zwar auch gehörigen, aber größtentheils unter französischer Landeshoheit stehenden Herrschaft **Hanau-Lichtenberg im Elsaß** zu residiren, und eben dahin auch den größten Theil seiner Truppen zu ziehn, damit sie ihm da zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienten. Dahin gehen also jährlich 3 bis 400000 Gulden, welche theils der Hofstaat des Herrn Landgrafen, theils die dortigen Truppen kosten, ohne jemals wieder ins Land zurükzukehren. Man bedenke, was das für ein erschöpfender Ausfluß ist!

Der allgemein geliebte Erbprinz dieses Landes, der mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter über in **Darmstadt**, und in den Sommermonaten größtentheils zu **Auerbach**, einem zwischen Bergen versteckten ungemein simpeln Landhause, neben einer mineralischen Quelle wohnt, sucht diesen jährlichen großen Verlust des Landes, so weit das möglich ist, durch die größte Sparsamkeit bei seiner eigenen kleinen Hofhaltung einigermaßen

*) Denn derjenige Grund, den man in dortiger Gegend davon angiebt, „daß Se. Hochfürstliche Durchlaucht durch schrekhafte Eindrücke in der Kindheit verwöhnt, das große Schloß zu Darmstadt bei Nachtzeit zu graulich gefunden haben sollen,“ schien mir der Würde eines Fürsten zu nahe zu treten und daher nicht glaublich zu seyn.

wieder einzubringen. Ich hatte das Glük, auf erhaltene Einladung zur Tafel, diesem gütigen Prinzen und seiner eben so liebreichen Frau Gemahlin Durchl. zu Auerbach aufzuwarten, und ich war gerührt über die simple, prachtlose und fast bürgerliche Lebensart, die ich hier beide führen sah. Alles, was ich hier sah und hörte, überzeugte mich, daß die großen Hoffnungen, welche das Land auf diesen seinen künftigen Regenten setzt, keinesweges übertrieben sind.

Man bauet in diesem Lande unter andern sehr viel Hirse, welcher zum Theil nach Holland versandt wird, und zugleich sehr viel **Grapp** (Krapp) oder **Färberröthe**, ein Gewächs, dessen Wurzel, wie schon der Name anzeigt, zum Färben gebraucht wird. Man gewinnt im Darmstädtischen jährlich gegen 80000 Centner solcher Wurzeln, welche dem Landmanne mit zwei Gulden für den Centner, so wie sie aus der Erde kommen, abgekauft werden; daß also der Grappbau alle Jahr an 160,000 fl. unter die Landleute bringt.

Die meisten Felder werden hier, wie in dem ganzen südlichen Deutschlande, des Jahrs zweimal genuzt. Sobald nämlich die Getraideerndte vollendet ist, pflügt man das Stoppelfelde sogleich wieder um, und säet Rüben oder Wicken, leztere zur Fütterung für das Vieh, hinein. Dies gewährt einem Reisenden, der aus nördlicheren Gegenden kommt, einen angenehmen Anblik, indem er zu einer Zeit, wo er nichts als Stoppelfelder zu sehen gewohnt ist, alles rund umher wieder grünen sieht,

als wenn so eben erst der Frühling eingetreten wäre.

Darmstadt ist für eine Residenzstadt gar nicht ansehnlich und erhebt sich nicht sehr über eine mittelmäßige Landstadt. Sie mag ungefähr 8000 Einwohner enthalten. Das Residenzschloß ist so groß angelegt worden, als wenn alle Fürsten Deutschlands zugleich darinn wohnen sollten; allein — es ist unvollendet geblieben. Auf den ersten Anblik glaubt man ein sehr großes Magazin zu sehn, weil das untere Geschoß noch immer nicht mit Glasfenstern versehen, sondern jede Fensteröffnung mit Brettern zugenagelt ist. Dieser Anblik macht einen sehr widrigen Eindruk.

Sehenswürdiger als dies Schloß in seinem unvollendeten Zustande, ist das neuerbaute Exerzierhaus; ein sehr künstliches und merkwürdiges Gebäude! Es besteht aus einem einzigen ungeheuern Saale, welcher, troz seiner ausserordentlichen Länge und Breite, von keiner einzigen Säule unterstüzt wird. Etwas auffallend ist es, in diesem, den kriegerischen Uebungen gewidmeten Saale, viele kleine eiserne Oefen angebracht zu sehn. Man kann sich der Frage nicht enthalten: wozu diese in einem Exerzierhause? und die Antwort, die man darauf erhält, ist: daß sie um des Herrn Landgrafen willen da wären, weil dieser die Kälte nicht ertragen könne, und gleichwohl bei seinem ehemaligen Aufenthalt in Darmstadt den Uebungen seiner Soldaten gern hätte beiwohnen wollen.

Der Schloßgarten liegt dicht an der Stadt und gewährt den Einwohnern einen angenehmen Ort zum Lustwandeln. Man hat ihn auf englische Weise eingerichtet; welche nach und nach die ehemalige steife und gestünstelte Manier der französischen Gärten überall verdrängen wird. Das Merkwürdigste, in diesem Garten war mir, wie vielen andern Reisenden, das Grab der leztverstorbenen allgemein verehrten Frau Landgräfin von Darmstadt mit einem von **Friedrich dem Einzigen** ihr gesezten Denkmale. Es besteht dasselbe aus einem mit Epheu ganz bewachsenen Hügel, auf welchem eine weiße marmorne Urne mit der Inschrift steht:

Ingenio vir, sexu Femina:

ein Mann an Geist, von Geschlecht ein Weib.

Schade, daß der Epheu diese Urne schon beinahe ganz umschlungen hat, so daß man die Inschrift kaum mehr lesen kann!

Fabricken von einiger Bedeutung giebt es in Darmstadt gar nicht. Die Bürger nähren sich theils vom Ackerbau, theils von Handwerken. Erstere bewohnen eine eigene Straße, die als ein besonderer Ort angesehen wird, auch seine eigene Jurisdiktion hat. Im Lande hingegen hat man folgende Fabricken, wovon einige ungemein blühend und beträchtlich sind: 1. die Grappfabrik bei **Pfungstadt**, wo die Grappwurzeln getroknet und gemahlen werden; 2. eine Pelzscheerfabrik in **Rüsselsheim**; 3. eine Strumpffabrik, die aus drei, von reformirten Flüchtlingen angebauten Dörfern besteht; und 4. einige Hutfabricken.

Man

Man hat in diesem Lande eine **Invalidenanstalt** errichtet, die an sich sehr lobenswürdig ist, nur daß sie durch die Art, wie das dazu erforderliche Geld herbeigeschaft werden muß, für viele drückend wird. Was kann gerechter seyn, als daß der Soldat, der im Dienst des Vaterlandes alt, schwach oder gar verstümmelt worden ist, am Abend seines Lebens vor Mangel und Elend gesichert werde; und was kann billiger seyn, als daß ein jeder, der an den Vortheilen dieses Schutzes Antheil genommen hat, nun auch zur Unterhaltung solcher ausgedienten Wächter des Staats nach Verhältniß seines Vermögens etwas beitragen müsse? Schränkte daher jeder Fürst sich darauf ein, nur so viel Truppen aufzubringen, als die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit seines Landes wirklich nöthig macht: dann würde kein billigdenkender Unterthan gegen eine verhältnißmäßige Auflage zur Verpflegung der Invaliden etwas einzuwenden haben. Aber wenn der Landesherr, mehr aus bloßer Liebhaberei, als weil ein wirkliches Staatsbedürfniß es erfordert, eine mit der Größe des Landes nicht in Verhältniß stehende Menge von Kriegsknechten mitten im Frieden unterhält; wenn der größere Theil dieser menschlichen Puppen, nicht zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, noch weniger zum Schuz gegen auswärtige Feinde, sondern lediglich zu amüsirenden Kriegsspielen gebraucht wird und nur dazu von dem Lande, welches keinen Nutzen davon hat, unterhalten werden muß; — dann scheint es, ich möchte mich gern so gelinde als möglich ausdrücken —

ein wenig hart zu seyn, den Unterthanen nun auch noch die Verpflegung derjenigen aufzubürden, welche in diesem Dienste alt geworden sind. —

Bei dem hiesigen Militär wird noch ein sonderbarer Gebrauch beobachtet, dessen Ursprung sich in einem ziemlich dicken Aberglauben verliert. Es wird nämlich in jeder Nacht, und zwar grade um die Mitternachtsstunde, die Trommel geschlagen, welches die Schaarwache genannt wird. Und warum dieses? Deswegen, sagt man, weil zur Zeit, da Wien von den Türken belagert wurde und alle ausgestellte Wachen grade in einer Mitternachtsstunde, in welcher die Stadt überrumpelt werden sollte, in tiefen Schlaf versunken waren, die Trommeln eines Darmstädtischen Regiments sich von selbst zu rühren begonnten, wodurch denn die Schlafenden gewekt und die Absichten der Feinde vereitelt wurden. Ich will indeß hoffen, daß das mitternächtliche Trommeln in Darmstadt, außer der Fortpflanzung dieser abergläubischen Sage, auch noch auf etwas Vernünftigeres abzwecke.

Nachdem ich einige sehr verdienstvolle Männer in Darmstadt kennen zu lernen das Vergnügen gehabt hatte, fuhr ich am dritten Tage meines Hierseyns in Begleitung meines Wirths, des würdigen Herrn Conrektors Sartorius, und zweier jungen Barone von Harthausen, welche mir während meines Hierseyns ungemein viel Liebe und Gefälligkeit erwiesen hatten, nach Jugenheim, einem an der Bergstraße sehr romantisch liegenden Dorfe,

um

um von hieraus den oberwähnten nahe liegenden Berg **Melibocus** zu besteigen. Wir traten bei einem Landpfarrer ab, einem so biedern, simpeln, gastfreien, gutmüthigen und zugleich verständigen Mann, daß er zu dem Bilde des bekannten **Landpriesters von Wakefield** *) gesessen zu haben schien. Er heißt **Lindemayer**; und ich bin stolz darauf, diesen braven Mann unter meine Freunde zählen zu dürfen.

Nachdem wir eine, mehr durch wahre Gastfreundlichkeit, als durch indianische Spezereien gewürzte, Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, traten wir, in Begleitung des lieben Pfarrers und seiner muntern Kinder, die beschlossene Wanderschaft nach dem **Melibocus** an. Dieser Berg ist zwar der höchste unter denen, die das lange von hier nach **Basel** ununterbrochen fortlaufende Kettengebirge ausmachen, an dem die sogenannte **Bergstraße** sich hinzieht: allein man ersteigt ihn demungeachtet ohne sonderliche Mühe, vorausgesezt, daß man einen der Gegend eben so kundigen Führer hat, als der unsrige war.

Die Aussicht, deren man auf dem Gipfel dieses Berges genießt, ist wohl unstreitig eine der größten, mannichfaltigsten und schönsten in Deutschland. Tief zu unsern Füßen lag eine gegen Süden und Norden grenzenlose Fläche, gleich einer ausgespannten Landcharte. Durch dieselbe hin schlängelt sich in malerischen Krümmungen der blaue **Rhein**, und nimmt obwärts

*) Die Hauptperson eines englischen Romans dieses Namens.

obwärts den von Heidelberg kommenden Neckar bei Mannheim, und unterwärts den von Frankfurt herfließenden Mayn bei Maynz auf. Gegen Westen erblikt man, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, das lange Vogesische Gebirge, welches auf der einen Seite gegen Süden, auf der andern gegen Norden weiter läuft, als das Auge folgen kann. Dreht man sich um, so übersieht man gegen Osten einen Theil derjenigen Gebirge, welche den Odenwald ausmachen, und unter diesen den Spessart. In der ungeheuren Fläche hingegen unterscheidet man bei klarer Luft und guter Sehekraft Heidelberg, Speier, Mannheim, Worms, Oppenheim, Mainz, Frankfurt, Hanau, Darmstadt und eine Menge kleinerer Ortschaften. Die Spitzen der meisten Berge längst der Bergstraße sind mit Ruinen ehemaliger Raubschlösser gekrönt, welches ihnen ein sehr ehrwürdiges und malerisches Ansehn giebt.

Auf dem Gipfel des Melibocus hat der jetztregierende Landgraf einen hohen maßiven Thurm errichten lassen, der eine der schönsten Sternwarten in der Welt abgeben würde, wenn er zu diesem Behufe eingerichtet wäre. Allein seine Bestimmung ist dermalen nur die, eine noch größere und weitere Aussicht zu gewähren. Man hat ihn mit einer Inschrift versehen, von der jeder Darmstädter von Geschmak, zur Ehre seines Vaterlandes wünschen muß, daß sie je eher je lieber — übertüncht oder ausgekrazt werden möge. Der Wanderer, dessen Seele durch die Höhe des Orts, wo

er

er sieht, durch die reinere Himmelsluft, die er einathmet, und durch die weite herrliche Aussicht, deren er hier genießt, mehr als gewöhnlich zu großen Gedanken und hohen Empfindungen gestimmt ist, tritt mit der Erwartung davor hin, solche Gedanken und Empfindungen in sich erwekt und entwickelt zu fühlen, wenn er folgende in jeder Betrachtung ganz erbärmliche Reimereien lieset:

Dies Denkmal, Cattenberg, du
Ursprung aller tapfern Hessen,
Hast du der Gegenwart
Des neunten Ludwigs beizumessen,
Der, wie dein erstes Volk, gedacht und denken wird,
Dass Heldenmuth und Ruhm der Fürsten gröste Zierd.

Oeffentliche Denkmäler und Inschriften sieht jedermann, und zwar mit Recht, für Proben des Geschmaks und der Aufklärung an, welche damals herrschten, da man diese Denkmäler errichtete, weil man voraussezt, daß die gescheutesten Leute derselben Zeit und desselben Landes dabei zu Rathe gezogen wurden. Man sollte daher, wenn uns die Ehre unsers Zeitalters und unsers Vaterlandes nicht ganz gleichgültig ist, entweder gar keine, oder nur solche setzen, welche mit dem Stempel des guten Geschmaks geprägt wären, und eine Kultur des Geistes verriethen, deren man sich bei den Ausländern und bei der Nachwelt nicht zu schämen brauchte. Aber was für Begriffe muß der Ausländer sich von dem Geschmacke und dem Grade der Aufklärung dieses

dieses Volkes machen, wenn er jene sinnlose Innschrift lieſst, und nicht weis, daß sie vielleicht in dem rohen Gehirn irgend eines Jägers oder Bereuters entstand, der, ohne den Auftrag dazu zu haben, seinem Fürsten eine derbe Schmeichelei auftischen wollte, um ein Geschenk oder eine bessere Versorgung zu erhaschen?

Junge Prinzen können hieraus beiläufig lernen, daß ein Fürst, dem seine eigene und seines Landes Ehre lieb ist, ausser seinem Stallmeister, Hofmarschall, Oberjägermeister, Kammerjünker, u. s. w., auch noch andere Leute nöthig habe, die ihm bei Gelegenheit ihren Kopf und ihre Feder leihen; wofern er nicht, welches freilich wohl am klügsten wäre, es in seiner Jugend rathsam fand, Kopf und Feder selbst zu üben, um erforderlichen Falls beide nach Nothdurft brauchen zu können.

Die Neigung, Denkmäler für die Folgezeit zu errichten, liegt tief in unserer Seele, und ist genau mit dem Wunsche nach Unsterblichkeit, und mit der allen Menschen eigenen Ahndung derselben, verbunden. Auch uns wandelte auf dem Gipfel des **Meliboeus**, diese unschuldige Neigung mächtig an; und es ward daher beschlossen, daß wir ein Monument unsers Hierseyns, und zwar im patriarchalischen Stile, hinterlassen wollten. Gedacht, gethan. Wir wälzten und schleppten eine Menge groſser Steine herbei, und erbauten davon auf dem äuſsersten Rande des Berggipfels einen der Freundschaft gewidmeten Altar. Nachdem wir damit zu Stande gekommen waren, gab die Gesellschaft sich die Hand

darauf,

darauf, daß, wer von uns jemals wieder in diese Gegend kommen würde, den Berg von neuem ersteigen, und beim Anblik dieses Denkmals oder der Ruinen desselben, sich der ehemaligen Gefährten mit Liebe und Freundschaft erinnern wollte. Wenn meine jungen Leser hier etwas Empfindsamkeit zu wittern glauben: so muß ich sie bitten, zu unserer Entschuldigung zu bedenken, daß man in hohen bergigten Gegenden, wo man alles Irdische tief unter seinen Füßen liegen sieht, zu feinen, lebhaften und poetischen Gefühlen unweit aufgelegter, als auf dem platten Lande, ist. Aus dem kältesten und ernsthaftesten Erdensohne wandeln hier Empfindungen an, die er unten vielleicht nur aus Romanen kannte.

Beim Herabsteigen nahmen wir einen Umweg durch verschiedene äußerst romantische, und zum Theil tiefversteckte Berggegenden, wo wir bald einzelne Hütten oder Mühlen an einem schroffen Abhange hängen, bald rauschende Waldbäche über Felsen herabstürzen, bald ein kleines ruhiges Dörfchen in einem von hohen Bergwänden eingeschlossenen Thale liegen sahn. Doch dies alles will gesehn und empfunden, aber nicht beschrieben seyn.

Den Abend brachten wir unter dem gastfreien Dache unsers lieben Landpredigers bei einer frugalen Wahlzeit, in Liebe und Freundschaft zu. Er erzählte uns unter andern folgenden Vorgang, welcher mir in mehr als einer Betrachtung merkwürdig, und einer öffentlichen Bekanntmachung nicht unwerth zu seyn scheint. Meine jungen Leser können daraus

eine

eine Klasse von Betrügern kennen lernen, vor denen sie sich in Acht zu nehmen haben.

Es fand sich vor einigen Jahren ein Reisender bei ihm ein, der sich für einen aus der römisch-katholischen Kirche zu der protestantischen übergegangenen Proselyten *) ausgab. Er klagte über Verfolgungen, die er von seinen ehemaligen Glaubensgenossen, seines Uebergangs wegen, ausgestanden haben wollte, und suchte dadurch Mitleid zu erwecken. Der Pfarrer, ein eben so aufgeklärter, als gutmüthiger Mann, nahm ihn, nicht weil er ein Proselit zu seyn vorgab, sondern, weil er ein Mensch und ein ermüdeter Wanderer war, seiner Gewohnheit nach, gastfrei auf, und ließ ihn mit sich essen. Nach geendigter Mahlzeit äussert der Fremde ein großes Verlangen, denjenigen Berg zu ersteigen, an dessen Fuße des Pfarrers Wohnung liegt, und dessen Gipfel die Ruinen eines ehemaligen Klosters trägt: und der gefällige Pfarrer steigt mit ihm hinauf.

Jezt sind sie bei dem Gemäuer angelangt. Der angebliche Proselit nimmt auf einmal eine geheimnißvolle Miene an; geht spähend und tiefsinnig um die Ruinen herum; schneidet eine dünne Ruthe aus einem Haselbusche, faßt dieselbe an beiden Enden, und hält sie auf verschiedenen Stellen an den Boden. Lange will die Ruthe keine Bewegung machen; endlich weiß er ihr mit den beiden Daumen seiner Hände einen solchen Ruk zu geben, daß sie, indem

*) So nennt man denjenigen, der von einer Religionspartei zu einer andern übergeht.

dem er ſie etwas gebogen hält, gegen die Erde ſchlägt.

Nun wird ſein Geſicht auf einmal ſehr feierlich. Er nimmt den Paſtor, als wenn er ihm Dinge von der äußerſten Wichtigkeit zu offenbaren hätte, auf die Seite und redet ihn ungefähr mit folgenden Worten an:

„Ich bin gekommen, Sie glüklich zu machen. Sie ſehn, ich beſitze die Kunſt, vergrabene Schätze zu entdecken. Der Ort, wo Sie meine Wünſchelruthe *) ſchlagen ſahn, enthält einen ſolchen, und zwar einen recht großen. Ich bin bereit, ihn zu heben, und Ihnen, wenn Sie mir dabei helfen wollen, die Hälfte abzugeben.“

Der Pfarrer lächelt, und der Betrüger fährt fort:

„Ich verlange nicht, daß Sie mir ohne Beweisgrund glauben ſollen: Der Geiſt, der dieſen längſt vergrabenen Schaz bewacht, ſoll in der Mitternachtsſtunde, wenn Sie ſich mit mir hieher verfügen wollen, vor Ihren Augen erſcheinen, und ſelbſt bekräftigen, was ich jezt geſagt habe.“

Mein Herr! erwiederte der Pfarrer, Sie haben ſich an den unrechten Mann gewandt. Ich für mein Theil

*) Eine Ruthe, von der die Betrüger dieſer Art den einfältigen Leuten, die ſich von ihnen bethören laſſen, aufbinden, daß ſie da, wo ein Schaz vergraben liege, eine Bewegung nach der Erde mache.

Theil brauche keine Schätze; und bin überdem dazu angesezt, die Menschen auf höhere Schätze aufmerksam zu machen, und ihnen zur Erwerbung derselben nach meinem Vermögen behülflich zu seyn. Wenn wir also hier sonst kein Geschäft mehr mit einander haben, so können wir immer wieder hinabsteigen.

Der Betrüger merkt nun wohl, daß er mit einem Manne zu thun habe, dem man durch abergläubische Vorspiegelungen nicht ankommen könne. Er ändert also seinen Plan, ohne ihn aufzugeben; steigt mit dem Pfarrer hinab, erhält einen Zehrpfennig, und sezt seinen Stab weiter.

Pastor Lindemeyer glaubt nun seiner los zu seyn; allein er irrt sich. Nach einigen Tagen sieht er den nemlichen Betrüger, begleitet von einem Gefährten — vermuthlich demjenigen, welcher den Geist gemacht haben würde, wenn der erste Anschlag gelungen wäre — abermals in sein Haus treten. Er fragt nach der Ursache dieses abermaligen Zuspruchs, und die beiden Gaukler tischen ihm nunmehr folgende Geschichte auf?

Wir sind, sagen sie, um Ihnen die Wahrheit zu gestehn, keine Proselіten, sondern dem römisch-katholischen Glauben noch jezt zugethane Exjesuiten*),

*) So nennt man die ehemaligen Mitglieder eines aufgehobenen Mönchsordens, welcher die Gesellschaft Jesu, oder der Jesuiterorden, genannt wurde. Man hob ihn auf, weil er sehr viel Unheil stiftete: allein, er dauert demungeachtet, leider! noch immer fort, nur daß die Glieder desselben keine Ordenskleider mehr tragen, und sich jezt Exjesuiten nennen.

die der heilige Vater Papst in wichtigen Angelegenheiten ausgesandt hat. Wir wollen Ihnen alles offenbaren, weil wir wünschen, daß Sie das Glük, welches Ihnen durch uns angeboten wird, nicht von sich stossen mögen. Wissen Sie also, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem viele Klöster zerstört, oder von den Protestanten in Besiz genommen wurden, die in solchen Klöstern lebenden Mönche und Nonnen ihre Schätze vergruben, und ein Verzeichniß davon, wie auch eine genaue Beschreibung von dem Orte, wo sie dieselben eingescharrt hatten, nach Rom schikten. Der Papst nun, welcher alle diese Verzeichnisse besizt, sendet von Zeit zu Zeit treue Leute aus, um diese Schätze wieder auszugraben. Solche Abgeordnete sind auch wir; und Sie begreifen nunmehr, woher wir so zuverläßig wissen konnten, daß grade hier, und zwar oben bei dem alten Klostergemäuer, ein solcher Schaz verborgen liege."

Der gute Pfarrer hatte die Geduld gehabt, die Betrüger ausreden zu lassen. Jezt aber wies er sie mit Verachtung ab, und verbot ihnen ein für allemal, mit diesen, oder ähnlichen Zumuthungen ihm jemals wieder zu kommen. Sie giengen, und wandten sich, (wie ich auf meiner fernern Reise erfuhr) nach einem namhaften Orte, wo es ihnen glükte, nicht nur einen gewissen Prinzen, sondern auch verschiedene andere vornehme Personen, worunter auch Konsistorialräthe waren, in ihr Nez zu ziehen. Hier fiengen sie endlich an, falsches Geld zu münzen. Die Sache wurde entdekt; sie selbst verschwanden, und

man verheimlichte den Vorgang um der wichtigen Personen willen, welche Antheil daran genommen hatten. —

Ich habe diese Anekdote erzählt, um meine jungen Leser ernstlich zu warnen, vor Betrügern dieser Art, welche die Kunst Schätze zu graben, oder Geister zu sehn, oder Gold zu machen, zu besitzen vorgeben, doch ja auf ihrer Hut zu seyn, weil tausend ältere und neuere Erfahrungen beweisen, daß der Glaube an solche vielversprechende Wundermänner allemal die Folge habe, daß die Betrogenen entweder am Geist oder am Vermögen, oft an beiden zugleich verarmen, und für ihre Leichtgläubigkeit durch Verstandesschwäche, melancholische Schwermuth, Mangel und tiefes Elend büssen müssen. Die Wuth, ohne Fleiß und Aufmerksamkeit Schätze sammeln, und Dinge erfahren zu wollen, deren genauere Kenntniß uns für dieses Leben noch nicht beschieden ward, nimmt immer mehr und mehr überhand. Fürsten und Handwerksleute, Priester und Kriegsmänner, Jünglinge und Greise, Männer und Weiber sind davon angesteckt, und rennen blindlings der Grube zu, welche menschenfeindliche, in den Mantel der Weisheit und Frömmigkeit gehüllte Schurken für sie gegraben haben. O meine jungen Freunde und Freundinnen! Flieht, so lieb euch Wahrheit ist, flieht alle, welche durch Aberglauben, Schwärmerei und vorgegebene verborgene Wunderkünste, euch von dem graden Wege des gesunden und schlechten Menschenverstandes abzulocken suchen, fest überzeugt, daß sie, wenn ihr

auf

auf ihre Gauckeleien achtet, euch in Labyrinthe führen würden, aus denen man höchstselten einen Ausgang findet! Laßt euch warnen, ihr Lieben! und glaubt der Versicherung eines wohlmeinenden Freundes, der über das, was dem Menschen gut oder schädlich ist, lange nachgedacht, und vielfältige Beobachtungen gesammelt hat: der Versicherung, daß der Weg zur Glükseligkeit nicht dunkel und geheimnißvoll, sondern für jeden, welcher gesunde Augen des Verstandes und guten Willen hat, hinlänglich erhellt, und ohne Anwendung geheimer Künste leicht zu finden sey. Wer von dem Gegentheile euch zu überreden sucht, von dem dürft ihr zuversichtlich glauben, bis ihr einst aus einiger Beobachtung wissen werdet, daß er entweder ein Betrogener oder ein Betrüger sey.

14.

Beschreibung der Bergstraße. Reise über Heidelberg und Bruchsal nach Kalsruhe

Ich hatte von meiner Abreise von Jugenheim das Vergnügen zu erfahren, daß ich, ohne es zu wissen, so glüklich gewesen war, mir die ländlichen Bewohner dieses Bergdorfs zu Freunden zu machen. Ein junger Bursche hatte den Pfarrer um ein Historienbuch angesprochen; dieser hatte ihm meinen Robinson gegeben, und jener war damit an einem Sonntagsabends in die Schenke gegangen. Hier hatte er angefangen, der Versammlung etwas dar-

aus vorzulesen; und da diese das Ding schnackisch fand, so verbreitete sich das Gerücht davon ins Dorf. Die Versammlung wuchs: der Vorleser, durch diesen Beifall ermuntert, stellte sich jeden Sonntagsabend mit seinem Buche wieder ein, und nicht lange, so sahe er das ganze Dorf um sich her versammelt, welches seinen Vorlesungen bis nach Mitternacht mit der größten Aufmerksamkeit beiwohnte. Der Pfarrer, der in seinem Dorfe auf Ordnung hält, und dem die Ursache der langen nächtlichen Versammlungen unbekannt war, machte einigen seiner Pfarrkinder Vorwürfe darüber, und ermahnte sie, künftig früher nach Hause zu gehen. Allein diese antworteten ihm sehr naiv: daß der Peter ihnen da aus einem so curiösen Historienbuche vorlese, daß sie gar nicht davon wegkommen könnten. Ich gestehe, daß diese Rezension mir mehr Freude verursachte, als wenn die **Allgemeine Bibliothek** mir dieses Buches wegen die feinsten Komplimente gemacht hätte. Man sieht, daß der Bauer auch noch für etwas anders, als für seinen Eulenspiegel, Sinn habe, wenn ihm nur etwas anders in die Hände gespielt würde.

Der freundschaftliche Pfarrer **Lindemeyer** begleitete mich am folgenden Tag nach **Auerbach**, und von da nach **Heppenheim**, einem gleichfalls an der Bergstrasse liegenden churmaynzischen Städtchen, wo ich die Diligence erwarten wollte. Hier schied er von mir, und ich habe Ursache zu glauben, daß seine Empfindungen bei unserer Trennung

den

den meinigen gleich waren. Friede sei mit ihm am Tage, da er dieses lesen wird.

In dem ich die **Bergstraße** entlang fuhr, hatte ich abermals Gelegenheit, die bekannte Bemerkung, **daß übertriebene Beschreibungen der beschriebenen Sache allemal zu schaden pflegen**, an mir selbst bestätiget zu sehn. Ich hatte von dieser berühmten Strasse so sehr viel Lobpreisungen theils gelesen, theils gehört, daß meine Neubegierde dadurch äusserst gespannt worden war. Der Pinsel meiner Einbildungskraft war dabei auch nicht müßig geblieben, und hatte mir höchst wunderbare Naturscenen vorgemalt, wovon ich nunmehr die Originale selbst zu sehen hofte. Mit dieser Gemüthsstimmung trat ich die Reise auf dieser Strasse an.

Das Geringste, was ich mir vorgestellt hatte, war, daß der Weg in einer gewissen beträchtlichen Höhe an den Seitenwänden des Kettengebirges fortlaufen, und überall eine weite herrliche Aussicht in eine paradiesische Ebene gewähren würde. Es war mir daher schon gar nicht recht, da ich fand, daß er fast immer auf der Ebene blieb, und sich nirgends mit einiger Kühnheit erheben wollte. Aber es wird noch kommen, dachte ich; und war mit meinen Blicken immer voraus. Es folgte Berg auf Berg, und zwischen den Bergen ein romantisches Thal nach dem andern. Schön! dachte ich; aber es wird noch viel schöner kommen. Ich fuhr in einer ununterbrochenen Allee von Wallnußbäumen und andern Obstbäumen hin; hatte zu

meiner Rechten einen unübersehbaren Feldgarten, der einen unbeschreiblichen Segen von Feld- und Gartenfrüchten darbot; zu meiner Linken bis an die Mitte des Weinberges, nichts als Weingelände, der mit Kastanien-, Mandel-, Pflaumen- und andern fernen Obstbäumen durchpflanzt. Herrlich! sagte ich: aber es wird gewiß noch viel herrlicher kommen. So war, der überspannten Erwartung wegen, meine ganze Aufmerksamkeit mehr auf das, was noch kommen sollte, als auf das, was wirklich vor mir lag, gerichtet, und — zu meiner Beschämung muß ich es gestehn! — ich genoß darüber von dem vielen Schönen und Bewundernswürdigen, welches Natur und Fleiß links und rechts vor mir ausgebreitet hatten, nicht halb so viel, als mir davon zu Theil geworden wäre, wenn die Beschreiber dieser angenehmen Strasse, meine Erwartung minder gespannt gehabt hätten. Erst am Ende, da ich Heidelberg schon im Gesicht hatte, sahe ich den Schaden ein, der mir daraus erwachsen war, und da dacht ich den bei mir selbst: o, wenn doch alle die jungen Leute, die dies künftig in deiner Reisebeschreibung lesen werden, ein Beispiel daran nehmen wollten, wie thöricht es sei, sich gar zu große Erwartungen und Hoffnungen von der Zukunft zu machen, und darüber den Genuß derjenigen Glükseligkeit zu verabsäumen, welche das Gegenwärtige darbietet! Möchten doch alle den Weg des Lebens mit größerer Weisheit betreten, als ich die Bergstraße befuhr, und nicht erst am Ende desselben, wie ich bei Heidelberg, zu spät erkennen, — daß er durch manche wunderschöne Gegend lief!

Un-

Ungeachtet dieſe Straſſe einige dreiſſig Meilen weit ununterbrochen bis **Baſel** fortläuft, und das zuſammenhängende Gebirge immer zur Seite behält: ſo verſteht man doch unter dem Namen der **Bergſtraſſe**, gemeiniglich nur denjenigen Theil derſelben, der bei **Eberſtadt**, eine halbe Meile von **Darmſtadt**, anfängt, und bis **Heidelberg**, eine Strecke von ungefähr ſechs Meilen, durchläuft. Die Länder, welche dieſe Straſſe berührt — **Churmaynz**, und vornemlich die **Pfalz** — gehören unter die fruchtbarſten und geſegneſten in Deutſchland. Der Boden bedarf hier ſo wenig Kultur, und bringt gleichwohl ſo viele, ſo mannigfaltige und ſo ſchöne Früchte hervor! Auſſer den in Niederſachſen bekannten Feld- und Gartenfrüchten, trägt der hieſige Acker auch **Spelt** und **Dünkel**, zwei Getraidearten, wovon jene, welche vortreffliches weiſſes Mehl giebt, dem Waizen, dieſe der Gerſte gleicht. Beide Länder, ſowohl Pfalz als auch Maynz, ſind die weinreichſten in Deutſchland, und liefen die edelſten Arten des ſogenannten Rheinweins. An Baum- und Gartenfrüchten ſieht man hier einen ſolchen Ueberfluß, daß man glauben ſollte, die Einwohner hätten an dieſen allein ihren hinreichenden Unterhalt. Aber dem ungeachtet giebt es der Armen, der Bettler im eigentlichſten Verſtande, in keinem andern Lande mehr, als hier, es müßte denn in der Gegend der vier Waldſtädte ſeyn. Und woher dieſes? Vermuthlich aus mehr als Einer Urſache. Ohne mir anmaſſen zu wollen, dieſe Urſachen alle während meines kurzen Aufenthalts allhier erforſcht zu haben, will ich meinen

jungen Lesern nur diejenigen vorlegen, von denen ich selbst mich zu überzeugen, Gelegenheit hatte.

Erstlich fehlt es auch in diesen Ländern, wie in den meisten andern, noch an weislich eingerichteten Armenanstalten. Die Regierung zu Maynz scheint indeß diese für jeden Staat so wichtige Angelegenheit jezt ernstlich zu Herzen zu nehmen. Dies schließe ich daraus, weil sie zur Zeit meines Aufenthalts in Frankfurt den schon eben erwähnten Herrn Nulfs nach Maynz kommen ließ, um ihn zu ersuchen, einen Plan zur bessern Einrichtung ihres Armenwesens zu entwerfen.

Zweitens ist es eine allgemeine Bemerkung, daß in weinreichen Gegenden, mehr als in Kornländern, die größte Armuth und der größte Ueberfluß gemeiniglich dicht beisammen wohnen. Die Ursache davon ist diese. Der Wein geräth nicht immer, auf ein einziges vorzüglich gutes Jahr folgen nicht selten viele theils ganz schlechte, theils höchst mittelmäßige hinter einander. Dem Wohlhabenden und Reichen schadet dieses nicht; es kommt ihm vielmehr zu statten, um noch reicher zu werden. Denn dieser schüttet den Ueberfluß der guten Jahre auf, und verkauft ihn nicht eher, bis ein vorzüglich schlechtes Jahr den Preis der Weine steigen macht. Dann wird er für den Mangel der schlechten Jahre mehr als hinreichend schadlos gehalten. Der ärmere Weinbauer hingegen muß alljährlich verkaufen, was er an Wein gewonnen hat; er kann daher auch den besten zur Zeit des Ueberfluß-

flusses nicht anders, als wohlfeil verkaufen; und wenn hierauf wieder Miswachs einfällt, so hat er nichts.

Drittens darf man nur wissen, daß Churmaynz ganz, die Pfalz hingegen zum Theil katholisch ist, und daß der jedesmalige Churfürst von Maynz, als ein geistlicher Fürst, das Regiment bei seinem Tode einem Fremden überlassen muß — um in diesen Ländern mehr Armuth und weniger Wohlstand zu erwarten, als, nach der natürlichen Beschaffenheit derselben darinn gefunden werden müßte. Wie das zusammenhänge, habe ich meinen jungen Lesern schon oben begreiflich zu machen gesucht.

Viertens giebt es sowohl in Churmaynz, als auch in der Pfalz noch ganz besondere Ursachen der auffallenden Armuth und des großen Elendes vieler Unterthanen, die ich hier auseinander zu setzen mich wohl enthalten muß, weil ich, so Gott will! noch ein Paar Jahre in gemeinnütziger Thätigkeit verleben möchte, wozu man Gemüthsruhe und Gesundheit nöthig hat. Beide aber pflegt man heutiges Tages leicht einzubüßen, wenn man sich einfallen läßt, auf gewisse öffentliche Mängel und Misbräuche öffentlich aufmerksam zu machen, welche gewisse Leute nur zu gern auf immer zu verbergen wünschten. Das ist eine Erfahrung, die ich erst neuerlich bei Gelegenheit dessen gemacht habe, was ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibung von den großen Beschwerden der Stadt **Wismar** gegen ihren Magistrat aus reiner Menschenliebe bekannt

zu machen mich gedrungen fühlte. Denn, daß ich für dieses Werk der Barmherzigkeit gegen eine ganze, ehemals so blühende, jezt in Verfall gerathene Stadt, nicht Verdruß und Kränkung in vollem Maaße einerndete, das lag nur an dem kleinen Umstande, daß ich mich glüklicher Weise in den Stand gesezt sahe, das, was ich geschrieben hatte, sobald es verlangt würde, vor aller Welt Augen unwidersprechlichen Beweis zu belegen. So glüklich aber ist man nicht immer, auch wenn man seiner guten Sache sich noch so sehr bewußt ist; und in solchen Fällen gebietet die Klugheit — zu schweigen.

Heidelberg liegt in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend am Neckar, der bei dieser Stadt sich aus dem Gebirge hervorwindet, um noch drei Meilen lang den fettesten Theil der Pfalz zu durchströmen und sich dann bei Mannheim mit dem Rheine zu vermählen. Man sah hier noch die Ruinen einer bedekten hölzernen Brücke, welche dieser Strom vor einigen Jahren bei dem bedekten fürchterlichen Eisgange zerrissen hat; und ich erstaunte, da man mir in der Stadt die unglaubliche Höhe zeigte, bis zu welcher das Wasser dieses Stroms damals angeschwollen war. Diese Brükenruinen passen übrigens vortreflich in das ganze romantische Gemälde, welches die Stadt Heidelberg mit dem zerfallenen großen churfürstlichen Schlosse und den umliegenden Bergen macht. Fast sollte man glauben, daß dies die Ursache sey, warum die Regierung noch keine Anstalten getroffen hat,

diese

diese der Stadt Heidelberg nicht blos zur Zierde, sondern auch zum großen Nutzen gereichende Brücke wiederherzustellen. Im Preußischen, wo man das Nüzliche dem Schönen vorzuziehen pflegt, würde sie vermuthlich schon wieder dastehn.

Die Gegend, worinn **Heidelberg** liegt, wird für eine der schönsten in Deutschland gehalten; und ich glaube, daß man Recht habe. Denn was nur immer zu einer vorzüglich schönen Lage eines Orts erfordert werden mag, das sieht man hier beisammen. Die Stadt selbst liegt an einer Anhöhe innerhalb eines Amphitheaters, welches schöngeformte und weinreiche Berge bilden, zwischen denen der grünliche Neckar sich majestätisch hervorwälzt. Da wo dieses Amphitheater sich öffnet, sieht man in den weiten paradiesischen Gärten hinaus, den die fruchtbaren Ebenen der Pfalz bilden; und welcher erst in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen von dem **vogesischen Gebirge** begrenzt wird. Aber ich wollte nicht malen.

Die Stadt selbst ist noch ziemlich gut gebaut; aber Handel und Gewerbe scheinen hier bei weitem nicht so stark zu blühen, als sie der bequemen Lage nach, und wenn die Regierung auf die Beförderung derselben ein wenig mehr Aufmerksamkeit verwenden wollte, blühen könnten. Daß eine Universität an diesem Orte sey, wird man nicht gewahr; so unbedeutend ist sie jezt. Vermuthlich haben meine jungen Leser von der köstbaren Bibliothek gehört, welche dieser Stadt ehemals zu einer so großen

Zier-

Zierde gereichte: aber auch diese ist leider! nicht mehr hier. Als nämlich der kaiserliche General Tilly im dreißigjährigen Kriege die Stadt eroberte, ward der größte Theil dieser herrlichen Büchersammlung, welche die größten Seltenheiten enthielt, dem damaligen Papste Gregorius XV. geschenkt, der sie mit der vatikanischen Bibliothek zu Rom vereinigte.

Merkwürdig ist es, daß an diesem Orte alle drei Konfessionen der christlichen Kirche — die katholische, luthrische und reformirte — einer freien Religionsübung genießen; ein Vorzug, der diese Stadt allein blühend machen könnte, wenn diese Freiheit nicht aus Unduldsamkeit und Sekteneifer der einzelnen Partheien gegen einander, und besonders durch die Erweiterungssucht und den Unterdrückungsgeist der Römisch-katholischen auf mancherlei Weise weiter beschränkt würde. Man schätzt die Zahl der Einwohner dieser Stadt auf 9 bis 10000; allein der Augenschein müßte hier außerordentlich trügen, wenn diese Zahl nicht um ein Paar Tausend zu hoch angesetzt seyn sollte.

Das bekannte Heidelberger Weinfaß, welches unter den Raritäten dieses Orts gemeiniglich zuerst genannt zu werden pflegt, kann ich meinen jungen Lesern nicht beschreiben, weil ich leider! nicht die Neugierde hatte, es mir zeigen zu lassen. Ich weiß blos, daß man es vor einigen dreißig Jahren neu erbaut hat, und daß es von so ungeheurer Größe ist, daß es 330 Fuder und drei Ei-

mer

mer Wein *) d. i. ungefähr 316896 Quarthouteillen enthält. Man denke sich hernach den großen Umfang, den dieses Weinfaß haben muß!

Von Heidelberg reiſete ich nach **Bruchſal**, in der hieſigen Mundart **Bruſel** genannt, welches die Reſidenzſtadt des **Biſchofs von Speier** iſt. Der erſte Anblik dieſer Stadt iſt, wenn man von Heidelberg herkommt, überraſchend ſchön, weil man von dieſer Seite kommend, zuerſt in die Neuſtadt tritt, die, auſſer dem anſehnlichen biſchöflichen Pallaſte und den dazu gehörigen Gebäuden, aus lauter modernen hübſchen Häuſern beſteht, die eine ungemein regelmäßige Straße bilden. Die größere Stadt hingegen ſticht ſtark dagegen ab, und iſt, wie die alten Städte alle, unregelmäßig und altväteriſch.

Zu einer kleinen Probe, wie ſehr die Sprache dieſer Gegend von der im nördlichen Deutſchland nicht blos in Anſehung des Dialekts, ſondern auch ſogar in Anſehung der Bedeutung einzelner Wörter abweicht, mag Folgendes dienen. Ich ließ mir Kaffe machen, und das Mädchen, welches mir denſelben ohne Zucker brachte, ſagte: **der Keller würde mir ſogleich Salz dazu bringen.** Daß **Keller** hier ſo viel als Tafeldecker oder Aufwärter be-

*) Ein **Fuder** Wein enthält in dieſen Gegenden ſechs **Ohm**, ein Ohm aber ungefähr 160 niederſächſiſche Quarthouteillen. Ein **Eimer** iſt zu Hamburg der fünfte Theil eines Ohms.

bedeute, daran war ich von Göttingen her schon gewohnt: aber was ich mit Salz und Kaffee machen sollte, das war mir noch ein Räthsel. Nicht lange, so erschien der Keller und brachte mir — Zucker, und da lernte ich denn, daß dieser, nach hiesigem Sprachgebrauche, Salz genannt werde. Eben so possierlich kommt es einem Norddeutschen vor, wenn er hier, wie im ganzen Reiche, von jedem Ankommenden sich mit eben der Formel begrüßen hört, die man in Sachsen nur beim Abschiednehmen braucht. **Ich empfehle mich Ihnen** heißt nämlich hier nicht, wie anderwärts, **ich will jezt gehn**, sondern vielmehr, **ich komme jezt an**, oder wie man sonst beim Eintritt in ein Zimmer sagt, **gehosamer Diener!**

Bruchsal scheint ein sehr wahrhafter und daher auch volkreicher Ort zu seyn; welches wohl zum Theil dem glüklichen Umstande zuzuschreiben ist, daß er an einer sehr stark befahrnen Straße liegt. Alles nämlich, was aus der Schweiz, dem südlichen Frankreich und aus Schwaben kommt und nach Frankfurt will, das muß seinen Weg über Bruchsal nehmen. Man findet daher gemeiniglich die hiesigen Gasthäuser mit Fremden, die Straßen mit Frachtwägen besezt; und das führt Geld und Nahrung her. Auch wird hier viel Tabak fabrizirt, und vor den Thoren der Stadt liegt ein beträchtliches Salzwerk. —

Ich trat nunmehr aus den rheinischen Kreisen in den schwäbischen, und zwar in die Markgrafschaft Baden ein. Mein Weg gieng über Durlach nach Karlsruhe. Der erste von diesen beiden Orten sieht wie alle diejenigen aus, welche ehemals Residenzstätte waren, aber dieses Vorzugs in der Folge beraubt wurden — er liegt im Verfall. Ein solcher Ort hatte sich einmal daran gewöhnt, seine Hauptnahrung aus dem Aufwande, den der Hof machte, zu ziehn; nun wird der Hof nach einer andern Stadt verlegt; jene Nahrungsquelle ist also verstopft, und die betroffene Bürgerschaft, welche darauf nicht gefaßt war und sich auf keine anderweitige Hilfsmittel in der Geschwindigkeit zu besinnen weiß, verarmt. So gieng es Durlach, da der markgräfliche Hof für gut befand, seinen Wohnsiz von da nach Karlsruhe zu verlegen. Jezt sieht dieser Ort wie ein alter Mann aus, der ehemals wohlhabend war, nun von Nahrungssorgen gebeugt wird und dadurch vor der Zeit veraltert.

Aber wenn dieser Anblick einem, an allem, was Menschenglük betrift, theilnehmenden Gemüthe nothwendig Misvergnügen machen muß: so wird man für das Unangenehme dieser Empfindungen, so bald man auf der andern Seite der Stadt wieder aus dem Thore hinausgeht, durch einen unbeschreiblich schönen Anblick schadlos gehalten. Man tritt nämlich in eine Allee, von der ich zu behaupten wage, daß sie eine der schönsten in der Welt ist; und die davon beschattete Kunst-

straße läuft durch eine Ebene, welche so herrlich angebaut ist, daß man schon hier von der Badenschen Landwirthschaft eine recht große Meinung bekommt. Die Allee muß ich etwas umständlicher beschreiben.

Sie besteht aus lauter italiänischen Pappeln. Meine jungen Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen von dem schnellen Wachsthume dieses schönen Baumes redete, und den Gedanken äusserte, daß die Fortpflanzung desselben in Gegenden, welche holzarm sind, von großem Nutzen seyn würde. Was ich damals darüber sagte, gründete sich blos auf ein Paar kleine Versuche, die ich selbst damit angestellt hatte, und woraus ich mich überzeugte, wie leicht und schnell diese Baumart durch bloße Reiser fortgepflanzt werden könne. Aber alles, was ich damals davon wußte, wurde durch das, was ich hier davon vor Augen hatte, bei weitem überwogen. Ich sahe eine doppelte Reihe dieser Bäume von erstaunlicher Höhe und von der Dicke einer siebenzigjährigen Fichte, alle von gleicher Größe, alle mit pyramidalisch spizzulaufenden Gipfeln, alle einander so gleich an Höhe und Wuchs, als wenn sie mit der Scheere und nach dem Lineale beschnitten gewesen wären; und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß alle diese Bäume erst vor 14 Jahren als kleine fingerdicke Reiser gepflanzt worden waren. Also innerhalb 14 Jahren kann man von dieser Baumart einen Wald zuziehen, der an Höhe und Dicke

der

der Bäume einen siebenzigjährigen Fichtenwald übertrift! Und dazu bedarf man weiter nichts, als — eine Menge junger Reiser, von denen jeder alte Baum einige hundert liefern kann. Wie freute ich mich, meine Vermuthung über den Nutzen dieser Baumart hier so augenscheinlich bestätiget zu finden!

Die schnurgrade Allee ist eine halbe Meile lang und verbindet **Karlsruhe** mit **Durlach**. Die Kunststraße, welche davon beschattet wird, gehört unter die besten, die man sehen kann, weil sie, statt kleingeschlagener Steine, mit Gries aus dem Bette des Rheinstroms bedekt ist. Man rollt darüber hin, als führe man auf Dielen; und der perspektivische Anblik des geschmakvollen Thors von Karlsruhe, verbunden mit der ergötzenden Aussicht in wohlangebaute lachende Fluren auf beiden Seiten der Kunststraße, macht diese Fahrt zu einer der angenehmsten, die man sich nur denken kann.

Karlsruhe — doch dieser Ort ist eines eigenen Kapitels werth.

15.

Aufenthalt zu Karlsruhe. Reise von da über Rastadt nach Kehl.

Karlsruhe ist, so viel ich weiß, eine der regelmäßigsten Städte in Deutschland, und gehört

überhaupt zu den seltenen Oertern, die nicht von ungefähr und nach und nach, sondern auf einmal und zwar nach einem vorher entworfenen regelmäßigen Plane entstanden. Der Grundriß dieser Stadt gleicht einem Fächer, in welchem das markgräfliche Residenzschloß den Knopf, die verschiedenen Hauptstraßen eben so viele Fächerstäbe oder Fächerfalten vorstellen. In welcher Hauptstraße man daher auch seyn mag, so erblikt man immer am Ende derselben das Schloß, weil von diesem jede derselben abläuft. Steht man aber auf dem Thurme des Schlosses, welches beim Eingange in den sogenannten Harzwald liegt: so sieht man rund um sich her in 32 Gassen, wovon neune die Hauptstraßen der Stadt, die übrigen blos Alleen sind, die man durch den Wald angelegt hat.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Nettigkeit dieser Stadt entzükt den Reisenden, der zum erstenmale hierher kommt, über die maaßen. Die Straßen sind breit, schnurgrade und wohlgepflastert, die Häuser fast alle von einerlei Höhe und größtentheils nach Einem Leisten zugeschnitten. Daraus entsteht denn aber auch eine Einförmigkeit, welche sehr bald ermüdet, weil der menschliche Geist zwar die Regelmäßigkeit liebt, aber auch zugleich Mannigfaltigkeit verlangt, um mit jedem Blicke irgend eine neue Schönheit oder Vollkommenheit wahrzunehmen. Dies erfährt jeder, der in Karlsruhe sich nur einige Tage verweilt, an sich selber, weil eben die große

Regel-

Regelmäßigkeit, die ihn beim ersten Anblik entzükte, nach Verlauf dieser Tage ihm schon sehr langweilig vorkommt.

Das Schloß ist nur von Holz gebaut und gar nicht prächtig *); auch hat es, wegen der fächerförmigen Anlage der Stadt, der es zum Endpunkte dienen sollte, eine etwas ungewöhnliche Form erhalten müssen, indem die beiden Flügel desselben von dem Hauptgebäude in stumpfen Winkeln ablaufen mußten. Nur für einen Hof, wie der markgräfliche ist, der seine Würde durch etwas Besseres, als durch Prunk und Ueppigkeit, zu erhalten weis, konnte ein solches Residenzschloß bisher für zureichend gehalten werden.

Der hinter demselben befindliche englische Garten hat eben so wenig etwas Prächtiges, aber desto mehr angenehme und sinnreiche Anlagen aufzuweisen. Ueberhaupt scheint in allem, was man hier sieht, der Geist des edeln und weisen Vaters dieser glüklichen Lande zu weben; von dem ich, weil er unstreitig die größte Merkwürdigkeit von **Karlsruhe** ist, meinen Lesern eine etwas umständlichere Nachricht schuldig bin. Und hier wünsche ich, daß

*) Ein durchreisender Kavalier äusserte vor ungefähr 40 Jahren seine Befremdung darüber daß das Schloß von Holz und nicht wenigstens von Bausteinen erbauet wäre. Ich wollte nichts als ein Obdach haben, antwortete der Fürst, und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen.“ **Briefe eines reisenden Franzosen.**

daß besonders meine fürstlichen jungen Leser mit Aufmerksamkeit vernehmen mögen, was — nicht die lobpreisende Posaune der Schmeichelei — sondern die Stimme der unbefangenen und unbestechlichen Geschichte von diesem **Muster guter Fürsten** zu melden hat.

Seitdem ich Gelegenheit hatte, das Thun und Lassen mancher Fürsten in der Nähe zu beobachten, bin ich immer mistrauisch gewesen gegen das, was man — sey's zu ihrem Lobe oder zu ihrem Tadel — zu sagen oder zu schreiben pflegt. Ich hatte nicht selten gesehn, wie wenig dazu gehört, um ein vortreflicher, weiser, gütiger, ja sogar ein großer Fürst genannt zu werden; und ich hatte auf der andern Seite so oft bemerkt, wie wenig die meisten Menschen im Stande sind, die wahren Verdienste wirklich guter Regenten nach Wahrheit zu würdigen, daß ich mir schon lange zur Regel machte, weder in das Lob noch in den Tadel derselben einzustimmen, bis ich Gelegenheit gehabt hätte, mich entweder durch eigene Beobachtungen, oder durch eine hinreichende Menge wirklicher Thatsachen vorher selbst zu überzeugen. Wenn ich ja einiges Vorurtheil für oder wider einen noch lebenden Regenten mir erlaubte, so war es dieses: daß ich viel Gutes hoffte von dem, über welchen ich seine eigenen Unterthanen mit großer Freimüthigkeit, oft mit Bitterkeit urtheilen hörte, und daß ich im Gegentheil viel Schlimmes, wenigstens viel Schwaches und Sultanmäßiges bei dem vermuthete, zu dessen Preise sich die Zungen seiner

Die-

Diener mit den geschäftigen Federn der Zeitungsschreiber vereinigten. Das mag für manchen, der den Lauf der Dinge noch nicht kennt, wohl sehr sonderbar klingen: aber die Erfahrung ist auf meiner Seite.

Dem zufolge — ich gestehe es — hatte ich einigen Verdacht geschöpft, da man vor einiger Zeit anfieng, über die weise und vortrefliche Regierung des jetzigen Herrn Markgrafen ein wenig allzulaut zu werden. Es muß doch, dachte ich, wohl nicht so ganz richtig damit seyn, weil man so viel darüber zu schwatzen weiß. Von Friedrich dem Einzigen und von dem edeln Herzoge von ** weiß man weniger zu schwatzen: und da ist doch wahre Größe; da ist doch wirkliche Regententugend! Ich schüttelte den Kopf — schob mein unbedeutendes Urtheil auf.

Jezt war ich an Ort und Stelle, und konnte mit eigenen Augen sehn, mit eigenen Ohren hören: und ich nahm mir vor, beide so gut zu brauchen, als ich vermochte. Aber gleich beim Eintritt in dieses Land wurde mir schon ein großer Theil meines obigen Zweifels abgenommen. Ich stieß auf Misvergnügte, welche ohne Zurükhaltung ihren Herrn schalten, daß er sein Vertrauen oft unwürdigen Dienern schenke, welche zum Schaden des Landes Misbrauch davon machten. O, sagte ich zu mir selbst, indem ich dieses hörte, der Hauptsache nach muß es hier doch recht gut stehn, weil man murren darf, und weil man kein Bedenken

trägt, seine vermeinten Beschwerden dem ersten dem besten Fremden an den Hals zu werfen. Ich lernte Männer von Verstande und Herzen kennen, welche oft um die Person ihres Fürsten sind; und hörte auch diese über das Gute wie über das Mangelhafte ihrer Verfassung und ihrer Staatsverwaltung mit großer Freimüthigkeit und ohne alles Lobpreisen reden; und das Resultat aller ihrer Urtheile war: daß die Absichten ihres guten Regenten allemal die reinsten und besten wären, nur daß sie nicht immer erreicht würden; daß sein eigenes Urtheil fast immer richtig, seine eigenen Plane fast immer die weisesten und wohlthätigsten wären: nur daß er aus zu großer Bescheidenheit und aus gar zu weit getriebenem Mistrauen gegen sich selbst oft mehr dem Urtheile anderer, als seinem eigenen folgte. Jezt war es mir schon ziemlich begreiflich, woher das laute Lobpreisen bei aller wahren Vortreflichkeit des Gepriesenen rühren könne; und mein Zweifel sank immer mehr und mehr.

Ich sah mich im Lande um. Hier erblikte ich eine Kultur, eine Bevölkerung und zugleich einen Wohlstand, dergleichen ich so allgemein und durchgängig noch in keinem Lande wahrgenommen hatte. Aber ich hörte auch von häufigen Auswanderungen der badenschen Unterthanen in andere Länder reden; ein Umstand, der für ein so gesegnetes und so väterlich regiertes Land etwas sehr Befremdendes hat. Ueberall stieß ich auf Spuren einer milden und weisen Regierung; überall fand ich in den Herzen der Unterthanen eine ungeheuchelte Liebe

und

und Verehrung gegen ihren guten Landesvater: aber ich hörte auch hie und da Klagen über öftere Vereitelung der liebreichen Absichten desselben; hie und da ziemlich lautes Murren über manche Bedrückung, wovon dem guten Landesvater nichts zu Ohren käme. Mein Zweifel hatte sich nunmehr völlig aufgelöst.

Ich brannte vor Begierde, den edeln Fürsten selbst zu sehn, und ihm von Person bekannt zu werden; aber da Er grade abwesend war, so konnte dieser Wunsch erst auf meiner Rükreise erfüllt werden. Und da ward es denn auch auf eine Weise erfüllt, an die ich nie zurükdenken kann, ohne daß es mir wieder warm ums Herz wird. Ich war kaum in Karlsruhe wieder angelangt, als man mich benachrichtigte, daß der Herr Markgraf mich zu sehen verlangte, und ich mußte, weil man mir sagte, daß Er meiner wartete, so wie ich von dem Postwagen gestiegen war, gestiefelt und in Reisekleidern mich nach dem Schlosse verfügen. Ich äußerte dem Hrn. Hofrath Böckmann, der mich hinführte, meine Unruhe darüber; dieser aber lachte mir ins Angesicht, und fragte verweisend: ob ich seinem Herrn denn eine so kleinfürstliche Denkungsart zutraute, daß ich glauben könnte, Er werde seine Aufmerksamkeit mehr auf meinen Rok und meine Stiefeln, als auf mich selbst richten?

Beim Eingange in das Schloß traf ich den Herrn Erbprinzen und Seine durchlauchtigste Frau Gemahlin vor der Thür an: allein ich konnte der

Ehre, mich mit Ihnen zu unterhalten nur sehr kurze Zeit und sehr unvollkommen genießen, theils weil Sie, aus gar zu großer Herablassung, darauf bestanden, daß ich mich bedecken mußte, und mich dadurch etwas verlegen machten; theils weil gleich darauf der Herr Markgraf selbst heraustrat, mir gleichfalls bedekt zu seyn befahl *) und hierauf sogleich ein sehr interessantes Gespräch über Schul- und Sittenverbesserung anfieng, wobei Er mich in den Garten führte. Nicht ohne Rührung kann ich mich erinnern, wie oft der edle Fürst, während dieses Gesprächs immer wieder auf die ihm einzig und allein am Herzen liegende große Frage zurük kam: wie man es anzufangen habe, um die Menschen nicht blos klüger, geschikter und reicher, sondern auch besser und dadurch glüklicher zu machen? Ich begreife, sagte er zu wiederholten malen, daß man den Unterricht erleichtern und der Jugend bessere und gemeinnützigere Kenntnisse in kürzerer Zeit und auf eine angenehmere Weise, als ehemals, beibringen könne: aber wie wollen wir es angreifen, um dem allgemeinen Sittenverderbniß zu steuern, Tugend und Rechtschaffenheit

*) Ich erzähle dieses nicht, um mich groß damit zu machen: sondern theils um jungen Prinzen ein Beispiel aufzustellen, wie grade die besten und würdigsten Fürsten am wenigsten knechtische Ehrenbezeugungen verlangen, theils um meine Leser den auffallendsten Kontrast zwischen der Herablassung und Simplicität dieses Hofes und der steifen hochtrabenden Etikette so mancher andern bemerken zu lassen.

senheit unter die Menschen zu verbreiten, und sie dadurch fähig zu machen, einer wahren innern Glükseligkeit zu genießen? Ich gestehe daß mir diese Frage in dem Munde eines Fürsten eben so neu, als rührend war.

Besonders erfreulich war es mir, bei dieser Unterredung zu hören, was für würdige Begriffe dieser menschenliebende Regent von der Bestimmung unserer Brüder in den niedrigeren Ständen, oder des sogenannten gemeinen Mannes unterhält. Diese, bisher am meisten vernachläßigte Klasse von Menschen, schien Ihm grade am meisten zu Herzen zu gehn. Er war durchdrungen von der Wahrheit, daß auch diese einer größern Veredelung fähig wäre, und daß der Regent die Pflicht auf sich habe, für eine zwekmäßige größere Aufklärung derselben Sorge zu tragen: aber wer zeigt uns, fragte Er, den Punkt, bis zu welchem wir in der Beförderung dieser Aufklärung des gemeinen Mannes gehen dürfen, oder besser, wer bestimmt uns die eigentlichen Gegenstände, über welche, und die eigentlichen Grenzen, bis zu welchen, diese Aufklärung sich verbreiten darf? Es ist hier der Ort nicht, dasjenige, was der fürstliche Weise mit eben so großer Einsicht als Wärme hierüber redete, herzusetzen: aber man sieht aus den bloßen Fragen schon, welche Gegenstände des Nachdenkens Ihn am meisten beschäftigen müssen.

Je näher man diesen liebenswürdigen Fürsten kennen lernt, desto zweifelhafter wird man, ob

man

man Ihn den Weisen oder den Gütigen nennen soll. In der That verdient Er beide ehrenvolle Titel in gleichem Maaße. Er ist frei von allen den verderblichen Leidenschaften und Liebhabereien, wovon auch den besten Fürsten wenigstens eine oder die andere anzukleben pflegt. Weder geitzig noch verschwenderisch ist er von karger Habsucht und von Pracht und Ueppigkeit gleich weit entfernt. In stiller Größe und edler Simplizität geht Er in allen Dingen auf der goldenen Mittelstraße einher. Seine Zerstreuungen bestehen in rastloser Thätigkeit zum Besten Seiner Unterthanen, und eine wohlgewählte unterrichtende Lektüre, verbunden mit lehrreichen litterarischen Gesprächen über das Gelesene machen Seine ganze Erholung aus. Er ist weder Jäger noch Spieler, und schweift weder bei der Tafel im Essen und Trinken, noch auf irgend eine andere Weise aus. Sogar das Soldatenspiel, dem die meisten andern Fürsten so sehr ergeben sind, scheint für Ihn kein sonderliches Interesse zu haben *). Das sind Charakterzüge des Weisen; jezt noch ein Paar Anekdoten, in welchen meine jungen Leser auch den Gütigen erkennen werden.

Ich habe schon oben gesagt, daß die epidemische Raserei des Auswanderns auch viele markgräfliche Unterthanen ergriffen hat, und ich werde die räthselhafte

*) Sein ganzes Korps besteht nur aus 1500 Mann: indeß andere Fürsten, welche noch nicht völlig so viel einzunehmen haben, als Er, eine Armee von 5000 Mann unterhalten.

fälhafte Frage: wie dieses unter der Regierung eines so guten Fürsten je der Fall seyn könnte? nachher aufzulösen suchen. Als man dieses Auswandern bemerkte, stellte man dem Markgrafen die Nothwendigkeit vor, Verfügungen deshalb zu treffen, um die Ueberläufer mit Gewalt zurükzuhalten; allein der Markgraf verwarf diesen Rath, und zwar aus einem Grunde, der Seinem Herzen Ehre macht. „Er wolle," sagte Er," nur über freie Leute herrschen; Er habe seine Unterthanen von der Leibeigenschaft losgesagt, es müßte ihnen also auch erlaubt seyn, zu gehen wohin sie wollten, wenn es in Seinem Lande ihnen nicht mehr gefiele." Was sagen meine jungen Leser zu dieser Großmuth?

Ein ähnlicher Zug! Kurz vor meiner Ankunft in Karlsruhe hatte man diesen Fürsten vorgestellt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des diesjährigen Weins es durchaus erforderte, daß Se. Durchlaucht ihren großen Weinvorrath vom vergangenen Jahre verkaufen ließen, um Plaz für den neuen Wein zu gewinnen. Allein was antwortete der gütige Landesvater? „Ich weiß," sagte er, „daß viele meiner Unterthanen gleichfalls noch große Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine Keller öffnen, so werde ich jenen den Markt verderben, und Schuld daran seyn, daß ihnen ihre Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von mir gehandelt. Man lasse also — auch mit Gefahr den diesjährigen Wein nicht unterbringen zu können — meine eigenen Keller so lange verschlossen, bis meine Unterthan-

terthanen durch guten Verkauf die übrigen werden ausgeleert haben. **Das Privatintereſſe des Fürſten muß dem Intereſſe ſeiner Unterthanen nachſtehn.**“

Ich küſſe das Blatt, auf welchem ich dieſe wahrhaftig fürſtlichen und landesväterlichen Worte nachgeſchrieben habe. Junge Prinzen, und ihr, Söhne der Edeln, die ihr einſt als Räthe der Fürſten in Finanzkollegien oder als Miniſter am Ruder des Staates ſitzen werdet, habt ihr ſie vernommen dieſe goldenen Worte, werth in Marmor und Erz gegraben zu werden? **Das Privatintereſſe des Fürſten muß dem Intereſſe ſeiner Unterthanen nachſtehn:** welche erhabene und zugleich ſimple und doch auch zugleich neue Fürſtenlehre, und wie verſchieden von der, welche in den meiſten andern Ländern befolgt wird! —

Was nun die räthſelhafte Frage betrift: woher es gleichwohl komme, daß auch in dieſem von der Natur ſo ſehr begünſtigten Lande, und unter der milden und weiſen Regierung dieſes Fürſten, von häufigen Auswanderungen, beſonders nach dem öſtreichiſchen **Gallizien**, gehört worden iſt? ſo glaube ich, daß dieſe ſonderbare Erſcheinung aus folgenden Haupturſachen ſchon ziemlich begreiflich werde.

Erſtlich mag die ſehr große Volksmenge verſchiedener Gegenden dieſes Landes, beſonders in der obern Markgrafſchaft, wo man 3 bis 4000 Köpfe auf eine Quadratmeile rechnet, hin und wieder wohl

wohl vieles dazu beigetragen haben. Mancher, der sich gern hätte anbauen mögen, fand keine Handbreit Landes mehr übrig, welche nicht schon ihren Besitzer hatte; er wanderte also aus, und gieng nach Gallizien, oder Ungarn, wo der wüsten und unangebauten Strecken noch so viele sind. Mancher hätte gern ein Landeigenthum gekauft; allein er fand den Preis der Grundstücke in diesem starkbevölkerten Lande so erstaunlich theuer, daß er Verzicht darauf thun mußte: er wanderte also aus, und gieng nach Gegenden, wo er hundert Morgen umsonst erhalten konnte.

Zweitens fanden sich seit einiger Zeit überall, auch im Badenschen, östreichische Emissarien (Abgeordnete) ein, welche den Leuten so viel Reizendes und Herrliches von den neuen Ländern vorzuspiegeln wusten, daß sie thörichter Weise, gleich dem Hunde in der Fabel, den guten Bissen im Munde fahren liessen, und nach einem bloßen Schatten schnappten. Der unwissende Landmann beurtheilte den Werth der Grundstücke und Freiheiten, die ihm in Gallizien angebotten wurden, nach demjenigen, den diese Dinge im Badenschen haben, ohne dabei zu bedenken, wie viel Schweiß und Kosten erst verschwendet werden müssen, um jene, noch in der Wildniß liegende Grundstücke urbar zu machen, und wie wenig Gelegenheit er nachher haben werde, die gewonnenen Produkte mit Vortheil abzusetzen!

Drittens hat man bemerkt, daß die meisten markgräflichen Ueberläufer nicht sowohl aus dem

eigen-

eigentlichen Baden, als vielmehr aus demjenigen Theile der Grafschaft Spanheim auswanderten, welcher ehemals dem Markgrafen von Baden, und dem Herzoge von Pfalzzweibrücken gemeinschaftlich gehörte, seit zehn Jahren aber zwischen diesen beiden Herren getheilt worden ist. In diesem Lande nun soll es, während der gemeinschaftlichen Regierung sehr unordentlich zugegangen seyn. Die dadurch verwöhnten Unterthanen finden daher an der bessern Zucht, und an der ordentlichern Verwaltung, welche die Badensche Regierung daselbst einzuführen sucht, keinen Geschmak, und — wandern lieber aus, als daß sie sich zu ihrem eigenen Besten fügen lernten. Man muß den Herren eine glükliche Reise wünschen!

Die obere Markgrafschaft Baden, oder das sogenannte Oberland, ist unstreitig eines der schönsten, fruchtbarsten, reichsten und angebautesten Länder, welche man in Deutschland sehen kann. Dieses Land bringt alles, was sowohl zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, als auch zum Vergnügen gehört — Korn, Wein, Vieh, Obst, Wild, Fische u. s. w. — in Ueberfluß hervor. Auch gehören Bauern, welche 200,000 Gulden im Vermögen haben, hier nicht, wie anderwärts, zu den Seltenheiten, auf welche man mit Fingern weiset. Der Wohlstand ist vielmehr allgemein, und nur die Armuth ist etwas seltenes hier. In der That erinnere ich mich nicht, in dem ganzen Oberlande nur einen einzigen Bettler gesehn zu haben. Aber überall sahe ich wohlgekleidete und wohlgenährte Landleute; überall rothe, freie, und

sehr

sehr fröliche Gesichter unter ihnen; überall augenscheinliche Beweise von einem Wohlbehagen, wovon der arme Landmann in den meisten andern Ländern wohl nie einen Vorschmack gehabt haben mag.

Jammerschade, daß auch hier, wie überall, wo Wohlstand herrschend wird, der allgefräßige Wurm des Luxus die Wurzel der Glükseligkeit dieses frohen Volkes zu benagen bereits angefangen hat, und sie wahrscheinlicher Weise noch immer mehr benagen wird! Das Herz that mir wehe, da ich die theuren Kleidungsstücke *), worin die hiesigen Bauerweiber einherstalziren, und andere Auswüchse der Uepigkeit bemerkte, welche die untrüglichen Vorboten von Verfall, und mannigfaltigem Elende sind. Möchte doch der Geist der Mäßigkeit, der Ordnung, der Frugalität, und einer weisen Sparsamkeit, welche dem Beherrscher dieses glüklichen Landes eigen ist, sich nach und nach über alle seine Unterthanen verbreiten, und zum Nationalgeist werden!

Ich fand in Karlsruhe unter vielen andern lobenswürdigen Anstalten, auch ein neues Institut zur Beförderung der Vieharzneikunde, welches in allen andern Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Der Herr Markgraf hat nemlich einen jungen fähigen Mann zu diesem Behufe reisen lassen; und nach-

*) Sie tragen, zum Beispiel, um sich eine hohe Brust zu machen, seidene Halstücher von der Größe eines mäßigen Tischlakens, wovon ihnen das Stück 25 Gulden kostet.

nachdem dieser mit Kenntnissen bereichert war: so wurde verordnet, daß aus allen Aemtern junge Leute nach Karlsruhe kommen sollten, um sich hier in der bisher so sehr vernachläßigten, und gleichwohl so allgemein nöthigen Vieharzneikunde unterrichten zu lassen. Sicherlich wird diese Anstalt dem Lande jährlich einige hundert Stük Vieh erhalten, welche sonst ein Opfer der Unwissenheit geworden wären.

Ich nahm in Karlsruhe einen sogenannten Hauderer, das ist, einen Miethkutscher, mit einem sehr leichten Wienerwagen, wofür man bis Rastadt, welches zwei gute Meilen davon entfernt liegt, nicht mehr als einen französischen Laubthaler bezahlt. Schneller und angenehmer, als mit diesem Fuhrwerke, bin ich nie gefahren: aber freilich waren Weg und Wetter auch so schön, als man beide nur immer wünschen mag!

Rastadt, die Residenz der ehemaligen Markgrafen von Badenbaden, ist nunmehr auch in dem Fall, worin Durlach und andere ehemalige Residenzstädte sich befinden — sie leidet Mangel an Nahrung. Zwar hat man eine Stahlfabrik angelegt, aber diese kann eben so wenig, als die Fayencefabrik zu Durlach, die ehemalige Anwesenheit des Hofes, und der Kollegien ersetzen. Der Ort verarmt, und wird immer mehr und mehr entvölkert. Hausmiethe und Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil; und eine Familie, welche 500 Gulden zu verzehren hat, wird hier für wohlhabend gehalten. Das schöne ehemalige Residenzschloß, wogegen das

zu Karlsruhe nur ein Bürgerhaus zu seyn scheint, steht leer, wird aber doch gut unterhalten. Ich ließ mir dasselbe zeigen, nicht weil es ein Schloß, sondern weil es dasjenige Schloß ist, auf welchem der berühmte **Rastädter Friede** geschlossen ward. Man führte mich in das Kabinet, in welchem die beiden großen Heerführer **Eugen** und **Villars** zusammenkamen, um diesen Frieden zu unterzeichnen; und noch sahe man an der Wand die Tintenflecke, welche die Sekretairs beim Ausspritzen der Federn gemacht hatten. Es ist einem in einem solchen Zimmer doch ganz anders zu Muthe, als wenn man über Schlachtfelder reiset!

Nachdem ich hier einige Stunden verweilt hatte, fuhr ich mit einem neuen Hauderer weiter.

Bis dahin hatte ich auf meiner Reise einer mir ungewöhnlich guten Gesundheit genossen; allein diese schöne Periode lief nunmehr zu Ende. Die ausserordentliche Hitze, welche nach der bisherigen kalten und nassen Witterung eintrat, äusserte eine erschlaffende Wirkung auf meine Nerven, und besonders auf meine Eingeweide. Ich wurde von anhaltenden Diarrheen und Kolikschmerzen befallen. Meine jungen Leser werden nun so gütig seyn, mit dem armen Kranken, wenn er nicht immer unterhaltend genug seyn sollte, von hier an Geduld zu haben.

Krank und niedergeschlagen langte ich gegen Abend zu Kehl, einem kleinen markgräflichen Orte am Rhein, unweit Strasburg an, welcher ehemals

bekanntlich eine Reichsfestung war. Mein Vorsaz war, noch an eben dem Abend über den Rhein bis nach Straßburg zu gehen; allein ich konnte nicht. Von Kolikschmerzen gezwungen, kehrte ich in das erste das beste Wirthshaus ein, um daselbst zu übernachten. Da es mir wichtig war, sobald als möglich, wieder hergestellt zu werden: so wünschte ich einen Arzt zu haben; allein der Arzt von Kehl war nur ein gemeiner Raseur. Ich bat hierauf, daß man mir ein wenig Haberwelgen zubereiten möchte: aber unglüklicher Weise war in ganz Kehl keine Habergrütze zu bekommen. Ein Glas Wasser also! — Dies wurde mir nun zwar gebracht, allein es roch von Fäulniß, und war durchaus ungenießbar. Der Ort liegt nemlich in einer so niedrigen und sumpfigten Gegend, daß man kein reines Quellwasser daselbst haben kann. Aber so wird man; fragte ich, doch wohl irgend ein mineralisches Wasser — Selter oder Schwalbacher — im Hause haben? Auch dieses war unglüklicher Weise an eben dem Tage ausgegangen. Unmuthsvoll warf ich mich aufs Bette, und hoffte, daß ich Durst und Kolikschmerzen würde verschlafen können: aber auch hier wartete meiner eine neue Widerwärtigkeit. Ein Schwarm von Schnaken (so nennt man in diesen Gegenden die Mücken) zerfezte mir Gesicht und Hände; und wo diese nicht hinkommen konnten, da gingen wir andere kleine Geschöpfe zu Leibe, die ich noch viel weniger abzuhalten vermochte. Ich lag auf der Tortur; und wenn ich jemals eine lange unangenehme Nacht verlebt habe, so war es diese.

Kehl hat eine eben so traurige als ungesunde Lage. Die ganze Gegend ist morastig. Dies, und die französische Unsauberkeit, welche an diesem Grenzorte herrscht, machen, daß fast jeder Fremde, der sich hier eine Zeitlang aufhält, mit einem Fieber dafür büßen muß. So krank ich auch daher am folgenden Morgen war, so beschloß ich doch nicht länger hier zu bleiben, sondern mich nach Straßburg fahren zu lassen. Aber in Kehl gewesen zu seyn, ohne die große Bücherfabrik des Herrn von **Beaumarchais** gesehen zu haben! das würde ich, dachte ich, in der Folge mir kaum vergeben können. Ich vergaß daher meines kränklichen Zustandes, und verfügte mich dahin.

Diese einzige Fabrik in ihrer Art, ist in der eigentlichen ehemaligen Citadelle angelegt, und füllt die sämtlichen Gebäude derselben an. Es ist der Mühe werth, daß ich meinen jungen Lesern eine kleine Beschreibung davon mache.

Beaumarchais, ein sehr reicher Mann und französischer schöner Geist, kaufte vor einiger Zeit in England die Geheimnisse einer von **Baskerville** erfundenen sehr berühmten, und ausserordentlich schönen Druckerei, die an Vortreflichkeit der Schrift und Schwärze alle andere übertrift. Er hatte hierbei die Absicht, von den besten französischen Schriftstellern prachtvolle Ausgaben zu liefern, und der Anfang sollte mit den Werken des berühmten **Voltaire** gemacht werden. Allein die intolerante französische Geistlichkeit widersezte sich diesem Vorhaben,

und wußte es bei der Regierung dahin zu bringen, daß der Druk dieser Werke verboten ward. Beaumarchais wandte sich hierauf an den Markgrafen von Baden; und dieser, weiser und duldsamer als die französische Geistlichkeit, räumte ihm gern die schon demolirte, und folglich unbrauchbare Festung Kehl zur Anlegung dieser Bücherfabrik ein, mit welcher einige hundert Menschen, und mehrere hundert tausend Thaler Geld zugleich in sein Land kamen. Kehl, ein kleiner höchst unbedeutender Ort, nahm hierdurch an Nahrung und Wohlstand zu; und es wird seitdem so stark daselbst gebaut, daß in kurzer Zeit eine ganz artige kleine Stadt daraus entstehen dürfte. So wohlthätig sind die Folgen der Duldsamkeit für jedes Land, worin man sie zu schätzen und auszuüben weiß.

Eine so ansehnliche Druckerei, als diese ist, hat, so viel ich weiß, noch nirgends existirt. Es ist ein sehenswürdiges Schauspiel, hier in einem langen und weiten Raume über dreißig Pressen, dort in einem eben so großen Saale eben so viele Setzer beschäftiget zu sehen. In andern Räumen liegen erstaunlich große Papiervorräthe, und wiederum in andern die schon fertigen Verlagsexemplare. Hier werden die abgedrukten Bogen zusammengelegt, dort sind eine Menge Menschen mit Versendungen beschäftiget. Man sieht eine eigene Schriftgiesserei, eine eigene Buchbinderei, u. s. w. Kurz alles, was zu einer vollständigen Bücherfabrik gehört, findet sich hier zusammen.

Scha-

Schade, daß diese große und sehenswürdige Anlage schwerlich von Bestand seyn wird! Schon jezt soll **Beaumarchais** an 200,000 Livres*) dabei eingebüßt haben, weil er selbst nicht zugegen seyn konnte, um Ordnung zu erhalten. Aber sein Ehrgeiz ist dabei zu sehr interessirt, als daß er die Anstalt, um dieses Verlustes willen, schon jezt wieder eingehen lassen könnte. Sie wird also zur Ehre, und zum Nutzen der Markgrafschaft Baden eine Zeitlang wenigstens, wahrscheinlicher Weise fortdauern.

Ich sahe hier unter andern ein Exemplar der Voltairischen Schriften auf das schönste Pergament für die russische Kaiserin gedrukt, welches 40,000 Liv. kosten soll. Etwas Prächtigeres und Vollendeteres ist, glaube ich, in dieser Art wohl noch nie gesehen worden. Pergament, so weiß wie Schnee; Buchstaben, so scharf und zierlich, als wären sie in Kupfer gestochen, und eine Druckerschwärze, gegen welche die andere beste Schwärze nur grau zu seyn scheint! Der äussere Band wird der Schönheit des Innern entsprechen, und das Ganze wird ein Meisterstük von typographischer Kunst und — Ueppigkeit seyn.

*) Ein Livre ist nach unserm Gelde ungefähr 6 Sgr., also die obige Summe ungefähr 60,000 Thlr.

16.

Uebergang über den Rhein nach Straßburg, Reise durch Oberelsaß über Colmar nach Basel.

Sobald ich die merkwürdige Bücherfabrik des Herrn von Beaumarchais gesehen hatte, stieg ich in den Wagen, um nach Straßburg zu fahren, welches nur eine Stunde von Kehl liegt.

Hier mußte ich zuvörderst den Rhein passiren. Auf der hölzernen Brücke desselben, welche Deutschland mit Frankreich verbindet, durchkreuzten sich in meiner Seele gar sonderbare Empfindungen. Ich fühlte eins ums andere, Patriotismus, Wehmuth und Unwillen in mir aufwallen, indem ich an dem entgegengesezten Ende der Brücke eine französische Wache erblikte, wo ehemals eine deutsche stand, und dabei bedachte, wie viel Thorheiten, Laster und Elend von jener Seite des Stroms zu uns herüber gebracht wurden! Freilich wurden uns auch französische Litteratur und französische Artigkeit herüber gebracht: aber waren diese eine Schadloshaltung für die deutsche Simplizität, Gradheit, Frugalität und Ehrlichkeit, welche darüber verloren giengen? — Da ich die Brücke zurükgelegt hatte, nahm ich von meinem lieben Vaterlande durch einen wehmüthigen Rükblik Abschied, und mein Wagen rollte auf einer sehr schönen Kunststrasse, die durch einen häßlichen Sumpf führt, der Stadt zu.

Meine

Meine Kränklichkeit dauerte fort, und die Sonnenhitze nahm überhand. Aus beiden Ursachen sahe ich mich, während meines Hierseyns, genöthiget, die meiste Zeit das Zimmer, oft sogar das Bett zu hüten. Der Bemerkungen, die ich unter diesen Umständen zu machen Gelegenheit hatte, konnten daher nicht viele seyn.

Straßburg — ehemals eine deutsche, freie Reichsstadt, jezt dem französischen Zepter unterworfen — ist ein großer, wohlbefestigter und ansehnlicher Ort, nur daß die Strassen, wie gewöhnlich, auch hier größtentheils ziemlich krumm und enge sind. Man schäzt die Zahl der Einwohner, ohne die Besatzung, welche 10000 ausmacht, auf 45000 Köpfe. Die vielen Fremden und Reisenden, wovon dieser Ort beständig wimmelt, mögen im Durchschnitt wohl auch jedesmal ein Paar Tausend betragen.

Zur Erleuchtung der Strassen bedient man sich hier, wie in Paris, der sogenannten Reverberes, das ist, eine Art von Lampen, die an ein polirtes Metall befestiget sind, welches, gleich einem Spiegel, das darauf fallende Licht derselben zurükwirft. Diese Reverberes hängen mitten über der Strasse an Stricken, welche man von einem Hause zum andern in der Höhe eines Stokwerks durch die Luft gezogen hat; und ungeachtet die Entfernung der einen Lampe von der andern ziemlich groß ist, so wird die Strasse doch weit besser dadurch erleuchtet, als durch eine doppelt so große Anzahl gewöhnlicher Laternenpfähle

geschehen könnte. Diese Art der Erleuchtung scheint daher besser und zugleich wohlfeiler, als die gewöhnliche zu seyn, und verdiente also in andern Städten nachgeahmt zu werden.

Was einem Fremden gleich beim Eintritte in Straßburg zuerst auffällt, das ist der sonderbare, und, wie mich deucht, gar nicht vortheilhafte Kopfpuz des hiesigen Frauenzimmers vom Untern- und Mittelstande. Diese besteht in einem sehr kleinen Käpchen von reichem Zeuge, welches nur eben den hintersten Theil des Kopfs bedekt, indeß der grössere Theil des unbedekten Haars rund um dieses kompendiense Käpchen herum en crêpe frisirt und gepudert ist. Der ganze Kopf erhält hierdurch eine Form, die von der, welche die Natur ihm gab, gar sehr verschieden, und daher — wie jede andere Mode, welche die Formen der Natur verhunzt — ungemein häßlich ist.

Von den öffentlichen Gebäuden und sonstigen Merkwürdigkeiten der Stadt, konnte ich nicht viele sehen, weil meine kränklichen Umstände mir nur zweimal auszugehen erlaubten. Diese beiden Gänge nüzte ich, um den Münster und diejenige Kirche in Augenschein zu nehmen, worin das berühmte Denkmal des nach berühmtern **Marschalls von Sachsen** prangt. Der Münster, dieses erhabene und bewundernswürdige Meisterstück der gothischen Bauart, welches an Kühnheit, Kunst und Grösse wohl schwerlich seines Gleichen hat, verdient vorzüglich gesehen zu werden. Man hat über 200 Jahr daran gearbeitet,

tet, ganz Elsaß mußte dabei frohnen, und Bettelmönche schleppten unermeßliche Summen zur Bestreitung der Baukosten aus allen Ländern herbei. Und doch ist das erstaunliche Felsengebäude bis auf diesen Tag noch nicht ganz vollendet worden. Denn statt zweier hoher Pyramiden, welche der ungeheure Thurm eigentlich tragen sollte, hat er nur erst eine erhalten, welches, von fern gesehen, eine Unförmlichkeit verursacht.

Das ganze Riesengebäude scheint ein einziger, durch Kunst bearbeiteter Fels von röthlicher Steinart zu seyn. Die hohe Pyramide des Thurms besteht aus lauter Säulenwerk und durchbrochener Arbeit, so, daß man überall durch und durch sehen kann, welches ihr bei aller Größe, Festigkeit und Höhe, die sie hat, ein sehr leichtes und lichtes Ansehen giebt. Das ganze äussere Gebäude ist von unten bis oben mit einer unendlichen Menge und Mannigfaltigkeit von Zierrathen in gothischem Geschmacke beladen, welche an jedem andern kleineren Hause einen widrigen Eindruck machen würden, hier aber, wenn ich meinen eigenen ungelehrten Empfindungen trauen darf, dazu dienen, das Erstaunen, welches von dem Ganzen erregt wird, durch die Verwunderung über die sonderbare Verbindung des Kleinzierlichen mit dem Großen und Erhabenen, nur noch mehr zu verstärken. Das Innere des Gebäudes ist, ganz wider die Art katholischer Kathedralkirchen, ziemlich simpel und mit Verzierungen von Bildhauerarbeit, Gemälden, u. s. w. keineswegs überladen.

Das

Das obenerwähnte Monument des Marschalls von Sachsen, werden meine jungen Leser aus einem davon existirenden Kupferstiche, welcher ihnen wohl einmal zu Gesicht kommen dürfte, besser, als aus jeder wörtlichen Beschreibung, kennen lernen. Ich will sie daher nicht damit aufhalten.

Da Straßburg ein Grenzort ist, welcher aus einer deutschen Reichsstadt eine französische Königsstadt ward: so treffen die deutschen und französischen Sitten hier am meisten zusammen, und schmelzen gleichsam in einander, so, daß man hier weder jene noch diese mit dem, was ihnen eigenthümlich ist, sondern ein Gemisch von beiden sieht, worin die deutsche Gradheit durch französische Geschmeidigkeit, und die französische Flatterhaftigkeit durch deutschen Ernst gemäßiget wird. Diese Vermischung scheint keine unebene Wirkung, besonders bei solchen zu thun, deren gesunder Verstand das Gute wie das Fehlerhafte, in dem Charakter beider Nationen bemerkte, und jenes anzunehmen, dieses zu vermeiden suchte. Auch die beiden Sprachen, die deutsche und die französische, gehen hier so schwesterlich gepaart im Schwange, daß es schwer fällt zu bestimmen, welches von ihnen die herrschende sey. Selten sieht man eine Dienstmagd, oder einen Hausknecht, welche nicht beide mit gleicher Fertigkeit reden.

Straßburg ist eine Zeitlang der Schauplaz eines berühmten Gauklers gewesen, dem der vornehme und gemeine Pöbel die zweideutige Ehre erwies, ihn für einen Wunderthäter zu halten. Der Mann nennt

sich

sich Cagliostro; aber wer er eigentlich sey? woher er stamme? wohin er mit seiner geheimnißvollen Wirksamkeit eigentlich ziele? das hat der angebliche Wundermann gar weislich in undurchdringliche Wolken zu hüllen gewußt. Der obgedachte Pöbel, der alles, was sonderbar ist, anzustaunen pflegt, und welcher schwachköpfig genug ist, alles Ungereimte, wenn es nur den Schein des Wunderbaren und Uebernatürlichen an sich trägt, für möglich und für wahr zu halten, hat wunderseltsame Dinge von ihm geglaubt und ausgebreitet. Er soll Gold aus Blei, aus Kieselsteinen Diamanten machen können! Er soll alle Krankheiten heilen, Alte wieder verjüngen, ja sogar Unsterblichkeit verleihen können *)!

Er

*) Sollte man glauben, daß es, besonders unter dem vornehmen Pöbel, solche Erzpinsel gebe, welche sogar folgendes abgeschmakte und unsinnige Feenmährchen von diesem Wundermann eine Zeitlang für wahr halten konnten? — Eine Dame, ich glaube es war eine Prinzessinn, hatte ein Fläschgen voll Wunderessenz von ihm bekommen, wovon ein einziges Tröpfchen hinreichend war, aus einem alten Gesichte alle Runzeln zu vertreiben, und das abgelebteste alte Mütterchen plözlich wieder in ein junges blühendes Mädchen zu verwandeln. Die Dame hatte dieses Fläschgen auf dem Nachttische stehen gelassen, und ihr naschhaftes Kammermädchen, welches in ihrer Abwesenheit Haussuchung hielt, glaubte Liqueur darin zu finden, sezte es an den Mund, und that einen guten Schluck daraus. Plözlich wurde die Näscherin, nicht blos um einige Jahre verjüngt, sondern, weil sie so viel davon genommen hatte, in einem Embryo von der Grösse eines kleinen Fingers verwandelt. Die Dame kam zu Haus; aber da war kein Kammermädchen, um sie auszukleiden. Sie klingelte sie rief, sie erzürnte

Er selbst soll schon zu Christi Zeiten gelebt, und ihm klugen Rath gegeben haben, den dieser aber leider! nicht befolgte! Er soll Geister citiren und durch Hilfe derselben viel Wunderbares leisten können; und was des abgeschmakten Zeugs mehr ist! Sollte man sich vorstellen, daß solche ungereimte Fratzen in unsern erleuchteten Zeiten sogar von feinen Leuten, welche sich einer guten Erziehung rühmen, sogar von Prinzen und Prinzessinnen angehört und — was noch ärger ist — geglaubt werden könnten?

Und doch geschahe es. Der Wundermann bekam unglaublich großen Zulauf von Leuten aus allerlei Ständen, vornemlich aus den höhern. Sein Hotel war unabläßig mit Equipagen besezt, und unter denen, welche ihm den Hof machten, sahe man sogar Prinzen vom königlichen Geblüte und Leute mit Stern und Ordensbändern in Menge. Sein Ton war gebieterisch, wie der eines Gesandten vom Himmel, seine Sprache bald räthselhaft, bald hochfliegend und pathetisch wie die eines Propheten. Dabei affektirte er eine Uneigennüzigkeit und Rechtschaffenheit, welche an die Tugend eines vollendeten Heiligen zu grenzen schienen. Er heilte unentgeldlich; er theilte Allmosen und Geschenke aus, ohne sich, so viel man weiß, von irgend jemand wieder beschenken zu lassen; er machte

zürnte sich: umsonst! Endlich geht sie zum Nachttische, um sich selbst auszukleiden: und siehe! da erblikt sie die Figur eine Lilleputterin, die auf dem Tische herumhüpft. Ein Blik, auf ihre meist leere Flasche geworfen, erzählte ihr auf einmal die ganze Geschichte. —

machte seinen Patienten die Besserung ihres Herzens und die Austilgung aller unreinen Begierden zur ersten Bedingung ihrer Genesung. Hierdurch gewann er die Verehrung derer, auf welche seine sonstigen Gaukeleien vielleicht keinen Eindruk würden gemacht haben.

Jezt glaubte er einen hinlänglichen Anhang zu haben, um mit glüklichem Erfolge eine größere und glänzendere Schaubühne betreten zu dürfen. Er gieng nach Paris. Allein hier war es, wo er in einen allgemeinen bekannt gewordenen Proceß verflochten und in die Bastille geworfen ward, aus der er, nach vollendeter Untersuchung zwar wieder losgelassen, aber doch auch zugleich des Landes verwiesen wurde. Nunmehr, sagt man, habe er sich nach England gewandt. —

Ich habe die Gelegenheit, von diesem sonderbaren Abentheurer zu reden, deswegen ergriffen, um meine jungen Leser noch einmal zu warnen, sich vor Leuten dieser Art, deren es in unsern hellen Zeiten mehr als jemals giebt, sorgfältig in Acht zu nehmen, in der gewissen Ueberzeugung, daß derjenige, der sich von ihnen einnehmen läßt, entweder um seine gesunde Vernunft oder um sein Vermögen, oft um beide und um seine Gemüthsruhe zugleich gebracht werde. — Woher ich aber wisse, daß Cagliostro, wie alle andere Wundermänner seines Gelichters, Gaukler sind, fragen meine lieben Leser? Daher, weil die Erfahrung Leute dieses Schlages bisher immer als solche dargestellt hat; vornemlich aber

aber auch daher, weil sie fast immer für nöthig erachten, sich selbst und ihre Handlungen in den verdächtigen Mantel des Geheimnißvollen, des Wunderbaren und des Unbegreiflichen zu hüllen. Wer sich zu verstecken sucht, der fürchtet sich, entdekt zu werden; und wer die Entdeckung scheut, der hat entweder schon Böses gethan, oder geht damit um, es noch zu thun. Rechtschaffenheit und wahre Weisheit wollen weder schimmern, noch verborgen seyn; sie gehen ihren stillen und geraden Gang am hellen Tage fort, unbekümmert, ob man sie bemerke oder nicht. Sie suchen sich keinen Anhang zu machen, und wenn sie ja, zur Beförderung ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit, Verbindungen einzugehen für nöthig erachten, so verheelen sie weder das Ziel, wornach sie streben, noch die Mittel, deren sie sich dazu bedienen wollen. Sie führen nicht ins Dunkle und verlangen nicht, daß man an sie glaube; sondern sie wünschen, daß man sie und ihre Handlungsarten untersuche und aufkläre, je mehr je lieber. Wer Glauben, statt Untersuchung verlangt; wer Wunder, statt Beweise verspricht; wer in geheimen Zusammenkünften geheimnißvolle Dinge verheißt, und die Wahrheit, statt sie immer mehr und mehr vor den Augen seiner Brüder zu enthüllen, gestissentlich zu verschleiern und in unbegreifliches Dunkel zu hüllen sucht: der kann kein Weiser und kein Menschenfreund seyn, der giebt vielmehr eben hierdurch deutlich zu erkennen, daß er verborgene unlautere Absichten hege; vor dem thut jeder, der nicht angeführt seyn will, wohl, sich entfernt zu halten, so weit er kann. Das räth die gesunde Vernunft, und die Erfahrung bestätiget es! —

In

In Straßburg scheint man überhaupt, so wie in der nahe gelegenen Schweiz, für Schwärmereien jeder Art weit mehr Empfänglichkeit und weit mehr Anlagen zu einem blinden Wunderglauben zu haben, als wir andern, wenigstens in den nördlichen Theilen von Deutschland, in uns zu fühlen pflegen. Denn auch Mesmer, ein zweiter Wundermann von gleichem Schlage, hat hier eine Menge von Gläubigen und sehr eifrige Schüler gefunden, welche seine magnetischen Gaukeleien fortzusetzen und zu verbreiten suchen. Dieser Charlatan giebt nemlich vor, daß es, außer der eigentlichen magnetischen Kraft in dem bekannten Steine dieses Namens, noch einen gewissen thierischen Magnetismus im menschlichen Körper gebe, durch dessen Erregung die unheilbarsten Krankheiten geheilt und die wunderbare Gabe der Wahrsagung und Prophezeihung verliehen werden könne. Die Art, wie er dabei verfährt, ist folgende.

Unter gewissen feierlichen Vorbereitungen und Grimassen betastet und bestreicht der Wundermann den Körper desjenigen, welcher magnetisirt oder — wie er sich gleichfalls ausdrükt — desorganisirt werden soll. Unter dieser Operation schlummert der Kranke ein; und nun hat er auf einmal das Talent zu weissagen und schlafend zu wissen, was ihm wachend unbekannt war. Er wird über allerlei Dinge ausgefragt, und auf jede Frage erfolgt eine vernehmliche Antwort und zwar — o Wunder! grade die rechte. Man frägt ihn nach dem eigentlichen Sitze und der Ursache seiner Krankheit; und der

Träumer weis beide auf ein Haar anzugeben. Man frägt ihn nach den Mitteln, die er brauchen müsse, um wieder zu genesen: und — o doppeltes Wunder! er schreibt sie, troz dem besten Arzte, vor, auch wenn er vorher nie die mindeste medicinische Kenntniß hatte. Er bestimmt Zeit und Stunde, wann diese Mittel genommen werden müssen; er bestimmt die Größe der Portion; er sagt ihre Wirkungen voraus, und weis ganz genau, wann und in welchem Grade er durch den Gebrauch derselben genesen werde. Er weis, was für Personen zugegen sind; er kann sogar durchs Gefühle Dinge unterscheiden, die er wachend vielleicht nicht mit beiden Augen und allen übrigen Sinnen zugleich unterscheiden konnte. Man läßt ihn z. B. ein beschriebenes oder gedrucktes Blatt Papier berühren: und er sagt euch mit geschlossenen Augen, ob die Schrift deutsch, lateinisch oder hebräisch sey. Nicht wahr, das ist doch wunderbar genug!

Und was wollen wir nun dazu sagen, ihr jungen Freunde? Wollen wir die Wahrheit der Nachrichten, die uns davon gegeben werden, in Zweifel ziehen? Aber diese kommen zum Theil von so guten und lieben Leuten her, daß man eine vorsezliche Erdichtung oder Verfälschung derselben unmöglich argwöhnen kann. Was also? — Das, was wir sagen und urtheilen, wenn wir einen geschikten Taschenspieler unglaublich scheinende Dinge verrichten sehn. In diesem Falle denkt oder spricht kein Vernünftiger: das ist ein Wunder! das übersteigt die menschliche Vernunft! das geht mit übernatürlichen

Dingen

Dingen zu! sondern wir alle, die wir auf einen etwas ausgebildeten Verstand Ansprüche machen, denken und sprechen etwa so: ich weis zwar nicht, wie der Mann es anfängt, um mich so zu täuschen; aber daß ich wirklich getäuscht werde, und daß die wunderbaren Dinge, die ich da sehe, sich im Grunde ganz anders verhalten müssen, als sie mir vorkommen, davon bin ich zum voraus gewiß, auch wenn ich nie dahin gelangen sollte, es mir selbst oder andern erklären zu können; davon überzeugt mich das ganze bisherige Verfahren der göttlichen Weisheit, welche, so lange die Welt steht und soweit zuverläßige Geschichte reicht, nie Wunder um nichts und wieder nichts geschehen ließ, nie sich selbst entgegenarbeitete, nie einem Ehrgeizigen zu gefallen, der gern für einen Wunderthäter gehalten werden mögte, oder einem Habsüchtigen zu Liebe, der seinem Nächsten das Geld aus dem Beutel zu locken sucht, den natürlichen Lauf der Dinge änderte und Wirkungen hervorbringen ließ, welche den bisherigen Gesetzen der Natur entgegen liefen; *) davon überzeugt mich

*) Bis hieher war es allgemeines Gesez der Natur, wer etwas sehen will, der muß seine ihm dazu verliehenen Augen brauchen; wer die Dinge, die um ihn her sind, erkennen will, der muß einen oder mehrere seiner Sinne dazu anwenden; wer vernünftig urtheilen will, der muß nicht schlafen, sondern wachen, und wer ein Arzt seyn will, der muß die Arzneiwissenschaft studiren. Wenn nun die weltregierende Vorsehung in unsern Tagen geschehen ließe, daß man mit geschlossenen Augen sehen, im Schlafe klüger als im Wachen und träumend die Arzneiwissenschaft ausüben könnte, ohne sie jemals erlernt

auch die bisherige allgemeine Erfahrung aller weisen und aufgeklärten Menschen seit vielen Jahrhunderten, als welche bezeuget, daß bei allen Wundern neuerer Zeit beständig Dummheit, Täuschung oder Betrug zum Grunde gelegen habe. So denken vernünftige Menschen in Fällen dieser Art; und die Erfahrung hat noch immer bewiesen, daß sie recht daran thaten.

Es ist indeß die Pflicht eines jeden aufgeklärten Menschenfreundes, Erscheinungen dieser Art, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit aller ihm möglichen Achtsamkeit untersuchen zu helfen. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Desorganisation, wo möglich, an mir selbst geschehen zu lassen, um zu erfahren, worin die Täuschung eigentlich bestehen mögte: allein meine fortdauernde Kränklichkeit wollte mir nicht gestatten, diejenigen Bekanntschaften zu machen, welche zur Erreichung dieser Absicht nöthig waren. Ich sprach indeß zu Straßburg einen Mann, der aus gleichem Bewegungsgrunde eine solche Operation, ohne allen Erfolg, an sich selbst hatte verrichten lassen. Der Operateur benachrichtigte ihn, daß seine Füße und Beine zuvörderst erkalten würden; allein Füße und Beine blieben warm, wie zuvor. Dann sollte er Kopfschmerzen fühlen; allein der

erlernt zu haben: so stieße sie ja offenbar die bisherigen Naturgesetze um, so arbeitete sie ja offenbar ihren eigenen Einrichtungen entgegen, so stritte sie ja wider sich selbst! Und wer ihr das zutrauen kann, dem muß es wohl nicht schwer fallen, auch das Allerungereimteste zu glauben.

der Ungläubige fühlte nichts. Nach einigen andern vergeblichen Versuchen dieser Art erklärte der Wundermann, daß eine gewisse Disposition dazu gehöre, und daß ihm diese fehle. Vermuthlich würde ich dieselbe Erklärung von ihm gehört haben, wenn es möglich gewesen wäre, seinen Experimenten beizuwohnen. Ich tröstete mich indeß wegen dieser Unmöglichkeit mit der Hofnung, daß ich in Zürich bei Freund Lavater wiederfinden würde, was ich in Straßburg verfehlen mußte; und reiste, sobald ich mich einigermaßen wieder hergestellt fühlte, nach Colmar ab.

Eine herrliche Fahrt: Kunststraßen, so eben, als wären sie mit Diehlen belegt; ein Postwesen, wie man es in Deutschland, so weit ich es kenne, nirgends findet, und Landschaften, welche an Fruchtbarkeit, Kultur und Bevölkerung sogar die obere Markgrafschaft Baden hinter sich lassen! Um sich von der erstaunlichen Volksmenge in Oberelsaß einen Begrif zu machen, braucht man nur zu hören, daß auf den Wochenmarkt von Colmar Leute aus 400 Ortschaften kommen und an dem nämlichen Tage wieder zu Hause fahren können. Also 400 Oerter innerhalb eines Umkreises, dessen Halbmesser ungefähr vier Meilen beträgt: welche unglaubliche große Bevölkerung!

Man fährt auf dieser Straße längst dem Vogesischen Gebirge hin, welches dem Vorüberreisenden eine große Mannigfaltigkeit von überaus schönen Prospekten darbietet. Jedes Glied in dieser langen

Bergkette hat seine eigenthümliche mahlerische Form und Bekleidung; und fast jedes derselben prangt mit den Ruinen eines Bergschlosses. An den Seiten und am Fuße dieser Berge liegen die Städte, Dörfer und Landgüter so nahe bei einander, daß sie beinahe ein einziger langer zusammenhängender Ort zu seyn scheinen.

Ich war kaum einige Meilen weit durch diese reichen und angenehmen Gegenden hingefahren, als ich merkte, daß ich mich zu früh herausgemacht hatte. Meine Krankheit kehrte zurük; und ich vollendete den Rest dieser Tagereise in einer traurigen Gemüthsstimmung. Krank, schwach und mismüthig kam ich zu Colmar an, und mußte mich abermals aufs Bett und in die Arme eines Arztes werfen.

Die größte Merkwürdigkeit von Colmar hatte ich in Straßburg schon gesehen. Dies war mein ehrwürdiger Freund **Pfeffel**, den mein guter Genius grade in den nämlichen Gasthof führte, worin ich selbst abgetreten war. Dieser merkwürdige Mann, der unter den Erziehern, Gelehrten und Dichtern unserer Zeit eine ansehnliche Stelle behauptet, ist, seit seinen Jünglingsjahren, auf beiden Augen blind. Er wurde nämlich, da er in Halle studirte, von einer schmerzhaften Augenkrankheit befallen, und reisete, um sich kuriren zu lassen, nach Dresden zu einem berühmten Augenarzte. Allein dieser Charlatan machte das Uebel zehnmal ärger, als es gewesen war; und der unglükliche junge Mann mußte, schon

halb

halb blind und mit Höllenschmerzen davon reisen. So kam er zu Colmar an. Her Borell, ein hiesiger Arzt, der während meines Hierseyns auch der meinige war, untersuchte den Zustand seiner Augen, und fand sie unheilbar. „Wenn Sie“, sagte er, „von den Schmerzen, die Sie leiden, frei seyn wollen: so ist dazu kein anderes Mittel vorhanden, als — sich beide Augen ausstechen zu lassen!“ Pfeffel schauderte; allein unvermögend, die Qualen, die er litte, länger zu erdulden, hielt er herzhaft seine kranken, schon meist blinden Augen dem Messer des Arztes entgegen und — es war geschehen!

Nie habe ich einen Blinden gesehen, dem man die Blindheit weniger anmerken konnte, als diesem meinem Freunde, ungeachtet ihm beide Augen ausgestochen sind. Er ist so heiter und vergnügt, als wenn der Verlust des Gesichts ihm keine einzige Lebensfreude geraubt hätte; und er ist so frei und lebhaft in seinen Bewegungen, daß man alle Augenblicke in Versuchung geräth, seine gänzliche Blindheit, die doch leider! augenscheinlich genug ist, in Zweifel zu ziehn. Wenn er von den Unfällen seines Lebens redet: so wird der Blindheit entweder gar nicht, oder doch nur im Vorbeigehn, und zulezt gedacht. Vergißt sich etwa jemand und sagt ihm unbedächtlicher Weise, sehen Sie, lieber Pfeffel! so kann er in ein herzliches Lachen ausbrechen, daß man ihm etwas zumuthet, wozu er doch keine sinnliche Werkzeuge hat. Er erzählte mir sogar von zwei Blindgebohrnen zu Manheim oder Speier, die sich zuweilen alles Ernstes hinsetzen und die armen Sehenden,

die sie die fünfsinnigen nennen, beklagen sollen, daß sie auf so manche Freude des Lebens, welche den Blinden zu Theil würde, Verzicht thun müßten, vermuthlich weil des Blinden Seele mehr bei sich selbst zu Hause ist, wenn ich so sagen darf, indem sie nicht, wie die unsrige, alle Augenblicke gereizt wird, ihre Aufmerksamkeit und Gedanken auf äußere Gegenstände zu heften; weil sie durch nichts gestört wird, ihren eigenen Gedanken und Empfindungen nachzuhängen, so lange es ihr beliebt, und weil sie in der größern Schärfe ihrer übrigen sinnlichen Werkzeuge einen Ersaz für den Verlust des fünften Sinnes findet. So wahr ist es, daß jedes Uebel auch sein Gutes mit sich führt, und daß die allgütige Vorsehung in jeden Becher voll bitterer Trübsal, welchen sie den Sterblichen reicht, auch einige mildernde Tropfen süßer Freuden zu schütten pflegt.

Pfeffel wurde durch seine Blindheit nicht gehindert, ein glüklicher Gatte, Vater einer zahlreichen Familie, und ein sehr nüzlicher Bürger zu werden. Er legte mit seinem edeln Freynde **Lerse** eine Militärschule zu **Colmar** an, die nun schon lange blüht und den Beifall, den sie von Anfang an erworben hat, nicht blos zu erhalten weis, sondern auch verdient. Ich sahe diese lobenswürdige Anstalt, und war gerührt über das viele Gute, welches ich darin fand — aber es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Beschreibung davon zu machen.

Colmar ist ein alter, irregulärer aber dabei ungemein bevölkerter Ort. Er hat ungefähr 8000 protestan-

testantische und 10000 römischkatholische Einwohner, ungeachtet er nicht halb so groß, als Braunschweig ist. Die bloße Kattun- oder, wie man hier sagt, Indiennefabrik, welche nahe bei Colmar auf dem Lande liegt, beschäftiget 1800 Menschen. Es ist hier auch das Konseil oder Parlament, das ist, der höchste Gerichtshof oder das Oberappellationsgericht von Elsaß, vor welchem die Sachen, nach französischer Weise, öffentlich plaidirt, das ist, mündlich vorgetragen, bestritten und vertheidiget werden. Dies allein zieht hier immer sehr viele Menschen her, und macht den Ort nahrhaft.

Da Colmar, so wie der ganze Elsaß, nun schon solange unter französischer Bothmäßigkeit steht: so kann man nicht umhin, befremdet zu seyn, indem man den großen Wohlstand und die ausserordentlich starke Bevölkerung wahrnimmt, welche hier, sowohl in den Städten als auch auf dem Lande herrschen. Der französische Zepter gehört doch bekanntlich zu den leichtesten eben nicht, und eine Heerde, welche unter eiserner Ruthe geweidet wird, pflegt doch ordentlicher Weise nicht sehr zu gedeihen und nicht sehr anzuwachsen: woher denn hier das Gegentheil? — Die Antwort auf diese Frage scheint folgende zu seyn: daher, weil diesem von der Natur außerordentlich gesegneten Lande damals, da es an Frankreich abgetreten ward, manches schätzbare Vorrecht und ein Grad von Freiheit ausbedungen wurde, dessen keine andere französische Provinz sich zu erfreuen hat. Diese Vorrechte und Freiheiten wurden ihm auch bisher — so lange die Fürsten und Staaten nach eini-

gen Respekt für heilige Verträge und Friedensschlüsse hatten — ziemlich unverlezt gelassen: aber nunmehr, da die Moral des Hofmarschals zu Jedo in Japan: „Was den Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter!“ *) auch in Europa hie und da Eingang zu finden scheint: hat die französische Regierung angefangen, die schlaffen Zügel ihrer Herrschaft über diese neuerworbenen Länder etwas kürzer zu schnallen und etwas stärker anzuziehen. Und da wird denn allmählig Eine freie Bewegung nach der andern unmerklich gehindert; **) bis es endlich auch hier in Vergleichung mit den ältern französischen Provinzen heissen wird: der Herr hat uns alle gleich gemacht! Und da wird es sich denn auch mit dem übermäßigen Wohlstand und der großen Bevölkerung wohl von selbst geben.

Merk-

*) Siehe den Wandsbecker-Boten 3ter Th. S. 205.

**) So erschien während meines Hierseyns die Verordnung, daß keine Indienne (Kattun) aus der Schweiz und aus Deutschland nach Frankreich eingeführt werden sollte; und, ungeachtet Colmar weder in der Schweiz noch in Deutschland liegt, so wurde doch die hiesige Indienne-Fabrik diesem Verbote ausdrüklich mit eingeschlossen. Denn, sagte man, wollen die Elsasser den übrigen königl. Unterthanen gleich geachtet und nicht für Ausländer gehalten werden: so müssen sie erst auf diejenigen Vorrechte und Freiheiten Verzicht thun, welche sie sich vor andern königl. Unterthanen ausbedungen haben. So weiß man heutiges Tages die Leute nach und nach dahin zu bringen, daß sie selbst wünschen müssen, des kleinen Ueberrestes von Freiheit, der ihnen etwa noch zugestanden war, entlediget zu werden.

Merkwürdig ist es, daß die Protestanten hier auch in geistlichen Dingen bis jezt noch einiger Freiheiten genießen, die man in ganz protestantischen Ländern vergebens sucht. Sie wissen z. B. nichts von symbolischen Büchern, das ist, von Vorschriften, wie man glauben und lehren soll; sondern jeder hat das Recht, seiner eigenen gewissenhaften Einsicht zu folgen. Ein goldenes Vorrecht! Ehe ich dasselbe kannte, war es mir unerklärlich, warum hier nicht sowohl die Katholiken, als vielmehr grade die Protestanten sich unter der katholischen französischen Regierung so außerordentlich vermehrt haben, da doch sonst überall, wo Katholiken und Protestanten unter einer katholischen gesezhabenden Macht zugleich stehn, die leztern nach und nach vermindert und verdrängt zu werden pflegen. Jezt war mir diese seltene Erscheinung vollkommen begreiflich. Ein Land, worin keine symbolischen Bücher gelten, und wo man also auch einer größern Gewissensfreiheit, als in andern Ländern genießt, muß nach und nach mehr als andere bevölkert werden, und wenn auch sonst manches nicht so gut darin wäre, als in andern Ländern. Denn unter allen Kränkungen, welche der Mensch von Menschen erfährt, ist die unnatürliche Gewalt, welche man seinem Gewissen in Religionssachen anzuthun die Grausamkeit hat, die bitterste, die unausstehlichste von allen; und man hat daher schon oft gesehen, daß gedrükte Religionspartheien sich bei Tausenden aufmachten, ihr Vaterland und ihre Besitzungen im Stiche ließen, und mit dem bloßen Stabe in der Hand nach solchen Ländern wanderten, wo man ihnen vergönnte, Gott nach ihrer eigenen

nen Weise anzubeten. Wo also kein Religionszwang herrscht, keine symbolischen Bücher gelten, da muß, ich wiederhole es, die Bevölkerung zusehends wachsen, und da müssen denn auch Industrie und Wohlstand verhältnißmäßig vermehrt werden. Colmar ist ein abermaliger Beweis davon.

Daß doch die Fürsten und Staaten diese eben so große als simple Wahrheit noch immer nicht ganz begreifen wollen! —

Nachdem ich einigermaßen wieder hergestellt war, reisete ich über Hüningen, eine französische Festung am Rhein nach Basel.

17.

Beschreibung von Basel.

Basel hat eine unvergleichliche Lage am Rhein, der hier seinen Lauf ändert, und nun nicht weiter gegen Westen, sondern gegen Norden fließt. Die Gegend ist in einer mäßigen Entfernung von einem halben Zirkel schöner Berge eingeschlossen, und nur gegen Süden und Westen offen. Das Land um die Stadt herum scheint auch hier, wie im Elsaß und an der Bergstrasse, ein einziger großer Garten zu seyn.

Der schöne blaue Rhein strömt mitten durch die Stadt, und theilt sie in zwei Hälften, wovon die eine die grössere, die andere die mindere Stadt genannt wird.

wird. Beide zusammen genommen haben einen ziemlich großen Umfang; aber nicht mehr als 15000 Einwohner.

Die größere Stadt ist sehr uneben, das Pflaster schlecht, die Strassen enge und krumm, und die Häuser größtentheils von alter geschmaklöser Bauart. Einige Häuser sind so abschüssig, daß man sie nicht befahren kann. Fast jedes Haus hat, wie bei uns die Wirthshäuser, sein eigenes Zeichen, und wird nach diesem, nicht nach seinem Eigenthümer, benannt; z. E. im schwarzen Bär, im grünen Esel, u. s. w. Man glaubt daher eine Stadt voll Wirthshäuser zu sehen. Ueberdem beobachtet man an jedem Hause, und zwar vor einem der Fenster des zweiten Geschosses, entweder zwei gegeneinander überstehende Spiegel, wovon der eine etwas unterwärts gerichtet ist, oder ein Kästchen von Gitterwerk. Beide dienen der Dame des Hauses, dasjenige, was auf der Strasse vorgeht, zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Denn, hat sie ein Gitterkästchen vor dem Fenster, so stekt sie das Köpfchen hinein, und kann alsdann durch die Zwischenräume des Gitterwerks gemächlich umherschauen, ohne daß man sie von unten zu Gesicht bekommt. Hat sie hingegen zwei Spiegel vor dem Fenster, so kann sie, indem sie in ihrem Zimmer sizt, jeden Vorübergehenden in dem einen, und in dem andern unterwärts gekehrten diejenigen erblicken, welche sich ihrer Hausthür nähern. Sie weis daher, noch ehe jemand gemeldet wird, wer in ihrem Hause angekommen ist.

Diese

Diese Einrichtung beweist, dünkt mich, zweierlei; erstlich, daß die Damen in Basel eben so neugierig, wie die unsrigen, sind, und zweitens, daß sie an Eingezogenheit die unsrigen übertreffen müssen; dieses, weil sie Bedenken tragen, sich am Fenster sehen zu lassen, und jenes, weil sie auf das Vergnügen, die Vorübergehenden zu mustern, gleichwohl nicht Verzicht thun wollen. Ich will indeß nicht in Abrede seyn, daß je zuweilen wohl ein Mannskopf im Gitterkästchen stecken, oder seine Augen auf die Strassenspiegel heften möge.

Viele Häuser dieser alten Stadt sind von aussen bemalt, aber auf eine so geschmaklose Weise, daß man nunmehr anfängt, die Farben durch einen weissen Ueberstrich auszulöschen. Einige dieser Malereien sollen noch von dem berühmten **Holbein** herrühren, der seiner unordentlichen Lebensart wegen, sich oft genöthiget sah, zu dem seiner Kunst unwürdigen Geschäfte eines Anstreichers zu greifen, um Brod für seine hungrige Familie, und Wein zur Stillung seines eigenen unersättlichen Durstes zu verdienen. Man erzählte mir von diesem lüderlichen Künstler folgende lächerliche Anekdote.

Einst, da er übernommen hatte, das Haus eines hiesigen Bürgers zu bepinseln, und die Arbeit unterbrach, um in einem nahgelegenen Weinhause seine unmäßige Trinkbegierde zu befriedigen, machte ihm der Bauherr Vorwürfe darüber, und drohete, die Arbeit einem andern zu übertragen, wenn er künftig nicht fleißiger seyn würde. Holbein versprach Besserung;

serung; und wirklich erblikte der Bauherr am folgenden Tage, so oft er nach dem Gerüste in die Höhe sah, die herabhängenden Beine desselben, und glaubte also, daß seine Warnung gefruchtet habe. Allein, da er diese Beine den ganzen Tag über an einer, und eben derselben Stelle erblikte, so bewog ihn die Befremdung darüber, hinaufzusteigen, um zu sehen, was der Mann doch so lange an einer und eben derselben Stelle mache. Und siehe! da waren es nicht Holbeins wirkliche, sondern ein Paar gemalte Beine, die der Schalk, der unterdeß abermals im Weinhause war, so täuschend gemacht hatte, daß sie, von unten gesehen, seine eigenen wahren Beine zu seyn schienen.

Auf der Bibliothek zu Basel, welche unter andern Merkwürdigkeiten auch verschiedene Reliquien von Erasmus und Holbein enthält, sahe ich das berühmte Buch des erstern: **das Lob der Narrheit** genannt, zu welchen der leztere allerlei komische Figuren mit der Feder gezeichnet hat. Eine dieser Figuren stellt die Karrikatur eines Trunkenbolds vor, über welche Erasmus mit eigener Hand den Namen Holbein schrieb; ein Beweis, daß die ebenerzählte Anekdote von ihm, wohl keine Verläumdung seyn mag.

Basel ist eine Universität; aber eine so unbedeutende, daß nicht wohl abzusehen ist, warum man sie nicht schon längst hat eingehen lassen. Man versicherte mich, daß das ganze Korps der hiesigen Studirenden sich nicht über zwanzig belaufe, so, daß

wirk-

wirklich mehr Professoren, als Studenten da wären. Meine eigene Beobachtung stimmte hiermit überein. Denn bei einer öffentlichen Disputation, die während meines Hierseyns vorfiel, zählte ich wirklich gegen dreißig Professoren, und nur fünf oder sechs Studenten. Man disputirte über die Frage: **ob man seine Vernunft auch in Glaubenssachen brauchen dürfe?** Dies ward nun zwar bejahet; aber der bloße Umstand, daß man diese Frage hier noch für problematisch, das ist, für eine solche hält, worüber für und wider gestritten werden kann, beweist, daß die theologische Aufklärung hier noch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben könne.

Sonderbar ist es, daß die Uhren in Basel sämtlich um eine Stunde früher gehen, als die in andern Ländern, so, daß es hier schon eins schlägt, wann rund umher erst Mittag ist. Die Ursache dieser Abweichung wird verschiedentlich angegeben. Einige setzen sie in die Zeit, da hier ein Konzilium oder eine Kirchenversammlung gehalten ward. Damals, sagen diese, lag den geistlichen Herren, welche hier versammlet waren, mehr ihre eigene Ruhe und Gemächlichkeit, als das Wohl ihrer Heerde, der christlichen Kirche, am Herzen. Sie schliefen daher, von späten Schmausereien müde, bis in den Tag hinein, und erschienen in der Versammlung gemeiniglich viel später, als man festgesezt hatte. Um sie nun etwas früher auf die Füße zu bringen, ließ man in einer guten Nacht die sämtlichen Uhren der Stadt eine ganze Stunde überspringen. Andere wollen den Grund dieser Abweichung in folgendem Vorfalle

gefunden

gefunden haben. Die Bürger von Basel hatten einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht anberaumt worden. Der Rath, hiervon benachrichtiget, ließ hierauf in der nemlichen Nacht alle Glocken der Stadt die verabredete Stunde überspringen, und, statt zwölf, ein Uhr schlagen. Hierdurch wurden die Empörer irre gemacht. Jeder bildete sich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verflossenen Stunde alles still und ruhig geblieben war, so glaubte jeder, daß seine Mitverschwornen anderes Sinnes geworden wären. Er hält sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Tumulte wurde nichts. — Andere geben noch andere Ursachen an.

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so scheint es doch in jedem Falle wenigstens sonderbar, wo nicht ungereimt zu seyn, daß man jezt, da die Ursache zu dieser Abweichung von der gewöhnlichen Stundenzählung nicht mehr vorhanden ist, gleichwohl noch immer fortfährt, die Uhren der Stadt um eine Stunde früher gehen zu lassen. — Aber hier haben meine jungen Leser abermals Gelegenheit zu lernen, wie unbillig es sey, gewisse Verfassungen zu tadeln, bevor man hinlänglich untersucht hat, ob einer Veränderung oder gänzlichen Abstellung derselben, nicht bis jezt vielleicht unübersteigliche Hindernisse im Wege lägen? Die Sache verhält sich nemlich so. Schon lange wünschte man, den Stundenschlag der Baselschen Uhren mit dem in andern Ländern wieder gleichförmig zu machen; allein man fand die Sache schwieriger, als sie, von fern gesehn,

zu seyn scheint. Das Volk ist nun einmal daran gewöhnt, um Ein Uhr Mittag, um sieben Uhr Feierabend zu haben, und dem Volke etwas Gewohntes wieder abzugewöhnen, ist — die Sache betreffe, welche sie wolle — in der That keine Kleinigkeit. Dennoch war der Rath von Basel einst entschlossen, die Sache durchzusetzen. Er gab Befehl; und die sämtlichen Uhren der Stadt wurden um eine Stund zurükgesezt. Allein was geschahe? Alle Geschäfte geriethen in Unordnung; die großen Bandfabriken standen still; es war nahe dabei, daß man einen völligen Aufstand zu besorgen hatte. Was sollte man dabei thun? Die Sache hartnäckig durchsetzen? Das geht sogar in einem despotisch regierenden Staate nicht immer, in einem Freistaate vollends gar nicht an. Die weisen Väter dieser kleinen Republik fanden, nach vorhergegangener Berathschlagung, für rathsamer, die Sache wieder auf den alten Fuß, als die Ruhe und Wohlfahrt des ganzen Landes um einer solchen Kleinigkeit willen, auf das Spiel zu setzen. Die Zeiger der Uhren wurden von neuem um eine Stunde vorgeschoben, und — jeder gieng nun wieder an seine Arbeit. Tadele nun, junger Reisender! aber sage uns auch zugleich, wie man es hätte besser machen können?

Die bürgerliche Verfassung der kleinen Republik Basel, scheint jezt eine der weisesten und glüklichsten zu seyn. Ehemals war sie es nicht, und es kostete Blut, um die Rechte und die Macht des Raths und der Bürgerschaft in das schöne Gleichgewicht zu bringen, worinn sie jezt sich befinden. Damals

war

war die Staatsverfassung von Basel völlig aristokratisch, das heißt, die ganze gesezgebende Gewalt war in den Händen einiger Vornehmen, welche den sogenannten kleinen Rath ausmachten. Zwar hatte man auch einen größern Rath, welcher die Bürgerschaft vorstellte; aber das Ansehn und der Einfluß desselben war nach und nach zu nichts geworden. Der kleinere Rath rief ihn zusammen, aber nur, wann er wollte, und nur um ja! zu sagen zu dem, was schon beschlossen war. Da ermannten sich einige edle im Volk; sezten ihr Leben aufs Spiel; rissen ihren unterdrükten Mitbürgen der Knechtschaft Binde von den Augen, damit sie ihre Schmach und ihre Rechte sähen; feuerten sie an, und — erregten einen Aufruhr. Dies kostete einigen dieser Patrioten zwar den Kopf; aber ihr Blut war der Saame, aus welchem Freiheit und Bürgerglük aufblüheten.

Seitdem muß der große, die Bürgerschaft vorstellende Rath, alle vierzehn Tage zusammenkommen, und jedes Mitglied desselben muß insbesondere gefragt werden: ob es irgend eine Beschwerde, oder irgend einen Vorschlag zum allgemeinen Besten vorzubringen habe? und was auf diese Weise vorgebracht wird, das ist keinesweges in den Wind gesprochen; es wird vielmehr mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit angehört, und, wenn es thunlich ist, auch wirklich befolgt. Seitdem gehen die Herren des Raths mit den Bürgern, wie gütige Väter mit ihren Kindern um. Alle Staatsgeschäfte werden öffentlich getrieben, und nach jeder Sitzung des Raths kann jeder Bürger, der es verlangt, sich durch ge-

schriebene Zettel von den Verhandlungen des Tages benachrichtigen lassen. Alle nehmen auch wirklich Antheil daran, weil alle nunmehr fühlen, daß sie Glieder einer einzigen Fammilie sind, in der nichts vorgehen kann, was nicht allen gleich wichtig seyn sollte.

Zu diesem Behufe kommeu die Männer täglich in kleinen Gesellschaften zusammen, die man **Kämmerli** (Kämmerlein) nennt. Hier wird bei einer Pfeife Tabak von nichts, als öffentlichen Angelegenheiten geredet. Hier wird der republikanische Geist genährt, und manches abgehandelt, was das gemeine Beste befördern kann. Aller Unterschied der Stände wird dabei gänzlich aus den Augen gesezt, und der Schneider z. B., wenn er nur sonst ein vernünftiger Mann ist, darf hier gar wohl dem angesehensten Herrn des Raths zur Seite sitzen, sein Pfeifchen rauchen, und über Staatssachen mit ihm reden. Nur eins hat mir an diesen Kämmerlein's nicht recht gefallen wollen; dieses nemlich: daß die Mitglieder einer jeden besondern Gesellschaft ungefähr von einem und ebendemselben Alter seyn müssen. Die Jünglinge haben ihre Zusammenkunftsörter für sich; die Männer gleichfalls; so auch die Alten und die Greise. Aber besser, dünkt mich, würde es seyn, wenn die Mitglieder von vermischtem Alter wären. Dann würde der Jüngling seine Munterkeit dem Greise, der Greis dem Jünglinge seine Erfahrungen und seine gereiften Einsichten mittheilen können, und beide würden offenbar dabei gewinnen, dieser an Klugheit, jener an Vergnügen. Auch würde die jugendliche Fröhlichkeit durch den Ernst

des Alters gemäßiget, und vor Ausschweifungen bewahrt werden; und das würde ein großer Gewinn für die Sitten, und für die öffentliche Glükseligkeit seyn. —

Auch hier, wie überall, klagen rechtschaffene und weise Patrioten über den steigenden Luxus, der mit jedem Jahre weiter um sich greift, und, wie ein gefräßiger Wurm, an der Wurzel der Glükseligkeit einzelner Familien und des ganzen kleinen Staates nagt. Diese Klage mag, wenn man das jetzige Basel mit dem ehemaligen vergleicht, gegründet seyn; dem Reisenden hingegen, der diese Stadt mit andern Städten von gleichem Umfange zusammenhält, ist es nicht. Dieser bemerkt vielmehr hier im Ganzen einen Grad von Simplizität und Sittenreinigkeit, den er an andern Orten vergebens suchte. Die edle Frau eines hiesigen **Meisters**, d. i. eines Herrn des Raths, der zugleich Schuzherr und Wortführer einer gewissen Zunft ist, französirt hier in Kleidung, Lebensart und Sitten weniger, als die Frau eines Schneidermeisters in andern großen Städten; und der höchste Grad von Ausschweifung, den man den Männern vorwirft, ist, daß sie sich etwa ein Gartenhäuschen bauen, um ein wenig öfter, als ihre Geschäfte es erlauben, darinn mit einigen Freunden zusammenzukommen, und zu **schöppeln**, d. i. ein Glas Wein mit einander zu trinken. Daß aber der Ton des Ganzen hier noch auf Frugalität, Industrie und Eingezogenheit gestimmt seyn müsse, erhellet unter andern aus der tadelnden Benennung, welche das Volk einem Gar-

tenhäuschen dieser Art gegeben hat, indem man es den Friß den Gewinn benannte. — Diejenigen Häuser, worinn man hier Lüxe im hohen Stil bemerkt, sind so selten, daß sie für eine Ausnahme gehalten werden müssen.

Die hiesigen Bandfabricken, die größten und blühendsten dieser Art, sind zu bekannt, als daß ich sie zu nennen brauchte. Ueberhaupt aber herrscht in und um Basel herum eine Industrie, und daher auch ein Wohlstand, welche beide für einen, der aus Niedersachsen hieher kömmt, ungemein auffallend sind. Zum Beweise, wie sorgfältig der aufmerksame Baseler alles, was nuzbar ist, zu benutzen sucht, mag unter andern folgende kleine Beobachtung dienen.

Ich machte in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustparthie aufs Land, und wir führen bei einem Acker vorbei, der durch sein buntschäckiges Ansehn meine Aufmerksamkeit schon von fern auf sich zog. Wir kamen näher, und nun sahe ich mit Verwunderung, daß der ganze Acker mit wollenen Lappen von allerlei Farben besäet war. Was bedeutet das? fragte ich meinen Begleiter; hat etwa ein Schneider seine Werkstatt hier gehabt? Das nicht; antwortete jener. Was Sie sehen, ist Dünger. Diese Lappen gewähren, wenn sie untergepflügt werden, dem Lande eben so viel neue Fruchtbarkeit, als der beste Mist. Sie sehen, wir Schweizer verstehen uns ein wenig darauf, Vortheil auch aus solchen Dingen zu ziehn, welche man anderwärts als unnüz wegzuwerfen pflegt. —

Ich

Ich wünschte, daß meine jungen Leser in Ansehung des Vergnügens, welches ich bei Bemerkungen dieser Art empfinde, mit mir sympathisiren möchten. Es sey mir daher vergönnt, ihnen die Gründe darzulegen, warum ich mich jedesmal so herzlich freue, so oft ich Gelegenheit habe, irgend ein neuerfundenes Mittel wahrzunehmen, wodurch Nahrung, Gewerbe und öffentlicher Wohlstand befördert werden. Ich empfinde bei solchen Gelegenheiten zuvörderst recht große Freude über das fortschreitende umsichgreifen des menschlichen Verstandes, über die vermehrte und vervielfältigte Thätigkeit der menschlichen Kräfte; der Mensch mit seinen hohen Seelenfähigkeiten wird mir dann immer ehrwürdiger, und ich fühle mich groß und stolz bei dem Gedanken: **daß diese Menschen meine Brüder sind, und daß auch ich ein Mensch bin.** Aber ich habe bei dergleichen Gelegenheit auch noch eine andere Ursache zu dieser Freude; diese nemlich:

Jeder, der ein wenig um sich her zu schauen gewohnt ist, weis, wie sehr die Bedürfnisse der Menschen seit einiger Zeit vervielfältiget worden sind, und wie so mancher dadurch nach und nach in den Fall kommt, daß seine Einnahme den immer wachsenden Ausgaben nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag. Es gehört mit jedem Jahre mehr dazu, seinem Stande gemäß zu leben, seinem Stande gemäß sich zu kleiden, seinem Stande gemäß zu wohnen und eingerichtet zu seyn, seinem Stande gemäß zu essen und zu trinken, seinem Stande gemäß sich zu vergnügen, und mit den Leuten desselben

den Standes in gesellschaftlicher Verbindung zu stehen, es mag nun unser Stand entweder der eines Besenbinders, oder der eines Staatsministers seyn. Die einnahme hingegen ist in vielen, vielleicht in den meisten Familien aller Stände geblieben, wie sie vor hundert und mehr Jahren war, da man viele von denjenigen Bedürfnissen, welche heutiges Tages zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden, noch gar nicht kannte. Und was ist nun die Folge davon?

Diese: daß die Menschen überhaupt, besonders die Hausväter, von drückenden Nahrungssorgen, oft sogar von ganz niederschlagenden Sorgen über Schuldenlasten geängstiget werden; diese, daß das Mein und Dein immer wichtiger für die Menschen wird, daß sie darüber, auch in Ansehung der geringsten Kleinigkeiten, weniger als jemals, Spaß verstehn, und mehr als jemals sich darüber mit einander entzweien, sich einander beneiden, anfeinden und verfolgen; diese endlich, daß die Versuchung zu Uebervortheilungen, Betrügereien, Unterdrückereien und Schurkereien dadurch immer stärker und unwiderstehlicher wird. Bei dieser Lage der Sachen scheint es mir also eine recht große Wohlthat für die Menschen zu seyn, neue Mittel zum Erwerb und zur Ersparung zu ersinnen, neue Nahrungszweige für sich und seine Mitmenschen anzulegen und verbreiten zu helfen, und überhaupt dazu behilflich zu seyn, daß mehr erworben und weniger verschwendet werde. Deswegen also freue ich mich so sehr, so oft ich kleine oder große dahin

ab-

abzweckende neue Erfindungen, Anstalten, oder Anlagen sehe, und ich würde mir kein geringes Verdienst um die Menschheit zu erwerben glauben, wenn ich diese Denkungsart allen meinen jungen Lesern einzuflössen im Stande wäre. Möchten sich doch recht viele unter ihnen finden, die sich und mich, und andere Menschen lieb genug hätten, und mir zur Erwerbung dieses hohen Verdienstes behülflich zu seyn, und sich auf der Stelle zu entschliessen, sowohl für ihre eigene Person so sparsam und erwerbsam, wie möglich, zu seyn, als auch alles, was die Sparsamkeit und Erwerbsamkeit bei andern Menschen befördern kann, nach Möglichkeit zu begünstigen, zu empfehlen, und verbreiten zu helfen. —

Man bemerkt zu **Basel**, wie in allen Berggegenden, eine Menge Leute, besonders weiblichen Geschlechts, mit geschwollenen Hälsen oder sogenannten **Kröpfen**, und es ist in solchen Gegenden beinahe eine Seltenheit, eine Person zu sehn, welche ganz und gar nichts davon an sich hat. Die wahre Ursache dieses Uebels scheint mir bis jezt noch nicht entdekt zu seyn. Einige haben gesagt: es rühre von der Bergluft her; andere: das Wasser solcher Berggegenden, das reinste und gesundeste, welches man trinken kann, wäre Schuld daran! Aber, wenn das eine oder das andere die Ursache ist: woher kommt es denn, daß nicht eben so viel Männer als Weiber mit diesem Uebel behaftet sind, da doch beide einerlei Luft und einerlei Wasser geniessen? Wiederum hat man gesagt: es rühre dieses vornemlich daher, weil die Weiber und Mädchen in bergichten

Gegenden gemeiniglich viel auf dem Kopfe zu tragen pflegen, wodurch ihr Hals auf eine unnatürliche Weise hervorgepreßt würde; aber da muß ich abermals fragen: woher kommt es denn, daß das vornehme Frauenzimmer, welches, auſſer seinem Kopfputze, keine Laſten zu tragen gewohnt ist, in solchen Gegenden gleichwohl eben so gut, als die Weiber der niedrigen Stände, seinen Kropf für sich zu haben pflegt? Und woher kömmt es, daß die Harzweiber, die, so weit ich sie beobachtet habe, alles auf dem Rücken, und niemals, oder selten etwas auf dem Kopfe tragen, diesem Uebel eben so sehr, als andere Bergbewohnerinnen, unterworfen sind;

Ich habe eine Vermuthung. Ob sie gegründet sey, mögen die Aerzte untersuchen. Hier ist sie!

Die Berggegenden haben, in Ansehung des Klima's, dies besondere, daß dadurch Hitze und Kälte, und zwar beide in hohem Grade öfter und schneller mit einander abzuwechseln pflegen, als auf dem platten Lande. Jezt ist der Himmel entwölkt, die Sonnenstralen schießen gegen die hohen und zum Theil felsichten Bergwände, und werden von denselben zurükgeworfen; der Wind hat sich entweder ganz gelegt, oder er kommt gerade von einer Gegend her, wo die Berge ihm entgegen stehn, und ihn hindern, in das Thal zu blasen; die Luft stagnirt; es entstehe eine schreckliche Hitze, und Menschen und Thiere schmachten. Jezt sieht man die Weiber ihre Hälse entblößen, welche des Nachts und des Morgens, wo es in solchen Gegenden kalt zu seyn pflegt, mit Tüchern eingehüllt gewesen waren. Nicht lange

so

so dreht sich der Wind; so steigen Wetterwolken aus dem Gebirge empor; so donnert und plitzt's; und in einem Nu! ist die Luft, welche einige Minuten vorher noch von der Sonnenhitze glühte, bis zu einem empfindlichen Grade abgekühlt. Noch ehe die Weiber das Bedürfniß, zu ihren weggelegten Halstüchern zu greifen, fühlen, ist die starke Transpiration ihrer an Bedeckung gewöhnten Hälse zurükgetreten, stokt, und verursacht Geschwulst. Der Kropf ist fertig.

Die Männer, welche ihre Hälse seltener entblößen, kommen seltener in den Fall; und in platten Gegenden, wo die Abend- und Morgenzeit, so wie die Nacht, minder kühl zu seyn pflegt, sind die Weiber weniger gewohnt, ihre Hälse einzuhüllen; und wenn sie sich etwa, bei einer ausserordentlichen Sommerhitze, einmal ungewöhnlich stark entblößen: so sind sie seltener einer plözlichen Verkältung ausgesezt; weil Hitze und Kälte in ebenen Gegenden nicht so plözlich und nicht so stark mit einander abzuwechseln pflegen. Daher auch selten Kröpfe unter ihnen!

Wäre nun diese meine Bemerkung gegründet, so wäre auch zugleich das Mittel, die Kröpfe aus der Welt zu schaffen, glüklich entdekt. Man müßte nemlich den Bergbewohnern rathen, ihre Kinder von der Wiege an zu gewöhnen, in jeder Jahrszeit und bei jeder Witterung die Hälse entweder niemals zu bedecken, oder immer und ohne Ausnahme bedekt zu halten. Das lezere würde beschwerlich, und nicht so leicht von ihnen zu erhalten seyn; deswegen würde ich ohne Bedenken das Erstere empfehlen. Nachtheilige Folgen hätte man auf keine Weise davon zu

besorgen: denn warum sollte der Hals nicht eben so gut, als Gesicht und Hände, an eine beständige Entblößung gewöhnt, und gegen jeden Eindruck einer abwechselnden Hitze und Kälte abgehärtet werden können? Die Sache ist wichtig; sie verdiente von erfahrnen Aerzten geprüft, und dann durch Versuche völlig ausgemacht zu werden. —

Es ist merkwürdig, daß die beiden Hälften der durch den Rhein getheilten Stadt **Basel**, sich, was den großen Haufen betrifft, eben so herzlich hassen, als die beiden durch den Rhein getrennten Städte **Frankfurt** und **Sachsenhausen**, ungeachtet jene, wie diese, von Bürgern eines und eben desselben Staats bewohnt werden! Sonderbar! Gleichsam, als wenn das Wasser eines zwischenfliessenden Stroms alle Empfindungen von nachbarlicher und patriotischer Bürgerliebe auszulöschen vermögend wäre! Bei dem Pöbel von **Basel** wird dieser gegenseitige unpatriotische Haß durch eine Kleinigkeit genährt, von der ich mich wundere, daß sie der Aufmerksamkeit dieses Freistaats bisher entgangen zu seyn scheint. In einem Thurme nemlich an dem einen Ende der Rheinbrücke ist eine Uhr, und ausserhalb des Thurms ein steinerner Menschenkopf, der mit jener dergestalt in Verbindung steht, daß er in jeder Sekunde eine scheußlich lange Zunge gegen die mindere Stadt ausstrekt, und jedesmal wieder einzieht. Offenbar scheint diese niedrige Witzelei auf eine Verachtung der Bürger der mindern Stadt, von Seiten der Einwohner der größern zu deuten; und offenbar trägt dieser ungesittete Spaß noch immer viel dazu bei, den gegenseitigen Haß der beiden Bürgerschaften

zu unterhalten, und auf die Nachwelt forzupflanzen. Denn gerade solche elende Dinge sind es, welche auf die Gemüther des Pöbels am allermeisten wirken; und ich würde daher, wenn ich ein Mitglied des Baseler Raths wäre, keinen Augenblik säumen, auf das nachdrüklichste darauf anzutragen, daß dieser dummen Witzelei ein Ende gemacht würde, indem man dem Kopfe die häßliche Zunge ausrisse. Wollte man ja ein sogenanntes **Wahrzeichen** an dieser Stelle haben, wovon der reisende Handwerkspursche in seiner Heimat zu erzählen hätte: so würde ich rathen, dem Uhrwerke eine solche Einrichtung zu geben, daß bei jeder Sekunde sich eine Hand mit einem Oelzweige gegen die mindere Stadt ausstrecken müßte. Warum? Das werden meine jungen Leser wohl von sich selbst errathen.

18.

Reise von Basel über die vier Waldstädte nach Schaffhausen und nach dem Rheinfalle.

Diese Reise, welche zehn Meilen beträgt, gehört unter die angenehmsten, die man machen kann. Der Weg läuft nemlich größtentheils zwischen einer doppelten kleinen Bergreihe hin, die überall sehr malerische Prospekte bilden, und durch ein fruchtbares Thal getrennt werden, welches dem, hier noch jugendlichen und daher muthwilligen Rheine, zur Laufbahn dient. Ich nenne ihn **muthwillig**, weil er in allen diesen Gegenden nicht, wie ein alter bedächtiger Strom, der schon manches Land durchstrichen hat, und sich nun seinem Ende naht, langsam dahin wallt, sondern, wie

ein

ein rascher Jüngling, der die Fülle seiner Kräfte nicht zu lassen weis, und die große Lebensreise mit Laufen, Hüpfen und Springen beginnt. Er fließt hier nicht, sondern er schießt mit der Schnelligkeit eines Pfeils dahin, tobt zwischen den Felsenwänden, die ihn einschränken; lärmt, schäumt, und bäumt sich bei den Steinmassen, die ihm im Wege liegen, und die er mit sich fortzureissen vergebens strebt. Und was richtet er durch alle sein Poltern aus? Und was nützet er dabei der Welt? — Nichts! Kaum, daß er einen kleinen Fischerkahn zu tragen vermag. Frachtschiffe von einigem Belang zu führen, und dadurch Handel und Gewerbe zu befördern — dazu ist er unvermögend.

Dein Bild, o Jüngling, der du alles mit leidenschaftlicher Hitze unternimmst, und den Weg der Geschäfte, der **regelmäßig gegangen**, aber nicht im Sturme **unordentlich durchhüpft** seyn will, mit Laufen, Springen und Kobboltschießen beginnst! —

Die sogenannten vier Waldstädte, **Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg** und **Waldshut**, welche man auf diesem Wege passirt, haben eine wunderschöne, zum Theil romantische Lage; besonders **Laufenburg**! Hier wird der Rhein durch Felsenwände so enge zusammengepreßt, daß sein Bett kaum eine Breite von 15 bis 20 Schritt behält. Und in diesem bedrängten Zustande muß er noch obenein sich einige Ellen tief von einem scharfen Felsen hinabstürzen; wobei er sich entsezlich gebehrdet, und dermassen schäumt, daß sein vorher blaues Gewässer eine ganze Streke lang das Ansehn hat, in Milch verwandelt zu seyn. In dem Städtchen selbst ragt auch ein schroffes Fels in die Luft empor, auf dem ein altes halb verfallenes

Berg-

Bergschloß mit einer Kirche steht; welches in dem Gemälde der ganzen wilden und romantischen Gegend eine vorzüglich gute Wirkung thut.

Diese Waldstädte haben ihre Benennung von dem, an den Ufern des Rheins anhebenden, und weit in Schwaben fortlaufenden sogenannten **Schwarzwalde**, einem rauhen waldichten Gebirge, welches zum Theil dem Hause Oestreich, zum Theil aber auch dem Herzoge von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden, und verschiedenen Grafen und Herren gehört. Die vier Waldstädte selbst stehen unter östreichischer Bothmäßigkeit.

Man glaubt hier plözlich in ein von Deutschland weit entferntes Land gekommen zu seyn: so sehr unterscheiden sich die Bewohner dieser rauhen Waldgegenden von andern Deutschen, durch Kleidung, Sprache, und Sitten. Die Sprache ist schon schweizerisch; und die Kleidung der Männer, welche schwarz ist, besteht in einem kurzen faltreichen Jäkchen, langen und weiten Pumphosen, einen hohen, spizigen Huthe in Form eines Zuckerhuths, und in einem weißen Halskragen, dergleichen man bei uns nur noch auf alten Kontrefeien zu sehen gewohnt ist. Sie tragen dabei einen langen, gemeiniglich pechschwarzen Judenbart, der ihnen vollends ein sehr altfränkisches und ausländisches Ansehn giebt. Die weibliche Tracht nähert sich jener, welche den Vierländerinnen auf dem humburgischen Gebiete eigen ist. Sie besteht nemlich aus einem rothen, mit grünen Streifchen belegten Mieder, einem in unendlich viele Falten gelegten Rocke von gleicher Farbe, rothen Strümpfen, einer meßingenen Leibkette, langen herabhängenden Haarflech-

flechten, und einem kleinen weißen Strohhuthe mit vier Ecken. Einen solchen unförmlichen Sommerhuth sieht man auch, statt des oben beschriebenen spitzigen, verschiedene Männer tragen.

Die herrschende Religion dieser Gegend ist die katholische. Man hört daher auch von Leuten, die einem hier begegnen, nicht den in protestantischen Ländern gewöhnlichen Gruß: Guten Morgen! oder guten Tag! sondern den unter den Katholicken üblichen, einem protestantischen Ohr etwas sonderbar klingenden: Gelobt sey Jesus Christus! worauf man nicht etwa: großen Dank! sondern: in Ewigkeit! erwiedern muß. Wozu diese frömmelnde Sprache bei Gelegenheiten, wo doch wohl schwerlich jemand bei dem, was er da so mechanisch sagt, auch nur im mindesten etwas den Worten Entsprechendes zu denken pflegt?

In meinem Leben habe ich nicht mehr Bettler gesehn, als hier in der Gegend der vier Waldstädte; und in meinem Leben habe ich in Bettlern die hohe menschliche Natur nicht mehr erniedrigt gesehn als hier! Sie bitten und flehn nicht blos, wie anderwärts: nein! sie werfen sich vor euch schon von ferne haufenweise auf die Knie und beten euch an! Ein schändlicher Anblik! — Vor einigen Jahren kam der Kaiser durch diese Gegenden; wäre er doch damals wirklich unerkannt geblieben, und von diesen Unglüklichen eben so, wie andere Reisende, angefallen zu werden! Der Anblik würde Sein großes Herz empört, und der Schuzgeist der Menschheit würde Seiner erhabenen Seele den Gedanken zugeflüstert haben: was nüzt es, auf die Erweiterung Deiner Staaten und auf die Vermehrung Deiner Unterthanen zu denken,

so

so lange noch so viele Deiner angeerbten Unterthanen im Elende seufzen und unter die Würde der Menschheit so tief erniedriget sind? Des großen Menschenfreundes Wangen würden bei diesem Gedanken geglüht haben, und sicher würde der Vorsaz in Seiner Seele zur Reife gekommen seyn: erst will ich mein angeerbtes Volk beglücken; und nur dann erst, wann kein Elender, den menschliche Hilfe retten konnte, in meinen Staaten mehr zu finden ist, nur dann erst will ich umherschauen, ob in andern Ländern der Unglüklichen mehr sind, denen ich meinen Schuz und meine Hilfe anbieten kann. — Aber ach! die guten Fürsten lernen meistentheils nur die glänzende Seite ihrer Staaten kennen, auch wenn sie dieselben noch so oft bereisen, weil die sie überall umgebenden Schmeichler und die kleinen Volkstirannen und Volksunterdrücker alles, was die Augen ihnen eröffnen könnten, zu entfernen, und alles, was die gewünschte Täuschung nur immer zu befördern vermag, ihnen überall in den Weg zu bringen wissen. Das ist sehr traurig! Das ist ein großes Unglük für die Menschheit! —

Der Tag, an welchem ich nach **Schaffhausen** reisete, war so heiter, daß am Himmel auch nicht das kleinste Wölkchen zu sehen war. Als ich aber jenseits **Waldshut**, wo das nördliche Ufer des Rheins, auf welchem der Weg hinläuft, zu einer beträchtlichen Anhöhe anschwillt, meine Augen gegen Süden richtete, stuzte ich bei dem plözlichen Anblik einer langen Wolkenbank, welche hell wie Schnee und glänzend wie Eis über die gegenüber stehenden Berge hoch emporragte. Wo ist denn, fragte ich meinen Gefährter, auf einmal jenes Wolkengebirge hergekommen? Mein

Freund blikte hin; aber noch ehe er mir antworten konnte, entdekte ich meinen Irrthum und bemerkte mit Erstaunen, daß das, was ich für glänzendes Gewölk gehalten hatte, eine Reihe von Gletschern oder Eisbergen war, die sich durch die Kantons Glarus und Bern erstrecken. Einen erstaunenswürdigen Anblik habe ich nie gehabt! Ich ließ unser Fuhrwerk halten und übergab mich ganz den Empfindungen der Bewunderung, welche dieses prächtige Schauspiel jedem, der es zum erstenmale sieht, nothwendig einflößen muß.

Jezt fuhren wir weiter. Die Anhöhe senkte sich; und der Weg lief abermals zwischen niedlichen kleinen Bergen hin, welche sehr malerische Landschaften bilden. Aber die erhabenen Gletscher wurden uns entrükt; und hin war mein Geschmak an allen den andern Schönheiten der Natur, welche die niedlichen kleinen Berge mir darboten! Ich zürnte diesen Bergen, weil sie mir die Aussicht nach den Gletschern benahmen. Hätte es bei mir gestanden, sie wären bis zum Mittelpunkt der Erde versunken; so gram war ich ihnen! so wenig hatte ich forthin Sinn, für irgend eine andere Naturschönheit, außer den erhabenen Schönheiten der einmal gesehenen Gletscherscene!

Sieh da! dachte ich endlich, nachdem meine Bemühung, jenes großen Anbliks noch einmal theilhaftig zu werden, immer fruchtlos blieb, — wie weislich uns der gütige Himmel die Aussicht in das künftige Leben versperrt hat! Würde uns hienieden nur ein einzigesmal ein deutlicher Anblik der höhern Freuden gewährt, welche dort unser warten: so wäre jeder Freudengenuß für dieses Leben dahin! Die größten Wohlthaten Gottes, deren wir jezt mit Dank

und

und Freude genießen, würden forthin uns nur anekeln, weil sie nicht das wären, was wir von den Seligkeiten eines andern Lebens schon gekostet hätten. Todt wär uns die ganze Natur mit allen ihren herrlichen Reizen; wir würden uns hinaussehnen aus dieser dürftigen Welt; wir würden an allem, was darinn vorgeht, keinen Antheil nehmen, und über dem Sehnen und Sterben nach einem bessern Lande, würden wir für das gegenwärtige unbrauchbar und verloren seyn. Wohl uns, daß der gütige Himmel uns die Aussicht in das künftige Leben so weislich versperrt hat! —

Erst in der Gegend von **Schaffhausen** wurde uns der erhabene Anblik der Gletscher noch einmal gewährt. Darüber verlor ich aber auch vollends jedes Gefühl für jede kleinere Naturschönheit, woran die Lage dieser Stadt so reich ist. Dies leztere weis ich nur historisch; gefühlt habe ich es nicht.

Schaffhausen liegt am Rheine, welcher schon von hier an bis nach **Laufen** — eine halbe Stunde davon — ein so abhängiges Felsenbeet hat, daß diese ganze Strecke ein einziger großer Wasserfall zu seyn scheint. Es geht hier eine merkwürdige hölzerne Brücke über denselben, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist. Denn ungeachtet sie eine Länge von eben so viel Fuß hat, als Tage im Jahre sind — nemlich drei hundert und fünf und sechzig — so bedarf sie doch eigentlich keines einzigen Pfeilers, weil sie durch ein künstliches sogenanntes Hängewerk gehalten wird. Zwar ruht sie jezt wirklich auf einem von der ehemaligen steinernen Brücke übrig geblieben Pfeiler; aber wenn es nach dem Kopfe des Baumeisters ge-

gangen wäre, so würde man auch diesen weggerissen haben. Man scheint indeß wohl gethan zu haben, ihm hierinn nicht gefolgt zu seyn; denn ungeachtet die Brücke noch nicht gar lange steht: so hat sie sich doch schon so sehr gesenkt, daß dieser Pfeiler ihr jezt in der That recht wohl zu statten kommt. Das Wasser des Rheins ist hier so blau, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, daß es wirklich gefärbt sey; aber wenn man mit einem Glase daraus schöpft; so ist das Geschöpfte so klar und weiß, wie Kristall.

Mitten in **Schaffhausen** erhebt sich ein kleiner runder Berg mit einer alten Burg, worauf derjenige, der nicht kurz vorher die Gletscher gesehn hat, einer sehr reizenden Aussicht genießt. Ich war zwar oben; aber ich genoß, der gesagten Ursache wegen, nichts davon.

Diese Stadt ist um vieles kleiner als **Basel**; auch zählt sie nicht über 9000 Einwohner. Sie hat übrigens größtentheils eine eben so alte Bauart als jene.

Der Hauptzwek meiner Reise hieher war, den berühmten **Rheinfall** bei **Laufen**, eine halbe Stunde unter Schaffhausen zu sehn. Ich begnügte mich daher, nur eine und die andere interessante Bekanntschafft zu machen; worauf wir denn in Begleitung einiger neuen Freunde hinfuhren, um jenes merkwürdige Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Meine Erwartung wurde hier keinesweges getäuscht; aber ich bedaure, daß ich wahrscheinlicher Weise die meiner jungen Leser werde täuschen müssen. Denn nicht wahr, ihr vermuthet, daß ich, gleich andern Reisenden, welche diesen prächtigen Wasserfall beschrieben, mit klopfendem Herzen, zitternden Gliedern,

weit-

weitaufgesperrten Munde und mit einer Thräne im Auge dastehn und euch ein Entzückungathmendes O! und Ach! nach dem andern vorkrähen werde? Meint ihr? Nun so hört denn, was geschah!

So wie wir die Stadt verlassen hatten, hörten wir allmählig den Donner des noch fernen Wasserfalls, wie das dumpfe Getöse eines weit hin aufsteigenden Gewitters. Das Getöse nahm zu, jemehr wir uns näherten, und meine Erwartung wurde immer stärker gespannt. Jezt kammen wir auf einem der beiden Berge an, zwischen denen der Rhein sich herabstürzt, und das große Schauspiel lag vor unsern Augen.

Herrlich! rief ich aus; sprang hurtig aus dem Wagen und stand und weidete eine gute Weile lang die Augen an einer Naturscene, welche wirklich über die Maaßen groß und schön ist. Man stellte sich einen schon ziemlich mächtigen Strom vor, welcher einen ungefähr zwölf Klafter hohen Fels herabstürzt. Wie das lärmt und schäumt! Wie das sprudelt, sich häumt, woget und kreiselt! Und wenn nun vollends die Sonne darauf scheint, wie dann der Regenbogen auf der staubenden milchweissen Wasserwolken absticht! — Herrlich! sagte ich; fühlte aber in der That weder Herzklopfen noch Zittern der Gl[illegible]r.

Ich sehe von neuem hin; richtete meine Augen besonders auf die antiken Steinmassen, welche oben auf dem Felsen, gleich Thürmen, aus dem Wasser hervorragen und der Wuth des gewaltig reissenden Stromes spotten; dann auf den angrenzenden Felsenberg, auf dessen Gipfel das Bergschloß Laufen senkrecht in den Wasserfall hinabschaut *); denn auf die

*) Dessen Erbauer aber von Wasserfällen kein sonderlicher Freund

Drathmüle, welche hart am Wasserfalle auf eben dem Felsen liegt, von dem der Strom sich hinabstürzt und von dem fallenden Wasser dessen getrieben wird; dann auf die ganze umliegende halb wilde, halb mit Wein bepflanzte Berggegend; und sagte abermals: herrlich!. fühlte aber noch immer weder Herzklopfen noch Zittern in den Gliedern.

Jezt stiegen wir den Berg, worauf wir standen, vollends hinab; sezten uns unterhalb des Wasserfalls in einen langen, aber äusserst schmalen Fischerkahn, und fuhren durch das wirbelnde und wogende Wasser, welches sich lange von seinem Falle nicht erholen kann, nach dem gegenstitigen Ufer. Hier ist an eben dem Felsen, auf welchem das Schloß **Laufen** steht, bis in den Wasserfall hinein, ein hölzernes Gerüst errichtet, von welchem man den herabschiessenden donnernden Strom mit Händen greifen kann, und wo jeder das Andenken seines Hierseyns dadurch zu verewigen pflegt, daß er seinen Namen in den Felsen gräbt *). Aus dem schäumenden milchweissen Wasserberge, welcher am Fuße des Catarakts sich unabläßig in die Höhe bäumt, sieht man Lächse hervorspringen, welche den pfeilschnellen Strom vergebens zu ersteigen streben. Der Wasserdonner ist hier so laut, daß man kaum sein eigen Wort davor vernehmen kann. — Herrlich! Herrlich! sagte ich hier abermals; aber mein Herz wollte noch immer nicht klopfen, und wenn meine Wan-

Freund gewesen seyn muß, weil er nach der Seite des Catarakts, wenn ich mich anders recht erinnere, auch nicht ein einziges Fenster angebracht.

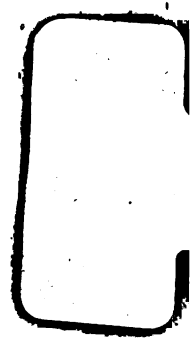
*) Selbst **Joseph** II. hatte diesen Felsen gewürdiget, Seinen geheiligten Namen mit Bleistift daran zu schreiben, worüber vermuthlich eine fremde Hand, eine Kaiserkrone gezeichnet hätte.

Wangen von Zeit zu Zeit benezt werden, so geschah es nicht von empfindsamen Thränen, sondern von dem Wasserstaube, der das Gerüst, worauf wir standen, wie ein feiner Nebel benezt.

Und woher rührt denn diese ungewöhnliche Mäßigung meiner Empfindungen? Und wie kam es, daß ich an dieser Stelle nicht eben dieselbe Rührung empfand, welche so viele andere Reisende daselbst empfunden zu haben erzählen? Ist mein Empfindungsvermögen etwa schon so ausgetroknet, daß ich einer so großen und schönen Naturscene mit phlegmatischer Gleichgültigkeit beiwohnen kann? Das sollte mir sehr leid thun. Kann ich doch aber, so alt ich bin, bei einem vollen Apfelbaume mit dem warmen Vollgefühl eines empfindsamen Jünglings stehn, und den Segen Gottes, der daran hängt, mit einer Thräne im Auge bewundern! Auch habe ich ja nicht gesagt, daß ich gleichgültig blieb; ich gestand blos, daß ich keine leidenschaftliche Entzückung bei mir verspürte? Und woher dieses? Durch eine einzige Vorstellung, die sich mir hier, vielleicht zur Unzeit, aufdrang und die ich nicht wieder los werden konnte.

Der Rhein kam mir nämlich hier grade wie ein junges Genie in derjenigen Bedeutung vor, worinn man dieses Wort seit ungefähr zehn Jahren in Deutschland zu nehmen gewohnt ist, und nach welcher es ein zwar kraftvollen, aber aufbrausenden jungen Geist bedeutet, der etwas Ungewöhnliches, Seltsames und Auffallendes affektirt; sich über hergebrachte Sitten, Gebräuche und Wohlanständigkeit hinweg sezt; nicht anders, als aus innerm Drange und im Sturme handeln zu können wähnt, und daher zu

keinem einzigen, nach Zeit und Ort bestimmten regelmäßigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens tauglich ist. Den seltsamen Luftsprüngen eines solchen Kraftgenies ein Weilchen zuzusehn, mag etwas ganz Unhaltendes seyn. Ich habe mich selbst wohl manchmal daran ergötzt; aber in Entzückung darüber zu gerathen und ausser mir zu kommen — das habe ich nie gekonnt.

Grade so kam mir nun auch, wie gesagt, an dieser Stelle der Rhein vor. Die Luftsprünge, die er hier und an einigen andern Orten macht, schienen mir in der That schauderhaft schön zu seyn, aber ich konnte mich dabei der Frage nicht erwähren: wozu nützen sie denn aber? Wird irgend etwas zum Besten der menschlichen Gesellschaft dadurch bewirkt? — Ganz und gar nichts; sie sind vielmehr grade das, was den Strom in dieser Gegend hindert, den Menschen nüzlich zu werden. Wäre der Rhein hier minder Genie; gienge sein Strom, wie andere ehrliche Flüsse, fein gemäßiget und regelmäßig einher: so könnte er auf seinem Rücken Lastschiffe tragen; so könnte er Handlung und Gewerbe befördern; so könnten die Produkte beider Indien, zum Vergnügen und Nutzen der Bewohner dieser Gegend, auf seinem Gewässer bis nach Schaffhausen und Konstanz schwimmen. Das kann er nunmehr nicht; und was kann er denn? Das Auge des Müßigen ergötzen; allenfalls auch Stoff zu poetischen Gemälde liefern und — eine malerische Reisebeschreibung aufstützen helfen! Und darüber sollte ich Herzklopfen empfinden? Das sollte mir Thränen ins Auge locken?

Wir reiseten noch denselben Abend nach Lauchingen, einem zwei Meilen von hier belegenen Dorfe, zurük, und hatten die Ehre, in eben dem Zimmer und in eben dem Bette zu übernachten, in welchem einige Jahre vorher Se. Majestät, der deutsche Kaiser, ausgeruhet hatte.